

The background is a textured, yellowish-green surface, possibly a canvas or paper, with visible brushstrokes. Two faces are faintly visible in the background, one on the left and one on the right, both appearing to be smiling. The text is overlaid on this background.

**HANS
BRANDEN-
BURG·GOTT
BEGEGNETE
MIR**

**AUTO-
BIOGRAPHIE**



Hans Brandenburg

Gott begegnete mir

Gekürzte Gesamtausgabe



R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL

Gekürzte Gesamtausgabe 1973

Umschlaggrafik: Harald Wever, Wuppertal

Druck: Erzhausen

ISBN 3-417-00423-3

Vorwort

Nachdem der zweite Band meiner Lebenserinnerungen »Gott begegnete mir« vergriffen wurde, erklärte sich der R. Brockhaus-Verlag bereit, meinen Lebensbericht gekürzt als einbändige Paperbackausgabe herauszugeben. Vieles, was die zweibändige Ausgabe brachte, mußte fortgelassen werden. Das braucht kein Verlust zu sein, wenn es gelingt, das Zeugnis vom Wirken Gottes straffer und darum eindrücklicher zu bringen. Ob es gelungen ist, muß der Leser selbst entscheiden.

Korntal, im Januar 1973

Hans Brandenburg

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	3
I. Der erste Weltkrieg beginnt	7
II. Bekehrt zum Dienst	15
III. Das westfälische Jahr	37
IV. Ich studiere Theologie	47
V. Vikar in der Heide	64
VI. Nochmals unter Studenten	70
VII. Als Pastor in Lübeck	78
VIII. Die Stadtmission ruft	107
IX. Diakonissenpfarrer	120
X. Ich werde Soldat	140
XI. In der Nachkriegszeit	171

I. Der erste Weltkrieg beginnt

Es war am 2. August 1914. Ein Sonntag. Meine Eltern saßen mit uns Kindern, meiner fünfzehnjährigen Schwester Gretel und mir, dem jungen Studenten der Theologie im dritten Semester, beim Morgenfrühstück im Hotel »Westfälischer Hof« am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin. Trotz der Unruhe der Zeit — die Reichsregierung hatte gestern die Mobilmachung befohlen! — ließ ich mir die knusprigen Berliner Brötchen munden. Ich war jung genug, um das Abenteuerliche der Spannung dieser Tage zu genießen, und unreif und töricht genug zu meinen, daß jetzt einige Wochen deutschen Triumphes folgen würden, von dem ich Zeuge sein durfte. Weltgeschichte! Bisher war sie immer Vergangenheit gewesen. Nun sollte sie als Gegenwart erlebt werden.

Während wir uns am Kaffee stärkten, erschien ein elegant gekleideter Herr an unserem Tisch, zog eine Marke von Metall aus der Tasche und sagte: »Gestatten Sie, ich bin Kriminalbeamter, darf ich Ihre Papiere sehen!«

Die Situation war überraschend und ungewohnt. Ich sah, wie unserem Vater, der eine schwere Operation hinter sich hatte, das alles peinlich war. Er holte seinen Familienpaß aus der Tasche, auf dem wir alle verzeichnet waren, reichte ihn dem Beamten und war sichtlich erleichtert, als dieser nach kurzer Prüfung den Paß zurückreichte und sich dankend verabschiedete. Wir wagten nur noch, im Flüsterton zu sprechen, hatten aber doch alle vier das Gefühl eines vorübergezogenen Gewitters. Ich fand es sehr interessant. Es sollte noch interessanter werden.

»Ich möchte zum Reichstagsgebäude gehen. Um zehn Uhr hält dort der Hofprediger Doehring einen Freilicht-Gottesdienst. Ich komme anschließend gleich wieder.«

Doehring stand auf der Freitreppe des bekannten Wallot-Gebäudes. Das war ein ungünstiger Platz. Ich habe darum von Doehrings Predigt nicht viel gehört, wohl aber den Text verstanden und höre noch seine langsam gesprochenen Worte:

»Fürchte vor der keinem, das du leiden wirst;
sei getreu bis an den Tod,
so will ich dir die Krone des Lebens geben.«

Hernach wurde »Deutschland, Deutschland über alles« gesungen. Ich versuchte, mit einzustimmen, obgleich ich den Text nur flüchtig kannte. Daß ich als Deutschbalte russischer Staatsangehöriger war, fiel für mich in dieser Stunde nicht ins Gewicht, da ich von kleinauf deutsch empfunden hatte.

Singend zogen wir hernach im Demonstrationszug durch die »Linden«. Im Kronprinzenpalais standen die kleinen Söhne des Kronprinzenpaares in weißen Anzügen am Fenster und winkten uns zu. Wir jubelten. — Als ich nach meiner Uhr sah, erschrak ich. Es waren Stunden vergangen. Ich kannte die Nervosität meiner Eltern. Sie würden sich ängsten, denn es war bald Mittagszeit. So drängte ich in die Neustädtische Kirchstraße. Vor dem »Westfälischen Hof«, gegenüber dem Hotel »Continental« sah ich meinen Vater — eines Hauptes länger denn alles Volk! — schon gespannt Ausschau halten. »Gut, daß du kommst. Der Kriminalbeamte war noch einmal da und hat nach dir gefragt. Geh hinauf zur Mutter! Sie hat mit ihm gesprochen. Mich regt das alles zu sehr auf.«

Unsere Mutter ließ sich auch nicht von der preußischen Polizei imponieren, so propreußisch ihr Herz sonst auch schlug. »Was ist denn los? Ist mein Sohn etwa denunziert worden?« hatte sie den Beamten energisch gefragt. Doch in dessen Brust schlug ein gemütvolltes Berliner Herz: »Rejen Se sich man nur nich uf,« war seine Antwort. »Ick kann Ihr Mutterherz janz jut vastehn. Aber wissen Se, hier in Ballin passiert niemand wat, der nix losjelaassen hat.« Auf diesen Ton reagierte unsere Mutter positiv. Ich fand sie sehr gefaßt.

»Er meinte, du solltest dich selbst auf der Polizeiwache melden. Es braucht nicht schon heute zu sein. Aber,« fügte sie in ihrer bewährten Lebensweisheit hinzu, »geh nur gleich! Es macht einen besseren Eindruck.« Dazu war ich immer bereit. Mit einem »Ich bin gleich wieder da« verabschiedete ich mich, lernte aber in den nächsten Stunden, daß wir unser Leben keineswegs in freier Entscheidung gestalten können.

Die Polizeiwache war in der Mittelstraße nahe den Linden, eine Treppe hoch. Ich grüßte freundlich und berief mich auf die Einladung des Beamten, worauf mir nur kurz geantwortet wurde, ich sollte warten. Ich setzte mich zu einer aufgeregten diskutierenden Gruppe von

etwa zehn russisch sprechenden Männern, in der Mehrzahl Juden, die meist aus deutschen Badeorten kamen. Nun geriet ich freilich in ein völlig anderes Milieu als am Vormittag. »Es ist ja alles gelogen, was die deutschen Zeitungen bringen.« »Es ist ja nichts wahr.« »Was wird man denn aus uns machen?« So schwirrte es in der den Beamten unverständlichen Sprache durcheinander.

Endlich hieß es: »Der Wagen ist da! Sie können kommen!« Ja wieso? Wer hat denn einen Wagen bestellt? Als wir unten auf der Straße standen, verstand ich schon mehr. Da stand die bekannte »grüne Minna«, der Arrestantenwagen der Berliner Polizei. Und rechts und links drängte sich das Volk, um die »russischen Spione« zu sehen.

So, nun erlebte ich etwas, was noch keiner meiner Freunde daheim erlebt hatte. Wie freute ich mich schon jetzt aufs Erzählen! Aber ich war noch sehr jung. Meine Mitreisenden hatten schon mehr von der Schattenseite des Lebens gesehen und erlebt. Namentlich die Juden aus Rußland waren an Bedrohung und Ungerechtigkeit gewöhnt. Einer fragte ernsthaft: »Wird man uns gleich erschießen?« — »Nur keine Einzelhaft«, sagte ein anderer, »da werde ich wahnsinnig.« Schließlich fand einer den Mut zu einer Scherzfrage an den Beamten: »Herr Schutzmann, is dis Omnibus ganz ohne Billet?« Der Beamte lächelte väterlich: »Ja, ja, Se fahren janz umsonst.«

Im großen Hof des Polizeipräsidiums hieß es: »Aussteigen! Zu zweien aufstellen!« Der Kommandoton war eindeutig. Wir marschierten in den großen Vortragssaal der Berliner Polizei, wo schon Hunderte von Leidensgenossen unser warteten.

Es dauerte wieder einige Stunden. Ein Beamter, der ein wenig Russisch sprechen konnte, verhörte umständlich jeden Eingelieferten. Als alle registriert waren, erschien ein neuer Herr von höherem Dienstgrad. Seine inhaltsschwere Rede an uns lautete: »Alles hierhergehört! Im Namen des Oberkommandierenden der Mark habe ich Ihnen mitzuteilen, daß Sie sofort die Mark Brandenburg und das deutsche Reichsgebiet zu verlassen haben! Die russische Grenze ist gesperrt. Ich empfehle Ihnen, nach Dänemark zu fahren. Wer morgen noch hier vorgefunden wird, wird unweigerlich eingesteckt. Sie können gehen!« Ich eilte auf schnellstem Wege ins Hotel, um meine Sachen zu packen und noch am gleichen Abend zurück nach Kopenhagen zu fahren. Dort waren wir während der Operation unseres Vaters einige Monate gewesen.

Nach einigen Minuten Überlegens wurden die Hindernisse sichtbar. »Hast du einen Paß?« Wir besaßen nur den erwähnten Familienpaß,

der uns zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenschloß. Den Eltern konnte ich unmöglich eine neue plötzliche Reise zumuten. »Hast du denn Geld?« Unser Vater hatte einen sogenannten Weltkreditbrief mit einer ausreichenden Summe. Aber erstens war es Sonntag, die Banken waren geschlossen. Zweitens war erster Mobilmachungstag, wo auch der beste Freund nichts zu pumpen in der Lage war. Unsere Mutter hatte einen Vorschlag: »Weißt du, Hans, geh doch hin und sprich dich mit den Leuten aus!« Ach, unsere gute Mutter! Die Zeit der Aussprachen war vorbei. Du hattest nie mit der preußischen Polizei zu tun gehabt und hast nie einen Mobilmachungstag erlebt! In den vorkommenden Aussprachen hatte der Angeredete Haltung einzunehmen und höchstens mit einem »Jawohl!« zu antworten.

Just an jenem Tage war ein Freund meines Vaters, der Tuchhändler Georg Holzapfel aus Brandenburg an der Havel, zu den Eltern gekommen. Er sah unsere Verlegenheit und bot mir seine Begleitung an. »Wir werden die Sache schon deichseln«, sagte er.

Bald waren wir wieder auf dem Alex, wie der Berliner das Polizeipräsidium nennt. Hier herrschte ein tolles Tohu-Wabohu. Weinende Kinder suchten ihre Väter, heulende Frauen fragten nach ihren Männern, Beamte mit hochrotem Kopf liefen durch die Korridore. Als wir den entscheidenden Polizeikommissar endlich gefunden hatten, bewies auch dieser, daß seine Nervenkraft zu Ende war.

»Gehen Sie dort hinein! Warten Sie!« schnarrte er uns an. Ich hatte das peinliche Gefühl, schon in eine Zelle gesperrt zu sein. Wir warteten. Ich trank eine Karaffe Wasser aus und schielte immer wieder nach der Uhr. Schließlich kam der Herr. Ich durfte sprechen, erzählte meine Lage und bat höflichst, den Ausweisungstermin um vierundzwanzig Stunden zu verlängern, damit ich mich morgen mit den nötigen Papieren und Reisegeld versehen könnte.

»Was morgen mit Ihnen wird, weiß ich nicht,« war die trostreiche Antwort. Nun, ich wußte es erst recht nicht. In diesem Augenblick kam der Kommissar von heut mittag herein und fragte seinen Kollegen nach dem »Fall«. Ich hörte sie flüstern: ». . . Ausnahmen . . . gestattet . . .« Und wirklich, in wenigen Minuten hatte ich ein postkartengroßes Stück Papier in den Händen. Darauf stand geschrieben:

»Der russische Staatsangehörige stud. theol. Hans Brandenburg, geboren den 4. März 1895 in Riga, ist nicht ausgewiesen.

Berlin, Polizeipräsidium

Abt. VII. Exekutive.«

Mützlitz, Polizeikommissar

An der Laune jenes Beamten entschied sich äußerlich gesehen mein Geschick. Ich habe mir oft ausgemalt, was geworden wäre, wenn das Zünglein der Waage auf die andere Seite gegangen wäre. Wäre ich nach Dänemark gefahren, so wäre ich im Kriege ins russische Heer eingezogen worden. Selbst wenn ich am Leben geblieben wäre, so wäre mein Leben äußerlich und wahrscheinlich auch innerlich anders verlaufen. Viel später erkannte ich, daß hier Gottes allmächtige Hand am Hebel gelegen hatte.

Von einer Weiterreise der Eltern zur Nachkur in die Schweizer Berge war nun keine Rede mehr. Bald hatten wir alle die Auflage, uns als »feindliche Ausländer« jede Woche auf der Polizei zu melden und unsere Wohnung nicht ohne polizeiliche Zustimmung zu verändern. Bis auf diese Auflage geschah uns nichts.

Es ist nötig, hier einen Rückblick auf das Jahr zu tun, das diesen Ereignissen voranging. Vor einem Jahr war ich nicht unbeschwert, aber doch mit einer neugierigen Spannung nach Dorpat an die Universität gegangen, wo ich einer Studentenkorporation beitrug. Hier herrschte noch der alte sogenannte Pennalismus, d. h. jene Erziehung der jungen Semester, die reichlich roh war, obgleich sie zur Erziehung zum vollen Mannestum beitragen sollte. Dieser Härte war ich weder äußerlich noch innerlich gewachsen. Ich war an der Mutter Schürze aufgewachsen, dazu in einem Elternhause, das in ungewöhnlicher Sauberkeit alle Schattenseiten des Lebens uns Kindern fernzuhalten wußte; nun brach in mir meine kindliche Weltansicht zusammen. Ich merkte erschrocken, welche Gewalt nicht nur Bacchus, sondern auch Venus über die jungen Menschen hatte. Auch über solche, die ich bisher alle für höchst »anständig« anzusehen gewohnt war. Ich habe nachträglich meinem Gott zu danken, daß er mich vor vielem bewahrte, auch wenn ich nicht entfernt die sittliche Kraft zu einem wirksamen Protest hatte. Gewiß gab es daneben auch nette Geselligkeit, gute Musik und Einladungen zu Tanzfesten.

In Dorpat war mir ein Zeuge Christi begegnet, der mir durch seine Art noch mehr als durch seine Predigt die Wirklichkeit Jesu nahebrachte, wie ich sie bisher noch nicht gekannt hatte. Es war Professor Traugott Hahn. Ich hörte bei ihm die Einführung in das theologische Studium. Gerade hier verstand er, uns die geistlichen Voraussetzungen für den Predigtdienst zu zeigen und uns in seiner seelsorgerlichen Art zu dienen. Noch besitze ich das Exemplar von General-superintendent Brauns Schrift »Die Bekehrung der Pastoren«, die ich mir auf seine Empfehlung hin als eine der wichtigsten Schriften

für den werdenden Theologen kaufte. Für mich waren das neue Töne. Sie unterstrichen meine Ahnung, wo bei mir das Entscheidende fehlte. Einmal war ich zu einem offenen Abend bei ihm eingeladen. Ein englischer Student berichtete von der christlichen Studenten-Welt-Konferenz in Lake Mohonk bei New York. Zum ersten Mal hörte ich von der christlichen Studentenbewegung. Auch der Name John Motts fiel. Mich packte eine große Sehnsucht nach einem Studentenleben unter Christus.

Einmal im Laufe des Semesters schien sich eine Tür für mich aufzutun. Ich erfuhr überraschend, daß bei Hahn eine Studentenbude frei sei. Dann hätte ich gewiß persönlich engere Fühlung mit ihm bekommen und vielleicht sogar den Mut zu der so nötigen seelsorgerlichen Aussprache gefunden. Aber ich unterließ es, mich um das Zimmer zu bemühen. In der studentischen Verbindung fühlte ich mich trotz vieler guter Freunde fremd. Zum Studium fand ich nicht genügend Zeit. Vieles fand ich reichlich trocken, es ging wohl auch über mein Fassungsvermögen. Ich litt an Heimweh, fand aber keinen Mut, einen klaren Schnitt zu tun. Einmal ging ich zu meinem Oldermann (Fuchsmajor), der selbst Theologe war, und erklärte ihm meinen Willen, aus der Verbindung auszutreten. Aber jenem gelang es in wenigen Minuten, meinen Entschluß rückgängig zu machen. Heute glaube ich, daß ich damals einen entscheidenden Ruf Christi überhört habe. Im Buche Hiob heißt es einmal: »Solches tut der Herr zweier oder dreimal mit einem jeglichen« (33, 29).

Es ging in den Frühling, als mein Vater so ernst erkrankte, daß ich von Dorpat nach Hause gerufen wurde. Bald zeigte sich, daß eine Operation nötig war, und so kam es dann statt einer fröhlichen Sommerreise nach Wien zur Reise über Berlin nach Kopenhagen, wo mein Vater bei einem Spezialisten operiert wurde.

Der Aufenthalt in Kopenhagen zog sich zwei Monate hin. Die Operation verlief günstig, aber eine leichte Embolie führte zu Komplikationen. Unsere Mutter durfte bei Vater in der Privatklinik wohnen. Für uns beide junge Menschen, meine Schwester und mich, wurde eine Pension gefunden. Da eine konkrete Sorge um den Vater nicht mehr bestand, haben wir beide die sonnendurchglühten Wochen dieses Sommers in der so wunderschönen nordischen Hauptstadt restlos genossen.

In dieses idyllische Sommerleben war die furchtbare Nachricht von dem Attentat in Sarajewo geplatzt. Wir waren zwar von Rußland an solche Ereignisse gewöhnt, aber auch ohne tieferes politisches Urteil

ahnten wir die Gefahr. Doch die Telegrafagenturen arbeiteten unvergleichlich langsamer als heutzutage, so daß wir unvorbereitet auf kriegerische Ereignisse Ende Juli in Berlin eingetroffen waren.

Mein Vater war durch den langen Krankenhausaufenthalt körperlich und nervlich geschwächt. Auch die Mutter brauchte nach all den sorgenvollen Wochen eine Erholung. Aber wie wenig konnte ich in diesen schweren Monaten meine Eltern stützen! Wir Balten waren an eine privatisierende Existenzform des Bürgers gewöhnt. Eine Beteiligung an politischen Ereignissen oder auch nur eine Einflußnahme kam in Rußland kaum in Frage. Gewiß sparten wir dadurch viel Kraft. Und die vielgerühmte baltische Geselligkeit, die Freude an guten Büchern und fruchtbarer Unterhaltung hing bei uns auch damit zusammen, daß es bei uns weder politische Vereine noch politische Stammtische gab. Bis auf das Revolutionsjahr 1905 war unsere Familie von politischen Ereignissen kaum gestreift worden. Das wurde nun anders. Ich erlebte handgreiflich an meinen Eltern, wie das bürgerliche Zeitalter aufhörte. Vierzig Jahre hatte Deutschland im Frieden gelebt. Wir glaubten, es dem Deutschen Reich zu verdanken, daß es ein europäisches Gleichgewicht gab. Auch das hörte nun auf.

Wir waren wochen- und monatelang nur auf Gerüchte angewiesen. Die Postverbindung nach der Heimat hatte aufgehört. Mein ältester Bruder, der das väterliche Geschäft leitete, war zwar nie Soldat gewesen — wurde er etwa einberufen? Wie würde die russische Politik gegenüber den Deutschbalten sein? Bald kamen Nachrichten von Verbannungen und Verhaftungen. Einiges war wahr, anderes übertrieben und unwahr, wie es in solchen Zeiten zu sein pflegt. Wir saßen tatenlos da und warteten.

An einem der ersten Sonntage machte ich mich auf, um die Stadtmissionskirche zu suchen. Dort sollte Pastor Paul Le Seur predigen, von dem ich schon in Riga gehört hatte. Nun saß ich Sonntag für Sonntag unter der alten Stöckerkanzel. Le Seurs männlicher Ernst und ritterliche Erscheinung, seine klugen Predigten und seine klangvolle Stimme zogen mich an. Vielleicht hätte ich aus seinem Munde das helfende Wort für mich gehört, wenn er nicht nach einigen Wochen schon seine Abschiedspredigt gehalten hätte. Er wurde Garnisonprediger im besetzten Brüssel. Von nun an stand während der nächsten Jahre alle vierzehn Tage der bekannte Evangelist Samuel Keller auf seiner Kanzel. Von ihm hatte ich vorher nie etwas gehört. Die Männer der neueren Erweckungsbewegung waren mir unbekannt. Daß ich nun in der Reichshauptstadt den baltischen Christuszeugen

Keller hören durfte, der jahrzehntelang im Süden Rußlands ein Rufer zu Jesus gewesen war, war für meinen Weg zu Gott von großer Bedeutung. Gewiß zog mich zuerst viel Äußeres zu ihm. Da war zuerst sein baltischer Dialekt und seine drastische Sprache. Gelegentlich blitzte sein Humor durch die Predigt hindurch, so daß ein fröhliches Lachen in der Kirche erschallte. Doch um so eindrucksvoller war der Ernst seines nächsten Satzes. Er sprach keine billige »Sprache Kanaans«, sondern redete in der Sprache seiner Zeit in immer neuen Gleichnissen. Er rief das Gewissen zur Umkehr und zur Entscheidung für Jesus auf. Ich merkte bald: Hier war, was mir fehlte! Doch hörte ich ihn nicht ganz ohne Bangigkeit, weil ich immer deutlicher den Totalitätsanspruch Jesu erkannte. Immer noch hoffte ich, den vollen Segen Gottes auch ohne Kapitulation zu erlangen.

Im Januar 1915 war es wohl, als Pastor Keller eines Sonntags zum Eintritt in den Kirchenchor aufforderte, zumal in der Kriegszeit die Männerstimmen fehlten. Nach Rücksprache mit den Eltern meldete ich mich und wurde so der zweite Baß im Chor der Stadtmissionskirche. Diese bescheidene Mitarbeit sollte noch die weitgehendsten Folgen für mein Leben haben. Fürs erste waren die Chorproben für mich die Höhepunkte der inhaltslosen Wochen.

Einige Wochen später saßen wir zum Mittag wieder einmal im »Heidelberger«. Plötzlich sagte mein Vater fast erschrocken: »Sitzt nicht dort Konsul Mantel aus Riga?« Es war der Schweizerische Konsul aus unserer Heimatstadt. Unser Vater war in der ungewohnten Situation eines »feindlichen Ausländers« fast menschenflehig geworden. Doch der liebe Schweizer »Landsmann« kam mit einer herzlichen Begrüßung an unsern Tisch: »Aber, Herr Brandenburg, was machen Sie denn hier?« fragte der freundliche Herr. Unser Vater versuchte, ihm die Tragödie unserer durch den Krieg zerrissenen Familie zu schildern. Konsul Mantel war aber davon keineswegs so stark beeindruckt, sondern redete den Eltern kräftig zu, über Schweden die Heimreise anzutreten, was durchaus statthaft sei. Wahrscheinlich hätten die Eltern diesen Entschluß nicht gefaßt, wenn der neutrale Schweizer nicht versprochen hätte, sich den Eltern in wenigen Wochen auf der Rückreise nach Riga anzuschließen.

Es folgten Wochen aufregender und anstrengender Vorbereitung. Daß ich als Zwanzigjähriger und »kriegsverwendungsfähig«, wie das schöne Wort lautete, nicht hinausgelassen würde, war uns allen klar. Ein paar tausend Mark für meinen Lebensunterhalt hinterlegte mein Vater bei einem Geschäftsfreund. Durch seine Vermittlung wurde ein

Zimmer bei einer Witwe in Lankwitz, einer gartenreichen Gegend, für mich gefunden. Zahllose Behördengänge, ein langer Papierkrieg und viele Besorgungen waren nötig. Schmerzlich verlief der Besuch auf der Fremdenpolizei auf dem Alexanderplatz, wohin ich meinen Vater begleitete. Obwohl die Beamten korrekt und freundlich waren, regte meinen Vater das alles so auf, daß er einen Weinkrampf bekam. Er klagte darüber, seinen Sohn allein in Berlin lassen zu müssen. Der Beamte tröstete meinen Vater wie ein guter Freund.

»Aber Herr Brandenburg, da brauchen Sie sich wirklich nicht aufzuregen! Wenn ihr Sohn Rat braucht, kann er jederzeit zu mir kommen. Hier ist meine Visitenkarte!« Ich steckte die Karte uninteressiert in meine Jackentasche, weil ich ganz mit meinem Vater beschäftigt und froh war, als er sich beruhigt hatte und wir ins Hotel zurückkehrten.

Schließlich kam jener Tag im April 1915, an dem die Eltern mit meiner Schwester in Begleitung des Freundes auf dem Stettiner Bahnhof den Zug bestiegen, um in einem großen Bogen über Saßnitz — Trelleborg — Stockholm — Haparanda — Finnland — Petersburg nach Riga zu fahren.

II. Bekehrt zum Dienst

Nachdem der Zug gen Norden aus der Halle gerollt war, ging ich auf die Polizeiwache, wo der Wachtmeister mir schon lange wohlgesonnen war.

»Heut sehen Sie mich zum letztenmal, Herr Wachtmeister, morgen ziehe ich um nach Lankwitz!«

»Lankwitz? Tut mir leid, Herr Brandenburg, aber det jeht nich so ohne weiteres. Lankwitz jehört nich mehr zum Landespolizeibezirk Berlin. Da müssen Se zuerst ein Jesuch machen, und Se wissen ja, det dauert immer so rund vier Wochen.«

Ich erschrak.

»Herr Wachtmeister, machen Se keene Witze, ick muß morgen hin. Ick hab mein Zimmer schon jekündigt. Wo soll ick auch det Jeld hernehmen für 'nen langen Hotelaufenthalt? Außerdem jeht mir det

Zimmer in Lankwitz in der Zeit verloren, det meine Eltern für mich mieteten.«

»Det tut mir leid, Herr Brandenburg, ick versteh ihre Lage jut, aber Se wissen, ick habe meine Vorschriften.«

Das fing gut an! Kaum bin ich allein in dieser Großstadt, und schon läuft alles quer. Aber wer wollte etwas gegen die Gewissenhaftigkeit eines preußischen Beamten sagen? Ich schlich mich in mein kleines Hotelzimmer zum Hinterhof. »Gott, jetzt hilf du mir!« Ich wollte beten. Aber die Unruhe im Korridor, wo Menschen kamen und gingen, verhinderte alle Sammlung. Es trieb mich auf die Straße. Ich suchte eine offene Kirche und ging langsam durch die Linden und über die Museumsinsel. Dort winkte in der Ferne die alte Sophienkirche. Ich setzte mich auf eine Bank. Es war ein warmer Frühlingstag. Hier war ich ungestört. Ich betete um Rat und Hilfe. Und da geschah ein Wunder.

Das kam so: Als ich dort saß und betete, griff ich gedankenlos in meine rechte Rocktasche und fühlte in ihr eine kleine Karte, die ich neugierig herauszog, weil ich nicht recht wußte, wie sie dahingekommen war. Es war die Visitenkarte jenes Kriminalinspektors, die er mir in Gegenwart des Vaters überreicht hatte. Ich mußte einen Augenblick nachdenken. Damals hatte ich dieser Episode gar keine Bedeutung beigemessen. Jetzt aber war sie die Antwort auf meinen Hilferuf zu Gott.

Das Übrige ist schnell erzählt. Zum »Alex« war es von der Sophienkirche nicht weit. Als ich bei meinem Schutzpatron vorsprach und ihm mein Leid klagte, war seine erste Frage:

»Haben Se det Jesuch schon mit?«

Als ich verneinte, ging alles in forschem Kasernenton:

»Na, denn man dalli! Wir machen nach einer Stunde hier zu.«

Bei Wertheim nebenan kaufte ich einen Aktenbogen. Im Postamt am Pult schrieb ich mein Gesuch. In zwanzig Minuten legte ich es vor. Der erste Stempel wurde draufgedrückt. Und nun wurde ich einfach als Kanzleibote von Stube zu Stube geschickt, überall vorangemeldet durch Telefonanrufe meines Protektors. Was sonst vier Wochen dauerte, brauchte so kaum dreißig Minuten. Als ich mit allen Unterschriften und Stempeln auf dem Papier bei meinem Wachtmeister auf der Polizeiwache erschien, sah er mich erstaunt an:

»Wie ham Se det fertig jekriegt?«

Noch heute schäme ich mich, daß ich nicht einfach bekannte: Ich habe gebetet, und Gott hat mein Gebet erhört! Aber bis zum Beken-

nermut war es bei mir noch ein langer Weg. So steckte ich bloß lächelnd meinen Ausweis wieder ein und zog nach Lankwitz.

Für das halbe Jahr in Lankwitz werde ich mein Leben lang dankbar bleiben. Vor allem fiel in diese Zeit das wichtigste Ereignis meines Lebens, so still und unsichtbar für andere es sich auch vollzog. Es war der Anfang eines Lebens mit Jesus, dem Auferstandenen und Lebendigen. Was mir unerreichbar erschienen und was ich doch so ersehnt hatte, wollte Gott mir in diesem Sommer schenken.

Bei meiner Pflegemutter, einer biederen Mecklenburgerin aus Neustrelitz, hatte ich es gut. Hinter dem Hause war ein Obstgarten, in dem ich ihr gerne bei der Arbeit half. Ich hatte ein schönes Zimmer im Erdgeschoß zur Straße, von der mich ein Vorgarten trennte. Ich ging viel spazieren, und meine Nerven kamen zur Ruhe.

Die Entspannung, die mir der Lankwitzer Frühling und Sommer brachten, während meine Generation in Ost und West auf den Schlachtfeldern blutete, war für mich eine immer deutlicher werdende Sprache Gottes. Ich wußte, daß ich auf der Flucht vor ihm war. Ich wollte nicht gehorchen und mich der Demütigung einer Beichte unterziehen. Jetzt war ich allein. Keine menschliche Rücksicht konnte und durfte mich hindern. Die Stadtmissionsgottesdienste und die Predigten Kellers sagten laut: Gott sucht dich, Gott ruft dich! Er ruft dich zum Dienst! Wie hatte doch Propst Bernewitz damals im Sommer 1910 — also vor fünf Jahren — gepredigt? »Was steht ihr blasirt an den Ecken? Gott will euch in seinen Dienst haben.« Ich hatte mich daraufhin zur Theologie entschlossen und gemeint, Gott damit einen Gefallen zu tun. Aber wie wenig Ursache hatte ich zum Hochmut! Vom Studium war bisher kaum die Rede gewesen. In Dorpat hatte ich völlig versagt. Den Eltern hatte ich keinen Halt geben können. Und nun privatisierte ich in sorgloser Weise in Deutschlands schwerster Zeit! Aber ich wußte: Jetzt wird es Ernst — oder du gehst endgültig den Weg des Ungehorsams und bist verloren! Das Letztere wagte ich kaum auszusprechen.

Im Kirchenchor wurde ich manchmal gefragt: »Warum arbeiten Sie nicht in der Stadtmission mit? Sie sind doch Theologiestudent! So viel Stadtmissionare und Kandidaten sind einberufen. Jede Kraft ist nötig.« Ich lächelte dann verlegen und versuchte, mich herauszureden. Einmal monatlich veranstalteten wir ein volksmissionarisches Abendkonzert in der Stadtmissionskirche, wo in der Regel Pastor Hugo Flemming eine erweckliche Ansprache hielt. Dieser junge Stadtmissionsinspektor machte mir Eindruck. An ihm war nichts »Pastorales«

im Sinne eines steifen Amtsbewußtseins. Flemming konnte von Jesus mit einer beglückenden Selbstverständlichkeit sprechen. Er verschwieg nicht den vollen Anspruch, den Jesus als Herr an uns hat, aber er zeigte auch die reiche Erfüllung, die wir für unser Leben bei ihm finden.

Ja, so wollte ich glauben können! Und so mit Jesus leben! Das war es, was ich suchte. Ich wußte bald: Flemming würde mir den Weg zum lebendigen Glauben weisen können. Er würde mir keine Moralpredigt halten, mich auch nicht mit frommen Worten abspesen, und er würde doch die Sünde nicht verharmlosen.

Als Flemming von seinem Sommerurlaub zurück war, meldete ich mich zum Gespräch bei ihm an. Seine Sprechstunden hielt er im Hauptquartier der Stadtmission »Am Johannestisch«. Und nun saß ich Flemming gegenüber und erzählte ihm, daß ich im Kirchenchor mitsänge und ihn daher kenne. Auch daß ich gehört hätte, viele Mitarbeiter der Stadtmission seien einberufen. Daher stände ich vor der Frage, ob ich irgendwie mitarbeiten könnte. Vermutlich hatte ich gemeint, er würde mich mit lauten Dank in den Mitarbeiterkreis der Stadtmission aufnehmen. Statt dessen aber sagte Flemming wörtlich:

»Stadtmissionsarbeit wollen Sie tun? Ja, das ist ja nun nicht eine Arbeit wie andere Arbeiten. Da muß ich Sie zuerst etwas fragen, was man Sie vielleicht noch nie gefragt hat: Wie stehen Sie zu Jesus?«

Gerade vor dieser Frage war mir bange gewesen. Denn auf sie wußte ich keine Antwort. Aber ausweichen konnte ich nun nicht mehr. So sagte ich, was ich ehrlich sagen konnte: »Ich will ihm dienen!« Das wollte ich. Denn ich dachte: Jeder noch so äußerliche Dienst in der Stadtmission ist ja doch Jesusdienst. Ich könnte ja Adressen schreiben oder Pakete austragen.

Flemming wollte oder konnte wohl heute nicht ausführlicher werden und sagte daher bloß: »Dienen wollen Sie ihm? Nun gut, dann kommen Sie doch morgen abend mit uns in die Nachtmission.« Trotz des Schrecks, der mir durch die Glieder fuhr, konnte ich nicht anders als zusagen. »Also dann morgen abend halb zehn Uhr in der kleinen Querhalle.« Damit war ich entlassen.

Nachtmission! Mein Herz klopfte mir gewaltig bei dem Gedanken, morgen abend auf den Straßen Berlins im Kampf gegen die öffentliche Prostitution zu stehen. Ich bin von Natur ängstlich und fürchtete mich vor den gewalttätigen Leuten Berlins bei Nacht. Aber der Rückzug war mir abgeschnitten. Es gab jetzt nur noch eine Flucht nach vorne.

Und dann war ich am nächsten Abend pünktlich zur Stelle. Eine kleine Schar, die ich noch näher kennen lernen sollte, sammelte sich hier. Flemming hielt uns eine kurze Andacht, nach der gemeinsam kniend gebetet wurde. Das war etwas Neues für mich. Ich blieb stumm. Neben einigen Männern waren da auch zwei Frauen, eine Missionarwitwe und eine Fürsorgerin. Sangen sie schon an jenem Abend das aus dem Englischen übersetzte Lied: »Suche vom Grabesrand Seelen zu retten«? Ich weiß es nicht recht. Später haben wir es oft gesungen. Es war wie für unsere Situation gedichtet. Ich kenne all die Gründe der Kritik gegen diese englischen Lieder recht gut. Aber ich wünschte, alle die Kritiker kämen in ähnliche Situationen, um zu erkennen, daß hier unser schöner feierlicher Choral nicht hinpaßt und nicht ausreicht.

Ich wurde dem alten Bruder H. beigeordnet, der auf den Schlesischen Bahnhof fahren wollte, um dort einige Stunden lang Blätter zu verteilen und Gespräche anzuknüpfen. Ich bekam einen Stoß »Retungen«, des Blattes vom Blauen Kreuz, in die Hand gedrückt, um sie dort an den Mann zu bringen. Ich war sehr skeptisch. Wenn das nur gut geht! — Auf der Straße näherte sich uns ein Schutzmann. Noch hatte ich das peinliche Gefühl, unter Polizeiaufsicht zu stehen, nicht überwunden. Ich wollte nicht viel mit der Polizei zu tun haben. Anders dachte mein Mentor in der Nachtmissionsarbeit.

»Hier habe ich ein Blatt vom Bund christlicher Polizeibeamten; das könnten Sie dem Schutzmann gleich geben!«

Ich? Wieso? Aber schon hatte ich das Blatt in der Hand, und der Vertreter der Staatsmacht nahte sich mit strenger Amtsmiene. Das war noch einer von der alten Sorte mit Pickelhaube und hochgezwirbeltem Schnurrbart. Ich kam mir vor wie ein Lamm vor dem Wolf. Was sollte ich vor diesem gestrengen Wachtmeister mit meinem Blättchen? Ach, es war der erste schwache Versuch eines öffentlichen Bekenntnisses zu Jesus. Mit etwas zitternder Stimme begann ich meine Attacke:

»Darf ich Ihnen wohl ein Blatt anbieten, Herr Wachtmeister«, wagte ich zu flüstern.

»Na, wat ham Se denn da?« klang es mir selbstbewußt entgegen. Ich war mit meinem Latein zu Ende und hätte hilflos geschwiegen, wenn nicht mein alter Schutzengel dazugetreten wäre. Der brachte zielbewußt das Gespräch auf den Bund christlicher Polizeibeamten: »Da sollten Sie mal hingehen, Herr Wachtmeister.« Ich staunte über die Courage des Alten.

»Na ja, man ginge schon mal hin, man wird aber ja nie einladen dazu«, schnarrte es zurück. Ich wollte gerade mit einem »Jawohl, ganz recht« quittieren und hoffte, unsere Straßenbahn käme bald. Aber unser Nachtmissionar war noch nicht fertig.

»Eingeladen wollen Sie werden? Das will ich besorgen. Darf ich eben um Ihren Namen bitten?« Schon hatte er die Adresse im Notizbuch, als auch unsere Bahn kam. Ich hatte in diesen ersten Minuten allerhand gelernt.

Und dann kam der Schlesische Bahnhof. Mein Herzklopfen verging sehr bald. Hier war Hochbetrieb: Soldaten, Reisende, Nachtbummler. Mein väterlicher Freund hatte mich auf einen günstigen Platz eingepflanzt. Ich stand in der Halle und gab meine Blätter her. Fast war die Nachfrage größer als mein Angebot. Ich war ja noch in Zivil, aber der andere hatte die Schirmmütze der Nachtmissionare mit der Aufschrift: »Stadtmission«, dazu eine dunkle Litewka mit blanken Knöpfen und weißem Kreuz auf hellblauen Aufschlägen. Diese Diensttracht sollte ich nun auch bald tragen. Der Berliner zeigte sich auch hier von der liebenswürdigen Seite. Harmloser Humor und Scherz, ohne blasphemisch zu sein, begegneten mir. Das Ganze schien nicht so schwer zu sein, wie ich gefürchtet hatte.

Äußerlich ging also alles glatt, aber innerlich war mir nicht wohl. Hatte ich das Recht zu solch demonstrativem Auftreten? War ich ganz ehrlich? In den nächsten Tagen gingen mir diese Gedanken durch Herz und Kopf. Noch zweimal war ich nachts dabei. Es war wohl vor dem dritten Nachtmissionsgang, als Flemming uns wieder die vorbereitende Andacht hielt. Er sprach über das Wort aus dem 32. Psalm: »Da ich's wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine . . . darum bekannte ich dir meine Sünde . . . da vergabst du mir die Missetat meiner Sünde.« Nun geriet ich in ein Trommelfeuer Gottes. Flemming sprach ohne Abzweckung auf mich, den er kaum kannte. Er schöpfte aus einer seelsorgerlichen Erfahrung, die er erst kürzlich gemacht hatte. Gewiß gäbe es bei uns Evangelischen keinen Beichtzwang, aber es gäbe andererseits Fälle, wo Gott uns offenbar nicht zur Gewißheit der Vergebung kommen lasse, wenn wir nicht den Mut zu einem offenen Bekenntnis hätten. Das hinge wohl mit dem natürlichen Hochmut des Menschenherzens zusammen, der sonst nicht überwunden würde.

Ich wagte nicht aufzusehen. Ich wußte mit völliger Gewißheit: Jetzt redet Gott mit mir ein entscheidendes Wort. Jetzt kann ich nicht ohne tödliche Verwundung meiner selbst ausweichen. Es gibt Stunden, wo

Gott sich dem Menschenherzen so eindeutig kund tut, daß alle Wege der Flucht abgeschnitten sind, oder wo eine Flucht den unheilbaren Bruch mit Gottes Wahrheit bedeutet.

Als wir auf dem Wege durch die nächtlichen Straßen waren, sagte Flemming unvermittelt: »Sie könnten mich übermorgen in meiner Wohnung in Treptow zum Kaffee besuchen. Ich höre noch gerne mehr von Ihnen. Leider werden Sie meine Frau nicht antreffen, sie muß mit den Kindern verreisen.«

Ich wußte genug. Wie gütig ist Gott! Wie bereitet er alles bis ins Kleinste vor. Es folgte ein Tag der Unruhe und des Kampfes. Nun mußte es zur Entscheidung kommen. Ich war allein. Niemand hinderte mich. Auf niemand brauchte ich Rücksicht zu nehmen. Ich wußte, daß ein Seelsorger auf mich wartet, dem ich vertrauen kann. Nun hieß es einfach: Gehorche!

Das schien so einfach. Aber wie sammelt das hochmütige Herz doch alle Reserven der Abwehr noch einmal zusammen, um die Kapitulation zu umgehen! Mich packte die Angst vor der Demütigung. Und doch wußte ich: Da drüben winkt das Leben. Ich saß vor meinem Schreibtisch und dachte mit Bangigkeit noch einmal an den morgigen Tag. Da sank ich vom Stuhl auf die Knie und rief aus tiefstem Herzen zu Gott. Seine Antwort blieb nicht aus. Es kam ein Wort zu mir, das ich bis dahin nicht selbst in der Bibel gelesen zu haben glaubte. Nicht, daß ich eine Stimme gehört hätte. Und doch wurde es eindeutig in meinem Herzen laut: »Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!«

Zum ersten Mal drang ein Wort der Bibel mit wirksamer Kraft in das Innere meines Herzens. Gewiß hatte ich in den letzten Jahren oft in der Bibel gelesen. Ich war auch nicht von einem Skeptizismus der Jugend befallen, sondern wehrte mich gegen den flachen Liberalismus. Aber alles, was ich bisher gelesen hatte, war an der Oberfläche geblieben. Ich hatte es zur Kenntnis genommen, ohne daß ich eine Wirkung erkennen konnte. Jetzt war es anders. Ich stand erleichtert von den Knien auf. Eine eigenartige Freude war über mich gekommen. Für den Augenblick war mein beunruhigtes Herz zur Ruhe gekommen. Gott war mir begegnet.

Aber wird es so bleiben? Wird morgen nicht wieder alles verflogen sein? Es war nicht verflogen! Voll Staunen merkte ich am nächsten Morgen, daß das Wort, das ich mir oft wiederholte, seine Kraft behielt. Bisher hatte ich im Blick auf den Christenglauben, den ich ja selbst ersehnte, heimlich den Verdacht, daß alle Gewißheit und Ge-

borgenheit nichts als Autosuggestion sei. Zu meiner großen Überraschung war ich aber nun selbst beschenkt. Es ist kein Zweifel, daß das Wort aus Jesaja 43 gerade darum seine glaubenbegründende Kraft hat, weil es nicht von religiösen Pflichten spricht oder auch nur zur Entscheidung aufruft. Es war ein machtvoller Zuspruch Gottes — ohn all mein Verdienst und Würdigkeit!

Hatte ich mich nun bekehrt? Die Sprache des biblischen Pietismus war mir noch völlig fremd. Hätte mich damals jemand gefragt, ob ich bekehrt sei, so hätte ich energisch abgewehrt. Das Wort war mir viel zu hoch. Und doch muß ich rückblickend sagen: Damals geschah der entscheidende Einschnitt in mein Leben. Ich hatte die Grenzlinie zwischen Tod und Leben überschritten. Oder besser: Ich war hinübergetragen worden. Ich erfuhr zum erstenmal, daß im Glauben alles auf der Gnadentat Gottes ruht. Sie hatte das Übergewicht in meinem Leben bekommen. Ich konnte jetzt glauben, »daß ich sein eigen sei.«

Was noch folgte, das Gespräch mit Flemming, war nötig und richtig, aber es ruhte schon auf dem, was Gott an mir getan hatte. Ich fuhr mit Herzklopfen in die Kiefholzstraße in Treptow, wo Flemming mich zum Kaffee erwartete. Aber von Flucht war nun nicht mehr die Rede. Ich war und blieb Flemming dankbar, daß er mein Anliegen einer Aussprache ernst nahm. Die Absolution, die er mir gab, war frei von allem Formelhaften, ohne Bedingung und völlig. Als wir zusammen niederknieten, war mein Gebet nicht nur ein Dank, sondern eine volle Übergabe meines Lebens mit allem, was ich bin und habe, an Gott. Sein voller Anspruch an mich ist mir nie mehr fraglich geworden. Ich weiß aber auch seitdem, daß wir nicht berechtigt sind, an Gott Ansprüche zu stellen.

Flemming hatte die Gabe, den lebendigen Jesus in seinem Zuspruch und Anspruch eindeutig zu verkünden, und er verstand es, den Erweckten zu ganzer Entschlossenheit zu führen. Dabei war er gar nicht eng. Er konnte übermütig sein wie ein großer Junge. Als wir hernach spazieren gingen, sagte er beiläufig: »Es ist dem Christen nichts so gesund wie eine tüchtige Blamage.« Und im übrigen gab er mir den Rat: »Alles, was Sie jetzt erleben, lesen und sehen, stellen Sie in den Dienst Jesu.« Das habe ich auch eifrigst zu befolgen gesucht.

Er ließ mich nun nicht mehr aus den Augen. Aber auch ohne seine Seelsorge galt für mich in den folgenden Wochen das Wort der Katharine Booth, das sie in ähnlicher Lage schrieb: »Ich ging wie auf Luft!« Es war tatsächlich so etwas wie eine vierte Dimension in mein Leben gekommen. Flemming brauchte mich nicht erst an die Bibel zu er-

innern. Jetzt wurde alles darin aktuell. Jede freie Minute wurde für das Neue Testament benutzt. Ich sehe mich auf der Plattform der Straßenbahn: mit der einen Hand halte ich die Strippe, in der andern dies erstaunliche Buch, das erst jetzt ungehindert zu mir redete und dauernd auf mich einwirkte.

Bei Flemming lernte ich, was nachgehende Seelsorge ist. Es konnte vorkommen, daß er mir auf einer offenen Karte schrieb: »Kommen Sie Freitag abend zum Wochengottesdienst ins Diakonissenhaus Bethanien, wo ich die Predigt halte. Ich werde für Sie predigen und die neulich angeschnittene Frage behandeln.« Da saß ich dann still in einer Ecke und hörte gespannt »meine« Predigt an. Oder er schrieb: »Morgen halte ich eine Trauerfeier für einen Gefallenen in einem Privathause. Ich habe schon gesagt, daß ich einen jungen Freund mitbringe. Sie müssen hören, wie wir Christen zum Sterben stehen. Kommen Sie bitte hin.«

Daß die Nachtmission jetzt anders wurde, ist nicht nötig zu sagen. Zwar blieb die Spannung und eine gewisse Furcht. Aber alles wurde überdeckt von der Dankbarkeit. Wenn ich um ein Uhr nachts mit dem letzten Zug in Lankwitz eintraf, war mein Herz so voll Freude, daß ich hätte laut singen mögen. Mir erschien diese Form der nächtlichen Straßenmission wie eine Arbeit nach apostolischem Vorbild. Hatte nicht der Apostel Paulus die Leute auf dem Markt und am Hafen angedet? Sollte man erst warten, bis jemand die Kirchentür durchschreitet? Ist denn die Botschaft Christi nur für die paar Frommen da? Wie leer waren doch die vielen Berliner Kirchen, die ich nun oft besuchte!

Ich kam bald auch in andere Arbeitszweige der Stadtmission hinein, aber die Nachtmission blieb mir fünfviertel Jahre hindurch das Wichtigste und wohl auch das Liebste. Nachträglich sehe ich darin die Erziehungswege Gottes. Hier wurde ich sehr gründlich aus meiner Zurückhaltung und Schüchternheit, mit der ich einst viel zu kämpfen hatte, herausgeführt. Ich lernte, den Menschen in seiner Lage zu sehen und anzureden. Ich erkannte, daß ein Christentum, das nicht angreift, zum mindesten fragwürdig ist. Ich sah ja nicht nur die sittliche Not auf der Straße, sondern auch die Einsamkeit und Ratlosigkeit des Großstädtlers. Nirgends ist der Mensch so einsam wie dort, wo er in Massen zusammengepreßt ist. Mein Missionsfeld waren nicht nur die jungen Pflastertreter zwischen dem Moritzplatz im Südosten und der Tauentzienstraße im Westen Berlins. Es waren auch Taxichauffeure, Schutzleute, Zeitungsfrauen, heimkehrende Kellner usw.

Ich sehe mich auf einer kleinen Verkehrsinsel des Potsdamer Platzes vor einer blassen Zeitungsfrau stehen. Sie zeigt mir die Fotos ihres im Kriege gefallenen Mannes. Ich sage ihr Worte des Trostes und der Hoffnung aus der Bibel, während Autos und Straßenbahnen um uns herfahren. Ganz in der Nähe sitzen ein paar jüngere Frauen; es sind Gasthausangestellte vom nächsten Aschingerpalast. Sie sehen, wie ich den Droschkenkutschern Blätter verteile. »Männchen«, rufen sie, »geben Sie uns man ooch 'n Blatt!« Bald sind sie versorgt. Einige sehen mit Interesse den neuen Kalender der Stadtmission an und bestellen einige Exemplare. Ungezählt sind die nächtlichen Erlebnisse, die mir aus jener Zeit im Gedächtnis blieben. Was mag aus jenem Kellner geworden sein, der mir in der Potsdamer Straße ausführlich über sein Schicksal und seine inneren Kämpfe erzählte? Man merkte es ihm an, wie er froh war, über all dieses mit einem Unbekannten sprechen zu können. Nach Monaten traf ich ihn am andern Ende der Millionenstadt. Wir erkannten uns sofort. Ich wies ihn darauf hin, daß hinter dieser unerwarteten neuen Begegnung die Hand Gottes ist, die ihn sucht. Flemming sagte oft, wir seien wie die Wandermönche des Mittelalters, zu denen die Menschen am liebsten zur Beichte gingen, weil sie weiterzogen und man sie nicht mehr zu Gesicht bekam.

In meiner Mappe hatte ich nicht nur Flugblätter, die vor der Prostitution warnten und die ich im Vorbeigehen den jungen Männern in die Hand drückte, sondern auch stets einige Neue Testamente, um sie gewonnenen Interessenten unentgeltlich mitzugeben. Ich denke an jenen Studenten auf dem Leipziger Platz, der auf meine Anrede hin stehen blieb, sich von mir ein paar warnende Worte sagen ließ, mit mir in ein längeres Gespräch kam und beim Abschiedshändedruck sagte: »Ich glaube, Sie kamen bei mir zur rechten Zeit. Ich danke Ihnen!« Ernsthafte Anrempelungen, wie ich sie eigentlich erwartet hätte, erlebte ich kaum. Ich hatte von der Stadtmission die richtige Anweisung erhalten, mich in kein Gespräch mit den Mädchen der Straße einzulassen, für die eine Anzahl Nachtmissionarinnen unterwegs waren. Mein Arbeitsfeld waren die bummelnden Männer meist jüngeren Datums. Der Großstädter ist neugierig. Meine Blätter wurden von den jungen Männern gerne genommen und im Schein der nächtlichen Laterne gerne gelesen. Die Überschriften reizten zum Weiterlesen: »Sie sind in Gefahr!« »Sind Sie ihr eigener Herr?« »Wohin gehen Sie heute abend?« »Denken Sie an Ihre Mutter!« Gewöhnlich trat ich dann noch einmal auf den Lesenden zu und fragte ihn dann: »Können Sie all dem zustimmen?« Waren mehrere beieinander, so

versuchten sie meist, ein paar alberne Witze zu machen. Dann sagte ich gewöhnlich: »Halten Sie die angeschnittene Fragen wirklich für so lächerlich?« Damit kam ich gewöhnlich in ein ernsthaftes Gespräch, wobei ich mich vor jedem moralisierenden Ton hüten mußte.

Nur ein einziges Mal hätte die Sache peinlich für mich enden können. Es war wieder mal am Moritzplatz. Vor einem üblen Nachtcafé standen zwei »feinere« Herren, deren einer im Begriff war, Anschluß an eines der promenierenden Mädchen zu suchen. Es war während der »Grünen Woche«, der Tagung der Landwirte, und leicht zu erkennen, daß der Herr vom Lande war. Der andere, ein Berliner, wollte ihm wohl »Berlin bei Nacht« zeigen. Ich trat vor den Herrn vom Lande und sagte ihm: »Denken Sie doch bitte jetzt an Ihre Frau daheim!« Er war so überrascht, daß er zuerst keine Worte fand, um seinem Ärger Ausdruck zu geben. Ich fügte daher hinzu: »Ich weiß, daß es sehr dreist von mir ist. Aber Sie sehen, ich bin im Dienst.« Damit wies ich auf die Inschrift meiner Nachtmissionsmütze. Das nachfolgende Gespräch ist mir wörtlich nicht mehr erinnerlich. Zum Schluß sagte ich zu dem Begleiter, wohl etwas unvorsichtig: »Haben Sie doch die Freundlichkeit, den Herrn in sein Quartier zu bringen. Sie sehen ja, daß er nicht ganz nüchtern ist.« Das schlug nun dem Faß den Boden aus. Der Herr entledigte sich seines Mantels in der Absicht, mich zu verprügeln. Ich wußte, daß ich mich nicht hätte wehren dürfen, da ich hier im Namen Jesu stand. Hier war ein eindeutiger Fall gegeben, wo das Wort aus der Bergpredigt galt, daß man sich nicht einmal der Ohrfeige entziehen kann. Er hat dann doch nicht zugeschlagen, sondern nur hemmungslos geschimpft. Da habe ich mich stumm abgekehrt und bin meinen Weg weitergegangen. Vielleicht hatte ich ihm doch die Laune für weitere nächtliche Abenteuer verdorben. Vielleicht aber blieb ein Stachel im Herzen, der später seine Wirkung gezeigt haben mag.

Hier auf den nächtlichen Wegen lernte ich, daß das Gebet der begleitende Rhythmus des Lebens sein kann und soll. Nicht nur, weil ich mir oft meiner Schutzlosigkeit und Einsamkeit erschreckt bewußt wurde, sondern auch, weil ich merkte, wie sehr ich auf die Führung meines Herrn angewiesen war. Wem von den zahllosen Menschen sollte ich wohl ein Blatt geben? Wie sollte ich das Gespräch anfangen und zu wirklichem Inhalt bringen? Oft begleitete mich das Wort aus dem 139. Psalm: »Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.« Zwischen all der Lichtreklame und den sich drängenden Menschen schenkte Gott mir oft ein beglückendes Gefühl der

Geborgenheit. Und ich ging durch belebte oder einsame Straßen des nächtlichen Berlins so ruhig wie einst als Kind an der Hand der Mutter. In jenen Stunden war mir das Wort des Apostels Paulus: »Betet ohne Unterlaß« kein Problem.

Bald hatte ich Gespräche mit klassenbewußten Sozialdemokraten, dann wieder mit solchen, die mit ihrer Bildung prunken wollten. Hie und da konnte ich wirklich einem Verirrten die helfende Hand reichen, erhielt Adressen, an die ich später Briefe schrieb oder passende Schriften schickte, die das Gespräch fortsetzen sollten. In der ersten Zeit gingen wir zu zweien: eine Schwester, die die Mädchen anredete, und ich für die Männer. Aber zu oft wurde man getrennt durch längere Gespräche, so daß ich später meist allein unterwegs war. Als ich im folgenden Jahr Zugang zur Universität erhielt, ging oft ein ungarischer junger Theologe aus Debreen mit mir.

Für meine eigene innere Entwicklung war die Nachtmissionsarbeit von ganz großer Bedeutung. Hier schaute ich den Leuten »aufs Maul«, wie Luther sagte. Ich erfuhr ihre Gedanken jenseits aller frommen Schminke, die den Pastor bei seinen Besuchen so oft hindert. Hier fand ich auch im verkommenen Menschen den Bruder. Ich konnte den Verächter und Spötter nicht hassen, weil ich mich immer daran erinnerte, daß Jesus für ihn gestorben ist. Ich lernte das missionarische Gespräch und das Bekenntnis jenseits des Schutzes der Kirchenmauern. Ich lernte, im Namen Jesu anzugreifen und zu glauben, daß er anwesend ist. Gewiß: ich lernte auch meine eigene Ängstlichkeit und Untreue kennen. Wie oft schielte ich heimlich nach der Uhr, ob es nicht schon Zeit zur Heimfahrt sei! Aber über allem war die Gewißheit: das Evangelium ist eine Botschaft zur Rettung.

Die Nachtmission blieb nicht der einzige Zweig der Stadtmission, in dem ich aktiv tätig wurde. Eines Tages lud mich Missionsinspektor Schlegelmilch ein, im Osten Berlins die Missionslaube im Gelände der Schrebergärten zu besuchen. Stoeckers Grundsatz: »Wenn die Leute nicht zur Kirche kommen, muß die Kirche zu den Leuten kommen«, wurde von der Stadtmission eifrig befolgt. Der Berliner Arbeiter liebt die Natur und freut sich an seiner Laube im Schrebergarten. Diese Kolonisten hatten ihre Vereine und feierten ihre Feste. Von der Kirche hielten sie meist nicht viel. Nun hatte die Adventskapelle auf der Großen Frankfurter Straße hier ihre Adventslaube — »mitten-mang«, wie der Berliner sagt. Hier wurde sogar ein Glöcklein geläutet, und wenn die Fahne hochgezogen war, strömten Kinder her zu Spiel und Kindergottesdienst.

Es war nicht leicht, das Ziel zu finden. Endlich stand ich vor dem Gartentor und sah fünfzig bis sechzig blasse Proletarierkinder aus den Mietskasernen des Ostens vor ihren Kakaokrügen an langen Tischen sitzen. Sie sangen ein Lied, das mir noch unbekannt war. Ich verstand nur den Satz: »Bin ein königlich Kind, in Jesus, dem Heiland, ein königlich Kind.« Mir kamen fast die Tränen, als ich den fröhlichen Gesang hörte. Nun aber hatte mich der alte Schlegelmilch erblickt. »Kinder«, rief er laut, »ein neuer Onkel ist da! Der wird euch gleich eine interessante Geschichte erzählen!« Ich hatte alle Mühe, dem guten Pastor klar zu machen, daß er sich irre; ich dachte gar nicht daran, eine Geschichte zu erzählen, wüßte auch gar keine und könnte es nicht. Aber da kannte ich den alten Gottesmann schlecht. Alle meine Einwände fruchteten gar nichts. »Aber ich bitte Sie, Herr Studiosus, Sie werden doch eine Geschichte für diese Kinder wissen! Erzählen Sie, was Sie wollen! Sie werden es schon interessant machen. Sehen Sie, hier ist ein Stübchen, da können Sie sich etwas sammeln und überlegen. In fünf Minuten hole ich Sie. Der Herr wird Ihnen helfen!« Und schon saß ich im kleinen Kämmerlein und hatte das Gefühl eines Gefangenen. Ernsthaft erwog ich Fluchtgedanken. Aber dann schämte ich mich. Darf man Nein sagen, wenn man Jesus dienen will?

Und siehe da, es ging. Ich erzählte meine erste Geschichte vor Kindern. Erzählte von Riga, von den Ordensbrüdern, die im Namen Jesu ins Land kamen, und von dem, was sie erlebten. Ganz schlimm kann's nicht gewesen sein, denn aus dieser ersten Geschichte erwuchs mir eine neue Missionsarbeit, die mich über ein Jahr stark ausfüllte. Kaum hatte auch ich meinen Kakaotopf ausgetrunken, da kamen auch schon einige anwesende Mütter zu mir und fragten, ob ich nicht die eingeschlafene Jungschar in der Adventskapelle wieder ins Leben rufen könnte.

Ach, ich Ahnungsloser! Ich wußte überhaupt nicht, was eine Jungschar ist und wie und was da gemacht wird. Aber die Mütter ließen nicht locker. Einige Buben kamen hinzu, und schließlich willigte ich ein. Hat die Nachtmission mich innerlich geformt, so hat mir diese Jungschararbeit eine Fülle von praktischen Erfahrungen gebracht, die ich später als C.V.J.M.-Sekretär, als Lehrvikar und erst recht als Gemeindepastor nur zu gut gebrauchen konnte. Zur Anleitung war niemand da. Ich wurde ins Wasser geworfen und mußte schwimmen. Die Arbeit wurde hoch interessant. Ich bummelte durch die Straßen des Berliner Ostens, etwa von der Koppenstraße bis zur Warschauerbrücke und von der Friedensstraße bis zum Küstriner Platz. Wo ich

ein paar Jungen auf der Straße spielen sah, fragte ich sie, ob sie nicht Lust hätten, ins Stadtmissionshaus zu kommen, wo wir singen, spielen und Geschichten hören wollten. Meist waren sie nicht abgeneigt. Dann fragte ich nach ihrer Adresse, besuchte die Mütter und holte ihr Einverständnis. Hier lernte ich den Arbeiter kennen und lieben. Seitdem war es mir nie schwer, auf seiner Seite zu stehen. Meist fand ich blitzsaubere kleine Wohnungen. Der Besuch spielte sich in der kleinen Wohnküche ab. Während die Mutter sich nicht stören ließ, weiter Kartoffeln zu schälen, saß ich dabei und erzählte von der Stadtmission. In den Berliner Arbeiterfamilien ist die Liebe zu den Kindern groß. Und weil die Väter meist im Kriege waren und ich ihre Kinder von der Straße holen wollte, waren die Mütter dankbar, selbst wenn ich ihnen das eigentliche Anliegen nicht verschwieg. Oft lag ihnen am Evangelium wenig, aber dann hieß es wenigstens: »Sie lernen da nichts Schlechtes.« Diese Hausbesuche machten mir mit der Zeit riesige Freude. Wie sehr kam mir das später im Gemeindedienst zugute! Ich habe meine Amtsbrüder oft bedauert, wenn sie zu Hausbesuchen keine Zeit hatten oder sich sonst hemmen ließen. Schlegelmilch, dem ich von allem berichtete, lehrte mich, bei solchen Besuchen stets ein gedrucktes Wort zurückzulassen. »Was Sie sagen, verfliegt und wird bald vergessen. Das gedruckte Wort bleibt und erreicht gewöhnlich auch solche Hausgenossen, die den Besuch selbst nicht erlebten. Und ob Sie das rechte Wort fanden, ist auch noch fraglich.« Das leuchtete mir ein. Seitdem bin ich bis heute ein fröhlicher Schriftenmissionar.

Meine pädagogischen Kenntnisse waren allerdings gleich null. Ich hatte weder praktische Erfahrung noch irgendeine Vorschulung. Wenn ich an die vielen Böcke denke, die ich damals schoß, so könnte ich schamrot werden. Es war nicht leicht, fünfzig bis sechzig Berliner Jungen im Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren in Disziplin zu halten. Manchmal mag ich sie mit meinen Vorträgen gelangweilt haben. An Spielen wußte ich selber nicht arg viele, zumal wir keinen Spielplatz hatten. Zweierlei half mir. Erstens: Ich wollte ihnen Jesus bringen und habe darum viel und treu für die Bande gebetet. Und zweitens: Ich nahm den Jungen in seinem Alter ernst. Ich war selbst als Knabe nie in einer solchen Gruppe gewesen. Aber nun entdeckte ich an mir zu meiner eigenen Überraschung eine gewisse »Führerbegabung«. Ich hätte es damals beileibe nicht so genannt. Aber es wurde mir leicht, die Jungen bei der Hand zu nehmen, und sie schenkten mir Vertrauen.

Bald hatte ich für meine Jungen auch einen Kindergottesdienst eingerichtet, den ich ihnen am Sonntagvormittag hielt. Das war erst recht ein Wagnis. Ich habe den lieben alten Pastor oft um Rat fragen müssen. Eine Antwort von ihm habe ich behalten: »Machen Sie es, wie Sie wollen, aber bloß nicht langweilig!« Auch dieses Wort hat mich mein Leben lang begleitet — in den Unterricht, auf die Kanzel, in die Bibelstunde, in die Evangelisation.

An Arbeit in der Stadtmission fehlte es auch sonst nicht. So begannen wir mit einigen Mädchen des Kirchenchores eine Hofmission. Am Sonntag früh versammelten wir uns kurz vor acht zur Andacht im Hauptquartier der Stadtmission. Dann gingen wir in die Höfe der großen Mietskasernen, jener vier- bis fünfstöckigen »Zinshäuser«, die eine nur nach Geld fragende Zeit an den oft engen Straßen mit noch engeren Höfen als Wohnstätten für Menschen mit Familien und oft noch Untermietern gebaut hatte. Diese engen Höfe hatten nun eine sehr gute Akustik. Die nutzten wir aus. Der Mädchenchor stellte sich in der Mitte des Hofes auf und sang ein geistliches Lied. War das erste Lied erklingen, so begann meine Arbeit als »Treppenterrier«, wie man zu sagen pflegte. Mit einem Stoß Pfennigpredigten lief ich drei bis fünf Treppen hoch, läutete an den Türen und übergab mein Blättchen mit einem Gruß von der Stadtmission. Meist wurde ich freundlich behandelt. Der Berliner liebt Musik. Das Lied, das viele aus dem Bett weckte, hatte die Herzen zugänglich gemacht. Manchmal gab es Widerspruch, ein ärgerliches Türeinzuklappen oder ein grobes Wort. Aber nur selten wurde ich bedroht. Ein alter Stadtmissionar hatte mir geraten: »Fangen Sie immer ganz oben an! Werden Sie dann rausgeschmissen, so brauchen Sie nicht noch mal an der Tür vorbei.« Das bewährte sich. In der Erinnerung sind mir nur freundliche Bilder geblieben. »Woher wußten Sie denn Bescheid?« fragte mich eine vergrämt ausschauende Frau. Sie meinte, wir kämen, ihr ein Trostlied zu singen, da sie erst in der vergangenen Woche ihre einzige Tochter zu Grabe getragen hatte. Ähnliche Erlebnisse hatten wir oft; sie stärkten uns in der Gewißheit, daß Gott unsern Dienst wolle.

Wenn beim Singen sich ein Fenster nach dem anderen öffnete und sich meist unfrisierte Köpfe herausstreckten, so klopfte mir mein Herz vor Freude. Wir wollten den Leuten einen bescheidenen Ersatz für den verschlafenen Gottesdienst bringen. Wenn dann die Kirchenglocken läuteten, so machten wir Schluß, um rechtzeitig in der Kirche zu sein.

Als ich eines Abends bei Flemming zu Gast war, sagte er zu mir: »Kommenden Sonntag haben Sie einen wichtigen Dienst. Ich bin leider auf einer Dienstreise. Es ist das fünfundzwanzigjährige Krankheits-Jubiläum der alten Minna im Siechenhaus in der Palisadenstraße. Sie leidet schwer an Multiple-Sklerose. Das Jubiläum muß mit Blumen und Lobliedern gefeiert werden!« Ich protestierte energisch. Ein fünfundzwanzigjähriges Leiden kann man nicht feiern. Aber er sagte:

»Das verstehen Sie nicht! Nehmen Sie ein paar junge Mädchen in weißen Kleidern mit, und eine Torte mit fünfundzwanzig Kerzen darf nicht fehlen. Sie werden überrascht sein!«

Ich war allerdings aufs tiefste überrascht und bewegt. Die alte Minna lag inmitten des Elends da — strahlend wie eine Heilige! Sie war der gute Engel dieses Hauses voller Leiden und Gebrechen. Wo sie eine Sterbende wußte — und es mögen wenig Wochen des Jahres ohne einen Todesfall gewesen sein! —, da ließ sie sich auf ihrem Krankenstuhl hinfahren, auf dem sie steif wie ein Brett mehr lag als saß. Und dann wußte sie mit einer von Gottes Geist gelehrtten Zunge zu reden mit den Müden. Wie vielen mag sie mit ihrer Liebe und mit ihrem Zeugnis das Sterben leicht gemacht haben! — Wir sangen das »Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,« und ich las den 103. Psalm. Eine Girlande schmückte das Krankenbett. Die fünfundzwanzig Kerzen leuchteten uns. Es war eine unvergeßliche Stunde.

Mein Leben war nun ausgefüllt. Manch einen Sonntag war ich von früh bis spät unterwegs. In der Frühe, ehe mein Zug in Lankwitz einlief, versorgte ich die wartenden Fahrgäste mit einer Pfennigpredigt. Auch hier hatte ich mächtige Hemmungen zu überwinden. Aber Gott sah das. Als ich eines Sonntags früh fast meinen Zug versäumt hätte, weil ich zu spät aus den Federn gekrochen war, rief mir ein vornehm aussehender alter Herr auf dem Bahnsteig entgegen: »Na, wo bleiben Sie denn heute? Wir warten schon alle sehnsüchtig auf unsere Sonntagspredigt.« Wie gut das tat!

Punkt acht Uhr zur Hofmission! Und um zehn Uhr im Gottesdienst der Stadtmissionskirche, die ich schon früher verließ, um in der Adventskapelle meinen Kindergottesdienst zu halten. Nach einem schnellen Mittagessen in Form von belegten Stullen fuhr ich nach Neukölln, um am Nachmittag im CVJM »Freie Jugend« am Kottbuser Damm mitzuhelfen. Hier lernte ich eine lebendige Arbeit kennen, ohne zu wissen, daß ich einst die Leitung dieser Arbeit haben würde. Durch die Einberufung vieler junger Männer war allerdings der Betrieb eingeschränkt. Aber allsonntäglich ging eine Gruppe auf die Straßen, um

junge Männer ins Vereinshaus einzuladen, die an der Tür von der »Empfangskommission« freundlich begrüßt und in die gemütlichen Vereinsräume geleitet wurden.

Der Leiter der Stadtmission war damals — nach dem Rücktritt des Hofpredigers Ohly — Pfarrer David Schwartzkopff. Ihm und seinem Hause bin ich zu großem Dank verpflichtet. Am Reformationsfest 1915 hatten alle Stadtmissionschöre ein traditionelles großes Singen am Lutherdenkmal bei der Marienkirche. Als wir im langen Zuge dorthin gingen, trat Pastor Schwartzkopff auf mich zu und sagte, er hätte es mit seiner Frau besprochen, daß sie mich gerne als heimatlosen Mitarbeiter der Stadtmission ganz in ihre Familiengemeinschaft aufnehmen wollten. Nun fragte er, ob ich bereit wäre, dieser Einladung zu folgen. Nach kurzer Bedenkzeit sagte ich dankbar zu. Der Abschied aus Lankwitz wurde mir allerdings nicht leicht. Ich hatte auch meiner Pflegemutter viel zu danken. Im November 1915 zog ich dann nach Schöneberg, wo Schwartzkopffs im dritten Stock eines Hauses nahe dem Viktoria-Luise-Platz ihre Wohnung hatten. Ich teilte das Zimmer mit dem Sohne, der noch zur Schule ging.

Ich wurde von Schwartzkopff wie der eigene Sohn gehalten. Das Einleben wurde mir leicht gemacht. Des Pastors theologische Bücher standen mir zur Verfügung, ebenso in seiner Abwesenheit sein Arbeitszimmer. Im Hause wurde viel musiziert und gesungen. Der tägliche Gebrauch der Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine, die ausführlichen Morgen- und Abendandachten — alles war mir neu und wurde mir lieb.

Seelsorgerlich blieb ich unter Flemmings Einfluß. Einmal schrieb ich ihm etwas weltschmerzlich, ich hätte bei Paulus im Philipperbrief das Wort gelesen: »Ich habe Lust abzuschneiden und beim Herrn zu sein, welches auch viel besser wäre.« Auch ich hätte Sehnsucht nach der Ewigkeit, um meinen Herrn zu sehen! Darauf bekam ich von ihm eine wohlthuende kalte Dusche: »Das könnte Ihnen so passen, Sie Faulpelz! Was der alte Paulus sich wünschen durfte, der so viel für Jesus gearbeitet hatte, das paßt für Sie noch lange nicht! Erst strengen Sie sich gefälligst an und arbeiten Sie ein Leben lang für Ihren Herrn! Dann mögen Sie auch sagen: Ich habe Lust abzuschneiden!«

Inzwischen hatte sich in Berlin ein baltischer Vertrauensrat gebildet aus solchen Balten, die längst die deutsche Staatsangehörigkeit und einen bekannten Namen hatten. Wer auf ihrer Liste stand, brauchte sich nur einmal im Monat auf der Polizei zu melden. Doch erst die Novemberrevolution 1918 »befreite« mich völlig.

Wie gut hatte ich's in meinem neuen Zuhause! Unser Zimmer hatte einen Balkon zur Hohenstauffenstraße. An warmen Sommerabenden stellte ich mir auf meinen Tisch draußen eine elektrische Lampe, und während unten der Großstadtverkehr kochte, saß ich oben ungestört und las Johann Arnds »Bücher vom wahren Christentum«, die ich zufällig auf einem Bücherwagen auf der Straße gefunden hatte. Nie hatte ich etwas von diesem weltbekannten Buch des lutherischen Mystikers aus der Zeit um 1600 gehört und war nun gepackt durch seine Sprache und seine tiefen Gedanken. Es ist in meinem Leben eigenartig gegangen. Vom Pietismus und seiner Geschichte hatte ich nur wenig in der Schule gehört. Die neue Gemeinschaftsbewegung war mir völlig fremd gewesen. Wenn ich von ihr hörte, so war es nur Kritik und Ablehnung. Und nun war ich ohne Absicht und Einfluß anderer doch ein Gemeinschaftsmann, ein Glied des neuen Pietismus, geworden. Das erkannte ich allerdings erst sehr viel später. Wo ich dann biblischen Glauben und echte Bruderliebe, Interesse für Mission und Erweckung und echte Bekenntnisfreude fand, da waren die Träger fast stets Glieder der Gemeinschaftsbewegung oder zum mindesten reich von ihr befruchtet. Ich habe ganz naiv ein urchristliches Christentum gesucht und im Laufe meines Lebens in diesen Kreisen die meiste Ähnlichkeit mit diesem Urbild gefunden. Daß ich auch von Gefahren und Fehlern der Bewegung weiß, wird mir jeder meiner Brüder glauben, der diese Erweckungsbewegung von innen her kennt. Wir haben keinen Grund, uns unserer Frömmigkeit zu rühmen.

Noch eines Dienstes innerhalb der Stadtmission muß ich gedenken. Eines dienstags abends sagte Flemming im Kreise seiner Familie zu mir: »Morgen habe ich Bibelstunde im Kantatekreis und muß doch den ganzen Tag auswärts sein. Nun habe ich vergessen, für eine Vertretung zu sorgen.« Dann sah er mich an und fügte hinzu: »Das könnten Sie eigentlich übernehmen. Es ist ein so dankbarer kleiner Bibelkreis.«

Ich konnte darüber nur lachen. Ich sollte eine Bibelstunde übernehmen? »Nein, das kann ich gar nicht. So was habe ich in meinem Leben noch nicht getan.«

»Nun, einmal muß es das erste Mal sein! Als Stadtmissionsmensch müssen Sie immer zum Dienst bereit sein.«

Es half nun kein Drehen und Wenden. Ich hätte ja den ganzen Montag zum Vorbereiten, hieß es. Schließlich sagte ich zu — und erlebte wieder einmal vierundzwanzig Stunden größte Aufregung. Zum ersten Mal in meinem Leben sollte ich vor anderen das Evangelium

verkünden. Am nächsten Morgen kaufte ich mir ein paar große Aktenbogen. Den Text durfte ich wählen: »Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.« Ich setzte mich hin und schrieb und schrieb. Ich schrieb so ziemlich alles, was ich von Jesus wußte und zu sagen hatte. Und dann kam abends die Stunde. Ich hatte starkes Herzklopfen. Acht bis zehn Frauen saßen um den Tisch. Ich sprach von Jesus, vom Glauben an ihn, vom Bekenntnis zu ihm. Je länger, je mehr erfüllte mich große Freude, und die Bangigkeit wich. Zum ersten Mal erlebte ich, welch ein Geschenk es ist, Jesus der Gemeinde zu bezeugen. Auf dem anschließenden Nachtmissionsgang, der mich allein auf die Tauentzienstraße und den Kurfürstendamm führte, begleitete mich noch die Freude. Heut war ich leicht beflügelt, alle Angst war weg, alle Scheu überwunden. Es gab ausführliche und in die Tiefe gehende Gespräche mit Männern auf der Straße.

Bis in die Gegenwart habe ich vor Ansprachen und besonders Predigten mit wirklicher Furcht zu kämpfen. Aber die Gewißheit, daß Gott mich zum Pastor berufen hat, wurde mir in jener Stunde bestätigt. So kümmerlich mein Dienst gewesen sein mag, Jesus stand doch im Mittelpunkt des Wortes.

Bald sollte ich meine erste Predigt halten. Zum Reformationsfest mußte ich Flemming in einem Reservelazarett in Mariendorf vertreten. Ich hatte den Mut, über Röm. 3, 28 zu sprechen: »So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.« Ob ich an die Herzen der Verwundeten herankam? Die Baptistischen Bethel-Diakonissen, die hier zu pflegen hatten, sollen zufrieden mit mir gewesen sein.

Im Winter 1915 konnte ich endlich mit einer Höreerkarte, die mir Professor Harnack, mein baltischer Landsmann, vermittelte, durch die Tore der Universität einziehen. Mit welchem andern Gefühlen betrat ich jetzt den Vorlesungssaal als damals in Dorpat! Nun war ich nicht mehr in der Erwartung, daß mir die Theologie erst das Geheimnis des Glaubens auftun würde. Das war mir inzwischen geschenkt. Wohl aber erwartete ich eine Vertiefung meines Glaubenslebens durch theologische Erkenntnis. Die zwei Semester an der Berliner Universität haben — aufs Ganze gesehen — mir diesen Dienst nicht getan. Viele meiner akademischen Lehrer langweilten mich trotz des interessanten Stoffes. Am meisten fesselte mich die Vorlesung Harnacks über Kirchengeschichte im Grundriß. Hier war ein Gelehrter

und Forscher, der seine Kenntnisse spannend und im hohen Grade lehrhaft vortrug. Allerdings merkte ich gerade bei ihm, daß ich in einer anderen Welt lebte. Die Theologie der Nachtmission war realistischer als der Intellektualismus Harnacks, der seine aristokratische Denkart nicht verbarg und über Dinge überlegen lächelte, die mir ganz unmittelbar gewiß geworden waren. Hier bereitete sich für mich eine ernste theologische Krise vor.

Vor der Verengung und Verarmung durch eine Ablehnung der akademischen Theologie wurde ich zwar bewahrt. Aber das frohe Ja zur theologischen Aufgabe fand ich erst später in Bethel und besonders in Tübingen bei Adolf Schlatter. Doch blieb ich auch in Berlin nicht ohne Hilfe. Erstens brachte Professor Reinhold Seeberg einen anderen Ton in die Vorlesungen. Ich bin zwar kein Seebergschüler geworden: seine »Modern-positive« Theologie war mir, wie ich später erkannte, zu sehr mit dem Idealismus verknüpft. Aber in jener Periode meines Studiums hat mir seine warme Diktion zu Herzen gesprochen und mich zum Lernen und Nachdenken ermutigt.

Zweitens bekam ich eine entscheidende Hilfe durch die Deutsche Christliche Studentenvereinigung (D.C.S.V.). Ich schloß mich ihr an, und sie blieb durch mein ganzes Studium hindurch die mich stützende und immer wieder belebende Bruderschaft, deren ich bedurfte.

Die D.C.S.V. war während des Krieges in Berlin nur durch einen kleinen Kreis vertreten. Aber von Anfang an hat sie mich theologisch entscheidend geformt. Hier fand ich einen Lebensstil, der mir not tat. Ich kannte von früher ein sogenanntes weltoffenes Christentum, das, liberal oder bürgerlich, nicht im Gegensatz zur Welt des Unglaubens stand. Bei manch ehrlicher Frömmigkeit war hier die biblische Substanz doch weithin verloren. In der D.C.S.V. fand ich das enge Gewissen und das weite Herz. Hier fürchtete man sich nicht vor dem Pietismus. Man wußte von der Macht des Gebetes und betete auch gemeinsam. Man war missionarisch ausgerüstet und hielt sich an das Wort der Bibel. Zugleich aber wurde fleißig wissenschaftlich gearbeitet und keine Frage und kein Problem gefürchtet. Bereichernd für mich war auch, daß im Sommer 1916 die Studenten des Gnadenfelder Predigerseminars der Herrnhuter Brüdergemeine geschlossen in Berlin studierten. Auch hier knüpften sich Beziehungen an, die mich für mein Leben zum Freunde der Herrnhuter gemacht haben.

Das Sommersemester 1916 brachte mir zu meiner Freude nun doch die Immatrikulation, so daß ich ein vollgültiges Semester studieren konnte. Professor Dr. von Willamowitz-Möllendorf als Rektor, der

Schwiegersohn Mommsens, nahm mich mit Handschlag in die alma mater auf. Nun galt es, ernsthaft das Studium voranzutreiben. Die zwei Semester in Dorpat waren fruchtlos vorbeigegangen. Inzwischen waren wieder drei Semester vorbei. In normalen Zeiten hätte ich schon bald an das kommende Examen denken können. Noch aber hatte ich nicht einmal mein Hebraikum, das Examen der hebräischen Sprache. Ich begann eine elende Büffelei und lernte die Grammatik Stracks mehr oder weniger auswendig, deren Verfasser prüfte. Dafür hatte ich hernach die Genugtuung, mit einem »gut« abzuschließen.

Am Ende des Semesters erwartete mich eine große Freude: Ich sollte nach zwei Jahren zum ersten Mal richtige Ferien haben. Die D.C.S.V. lud zu ihrer Augustkonferenz nach Wernigerode ein. Zu solchen Reisen besaß ich freilich kein Geld, aber die Berliner Stadtmission schenkte mir einen vierzehntägigen Aufenthalt in ihrem schönen Erholungsheim Harzfriede in Wernigerode.

Ich hatte mir in diesen Jahren abgewöhnt, Pläne zu machen. Ich mußte mit meinem Gelde sparen, und außerdem blieb ich doch unter polizeilicher Aufsicht. So kam alles für mich völlig überraschend. Ich ahnte auch wenig von der Schönheit des Harzes und des lieblichen Wernigerode. Als ich in Harzfriede mein Gepäck aufs Zimmer gebracht hatte, lief ich voll Begeisterung ohne Weg und Steg in den Wald hinauf und habe buchstäblich die Bäume voll Dank und Liebe umarmt. Jetzt erst merkte ich, was es heißt, zwei Jahre lang nur Großstadtluft zu atmen.

Zuerst kamen die Konferenztage. Heute noch denke ich dankbar an das Referat von Lic. Gottlob Schrenk, dem Sohn von Elias Schrenk und späteren Professor in Zürich, über »Stille und Kraft«. Voll Spannung hörte ich zum ersten Mal Karl Heim. Ich hatte bisher nur viel von »Heimweh« der D.C.S.Ver gehört. Daß der Unterstaatssekretär Dr. Georg Michaelis, der Vorsitzende der D.C.S.V. selbst das Wort nahm, machte mir nachhaltigen Eindruck. Ich erzähle das alles so, wie ich's damals in meiner Unreife erlebte. Wieviel Eierschalen des Idealismus und der Menschenverehrung mußte ich als junger Christ noch verlieren!

Und dann folgten noch fast zwei Wochen herrlichen Nichtstuns im Erholungsheim. Nach dem steinernen Häusermeer Berlins waren mir der Wald und die Harzberge, der Hexentanzplatz und das Bodetal die großartige Offenbarung der Schöpfermacht Gottes. Ich bin oft betend und singend meine Straße gezogen und habe auf manch einer Höhe

mein Neues Testament aus der Tasche genommen, um mir einen Psalm zu lesen.

Noch einer kurzen Bewegung dieser Tage muß ich gedenken. In Harzfriede wurden täglich von einem Pastor Andachten gehalten. Sein Wort bezeugte Jesus, rief zur Entscheidung, zur Buße und Bekehrung, wie ich's bisher nur im Rahmen der Stadtmission gehört hatte. Sechs Jahre später sollte ich sein Nachfolger an der Matthäikirche in Lübeck werden. Es war Hauptpastor Alfred Haensel.

Sehr erquickt kam ich nach Berlin zurück. Die leibliche und geistliche Erholung in Wernigerode hatte wohl dazu beigetragen, daß ich nun doch anfing, Zukunftspläne zu machen. Es war mir deutlich, daß auf die Dauer das Nebeneinander von Stadtmissionsarbeit und Studium nicht möglich sein werde. Ich plante darum einen Umzug an eine andere Universität, zumal ich merkte, daß die Berliner Theologie mir nicht voranhalf. Nach längerem Schwanken entschied ich mich für die Theologische Schule in Bethel.

Ich wünschte, diese bedeutungsvollsten Jahre meines Lebens in dem mir lieb gewordenen Berlin mit einem Abendmahlsgang in der Stadtmissionskirche am letzten Sonntag zu beschließen, wo Keller wieder predigte. Ich wartete auf ihn in der Sakristei. Aber erst als die Gemeinde schon das Anfangslied sang, stürmte er, vom Bahnhof kommend herein. Während ihm der Kirchendiener in den Talar half, brachte ich mein Anliegen vor. In seiner rauhen Art sagte Keller nur: »Haben Sie es denn so eilig?«

»Jawohl! Morgen fahre ich schon nach Bethel.«

Keller dachte einen Augenblick nach und sagte: »Nun gut, ich werde Ihnen das Abendmahl allein hier in der Sakristei geben.«

Mir war's recht. Es war wieder eine unvergeßliche halbe Stunde. Ich hatte den Eindruck, daß Keller unter einer besonderen Inspiration stand. Er hielt mir eine sehr persönliche Ansprache und knüpfte an die Geschichte von den Raben des Elia an, die dem müden Mann die Erquickung seines Herrn vermittelten. Ohne daß ich in Gefahr kam, mich mit Elia zu verwechseln, legte er den Ton auf die Stärkung, die der Herr für mich bereit halte, da ich jetzt an einem wichtigen Einschnitt meines Lebens stände.

Nach der Feier hatte er noch einen Rat für mich: »Sie gehen nach Bethel? Sollten Sie Schwierigkeiten haben und Rat und Hilfe brauchen, dann gehen Sie nach Bielefeld zu Pastor Michaelis! Das ist ein Mann voll heiligen Geistes. Gott segne Sie!«

Daß ich den Weg zu Pastor Walter Michaelis fand, der für mich zu so großem Segen wurde, danke ich Samuel Keller. Fast vier Jahrzehnte später erzählte ich Michaelis den Ausspruch Kellers. Seine Augen füllten sich mit Tränen. »Und dabei hat Keller mich oft scharf bekämpft!« sagte er. Es spricht für Kellers geistliche Reife, daß er auch seinem Gegner die Fülle des Geistes nicht absprach.

III. Das westfälische Jahr

Seltsam unvorbereitet fuhr ich im Oktober 1916 nach Bethel. Wohl wußte ich einiges von Vater Bodelschwingh, und daß die Anstalt für Epileptische und andere Notleidende durch seine Energie und Liebe groß geworden war. Aber weder über Landschaft und Geschichte noch über die Organisation der Arbeit wußte ich Näheres.

Vom Bahnhof ging es mit der Straßenbahn bis zur Bethelücke am Fuß des Sparrenberges. Fröhlich erstaunt über das herbstliche Laub und die vielen Gärten marschierte ich zum Direktor der Theologischen Schule, Pastor Samuel Jäger, und ließ mich bei ihm melden.

Der Empfang war insofern wenig ermutigend, als Pastor Jäger ein wenig gereizt war, »daß die Herren Studenten immer so früh kommen und dadurch unnütze Mühe machen«. Ich flüsterte erschrocken, daß ich ja als »feindlicher« Ausländer noch meine polizeiliche Anmeldung in Ordnung bringen wollte. Nun, ich wurde dann an »Kollegen Östreicher« gewiesen, der die Quartierfrage unter sich habe. Diese kalte Dusche war für mich ganz gesund, der ich in Bethel eine Art »Zion auf Erden« erwartet hatte, wo die Liebe und Sanftmut regiere.

Der Studentenkreis im Wintersemester 1916/17 war nur klein, doch das Studium in so kleinem Kreise war eine Wonne. Die Zahl der Dozenten war fast so groß wie die Zahl der Studenten. Bei Östreicher nahm ich, obwohl ich eben das Hebraikum bestanden hatte, einen hebräischen Kurs für Anfänger. Das hat sich ausgezeichnet bewährt. Ich kann es nur zur Nachahmung empfehlen. Im Neuen Testament las Gottlob Schrenk das Johannesevangelium. Dr. Johannes Warneck, der spätere Ephorus der Batakirche auf Sumatra, besprach mit uns Missionsprobleme. Von Dr. Jäger sind mir besonders seine Morgenandachten in der Adventszeit über das Gebet des Zacharias (Luk.

1, 68 ff.) in Erinnerung geblieben. Er hat mir das Ohr für die Kraft und Schönheit dieses neutestamentlichen Psalmes geöffnet. Das Wintersemester versprach fruchtbar zu werden.

Gern besuchte ich die Gottesdienste in Bethel. Nur vor denen in der Zionskirche, wo die Gemeinde der Kranken anwesend war, hatte ich anfangs ausgesprochene Furcht. Ich war zu Hause in Scheu vor aller Krankheit aufgewachsen. Besonders vor Nerven- und Geisteskranken hatte ich Angst. Die lauten Schreie und Krampfanfälle der Kranken während der Liturgie und Predigt regten mich über das Maß auf. Ich wußte, daß hier etwas nicht stimmte, aber ich konnte nicht dagegen an.

Eine erste Hilfe war es, als eines Sonntags unmittelbar vor mir in der Bank ein junger Mann aufsprang und im Krampf um sich zu schlagen begann. Wohl kam der Diakon ihm gleich zur Hilfe, aber er brauchte Assistenz, um den schweren Mann in eine der Kammern an der Kirche hinauszutragen, die für solche Fälle mit Ruhelagern versehen sind. Ich sprang instinktiv hinzu, half, so geschickt ich es vermochte, und empfand zum ersten Mal herzliches Erbarmen und Liebe zu den Unglücklichen. Statt Angst gab Gott mir nun Verstehen und Liebe.

Nach einigen Wochen bekam ich doch rechte Sehnsucht, wie in Berlin mit Menschen zusammen zu sein, mit denen man ohne Scheu über Jesus und ein Leben der Nachfolge reden konnte. An der Theologischen Schule blieben die Gespräche unwillkürlich in einer gewissen wissenschaftlichen Kühle. Ich erinnerte mich nun des Rates Kellers beim Abschied in Berlin und ging eines Tages in die Sprechstunde zu Pastor Michaelis mit der Bitte, mich in seine Gemeinschaft aufzunehmen, deren Versammlungen nur den Mitgliedern offen standen.

Wieder gab es eine Stunde, die ich nicht vergessen kann. Bei Michaelis war freundliche Güte mit einer gewissen Sachlichkeit gepaart. Nach kurzem Gespräch überreichte er mir einen kleinen Zettel, auf dem die Bedingungen zur Aufnahme in die Gemeinschaft standen. Ich sollte die Sätze zu Hause gesammelt lesen und mich prüfen, ob ich ihnen zustimmen könnte. Die Sätze enthielten ein Bekenntnis, das ich zu dem meinen machen sollte. Der entscheidende Satz lautete: »Ich weiß, daß ich durch Jesus Vergebung meiner Sünden habe, wovon sein Geist mir Zeugnis gibt.« Das war ein kräftiges, eindeutiges Wort. Ob solch ein Bekenntnis zur Selbstüberhebung führt? Auf solche Fragen antwortete Michaelis, daß er vom erwachsenen Menschen nicht mehr verlange, als die Kirche im sogenannten Konfirmationsgelübde seit

langem von noch unmündigen Kindern erwarte. Gegen dies letztere hatte Michaelis einen heißen Kampf gegen das Konsistorium gekämpft. Er wollte das Bekenntnis gewiß nicht antasten. Er wollte es aber nicht als kirchenrechtliche Frage behandelt sehen. Für ihn gehörte es in die Seelsorge. So sammelte er in seiner Gemeinde eine Gemeinschaft als eine echte Bekenntnisgemeinde. Er folgte damit Luthers bekanntem Wort, der in solch einem Kreise die sammeln wollte, die »mit Ernst Christen sein wollen«.

Es war mir nicht schwer, bei meinem zweiten Besuch meine Zustimmung auszusprechen. So wurde ich in die Gemeinschaft aufgenommen. Das war gewiß ein Schnittpunkt in meinem Leben. Manche meiner Freunde und Verwandten haben sich später gewundert, daß ich ein Gemeinschaftsmann geworden war. Doch kannten die meisten diese Bewegung nur vom Hörensagen. Wie bei jeder religiösen Bewegung gibt es auch hier Außenseiter und wunderliche Heilige. Über diese wird gesprochen. Dann heißt es gewöhnlich: So sind diese Leute! Ich aber bin nachträglich von Herzen dankbar, daß ich durch Michaelis, der jahrelang der theologische Führer der Gemeinschaften innerhalb der Landeskirchen war, eine so gesunde und wohl durchdachte Einrichtung fand. Michaelis hat mir später viel Zeit geopfert, um all die theologischen und kirchlichen Probleme durchzusprechen, die in dem Fragenkomplex der Kirche und Gemeinschaft enthalten sind.

Alle vierzehn Tage sammelten wir uns im kleinen Saal der Volkshalle, dem kirchlichen Vereinshaus neben dem Pfarrhaus. Michaelis — in seiner Vertretung Pastor Wilhelm Kuhlo — hielt eine biblische Einführung, der eine lebhaftere Aussprache folgte. Zum Schluß kniete die Versammlung nieder, und in einer lebendigen, zuchtvollen Gebetsgemeinschaft beteten Männer und Frauen. An den Diensttagen zwischen diesen Versammlungen waren wir in häusliche Kleinkreise eingeteilt, die meist Nachbarschaftskreise waren, von denen ich gleichfalls reichen Gewinn hatte.

Noch ein zweites Band sollte mich mit der Neustädtischen Kirchengemeinde verbinden. Eines Tages sagte Pastor Gottlob Schrenk zu mir, ich hätte ja wohl in Berlin in der Jugendarbeit gestanden. Es seien ein paar Primaner aus Bielefeld bei ihm gewesen, die nach einem Studenten gefragt hätten, der den verwaisten Schülerbibelkreis (B. K.) in der Neustadt übernehmen könnte. Wenn ich Neigung dazu hätte, würden die Jungen mich selbst besuchen. Wir wurden uns bald einig, und ich freute mich, wenn auch nicht ganz ohne Bangen, auf die neue

Aufgabe. Einiges über die B.K.s hatte ich gelesen. Aber an Erfahrung fehlte es mir völlig. Ich wurde wieder ins Wasser geworfen. Viel lernte ich bei dieser Arbeit von Wilhelm Kuhlo, der mit den größeren Jungen den Römerbrief besprach. Dieser B.K. wurde im folgenden Jahr eine meiner liebsten Arbeiten.

Inzwischen drohte meiner studentischen Existenz in Bethel eine Katastrophe. Eines Tages sagte Dr. Samuel Jäger, daß nach dem neuen Hilfsdienstgesetz der Regierung eine Fortführung des Semesters nicht möglich sei. Das war für mich ein schwerer Schlag. Ich war ja nach Bethel gekommen, um nach zweijähriger Pause endlich mein Studium fortsetzen zu können. Ich war sehr unglücklich. Ich hätte wohl mehr an meine Altersgenossen denken sollen, die im Felde standen und unter sehr viel notvolleren Verhältnissen ihr Studium hatten unterbrechen müssen! Später habe ich noch sehr oft erfahren, wie Gott meine Pläne durchkreuzte und zerschlug. Mit den Jahren lernte ich mich schneller zu fügen, als es mir damals gelang.

Was blieb mir übrig, als mich Bethel zum »Dienst mit der blauen Schürze« zur Verfügung zu stellen, das heißt zu dem Dienst an den Kranken. Ich meldete mich pflichtgemäß, aber ohne Freude. Es war mir bange vor der Arbeit. Trotz jenes Erlebnisses in der Kirche hatte ich noch große Scheu vor den Kranken. Aber gerade darum mußte ich Gott dankbar sein, daß ich wenigstens für etwa sechs Wochen zum Dienst in eines der Bethelhäuser kam. Mir ist die Kur ausgezeichnet bekommen.

Ich wurde dem Hausvater Eckert in Arimathia zugewiesen. Er war ein wortkarger Westfale und ein im Dienst bewährter, erfahrener Mann. Man rühmte mir seine praktische Begabung. Wie alle Häuser hatte auch Arimathia seine Aufgabe innerhalb der großen Lebensgemeinschaft Bethels. Wie der Name sagt, war es der Friedhofsdienst. Zwar hatten wir nicht die Gräber zu graben und zu bepflanzen, aber wir stellten die Leichenträger. So kam es, daß ich fast täglich neben dem Pfarrer im Trauerzug einherging. Ich tat diesen Friedhofsdienst ganz gern. Etwas schwerer wurde mir eine Aufgabe, die im Verborgenen geschah. Täglich vor Sonnenaufgang hatte ich mit einem zweirädrigen Wagen, auf dem ein länglicher Korb mit einer schwarzen Decke stand, die in den letzten vierundzwanzig Stunden Verstorbenen abzuholen, um sie in der Leichenhalle niederzulegen. Wohl begleitete mich ein Kranker, aber ich hatte die Pflicht zu verhindern, daß dieser die Toten zu Gesicht bekam. Ein wenig bänglich machte ich mich eines Morgens zum ersten Mal auf den Weg. Der Hausvater bettete den

Verstorbenen in zarter Weise in den Korb. Als ich selbst zupacken mußte und dem Toten unter seine kalten Achseln griff, da mußte ich an die Bilder der Grablegung Jesu denken, zumal der Tote einen Bart trug, wie die Maler ihn beim Heiland darstellen. Dieser Anblick machte mir den Dienst leicht, der auch in der Folge für mich alle Schrecken verlor.

Notvoller war mir der Dienst an den Lebenden. Die Männer waren meist nicht bettlägerig. Sie brauchten in der Regel meine Hilfe nur, wenn wieder ein Krampfanfall eintrat. Ich hatte meine Kammer neben dem Schlafsaal der Kranken, um zu hören, wenn einer einen Anfall bekam. Die erste Nacht schlief ich vor Aufregung überhaupt nicht und sprang aus dem Bett, sobald ich nur ein Schnarchen hörte. Aber allmählich gewöhnte ich mich an alles und überhörte auch die schwersten Anfälle. Das war schmerzlich. Im übrigen hatte ich die Aufgabe, das Leben der Kranken im Alltag zu teilen. Ich aß mit ihnen und arbeitete mit ihnen. Ich glaube nicht, daß ich einen inneren Zugang zu den Kranken fand, obwohl ich mich darum bemüht habe. Viele waren durch die Krankheit abgestumpft. Ich lernte bald, Vater Bodelschwings Arbeitstherapie zu verstehen. Holzhacken, im Garten graben, die Schweine füttern — das alles ging meist frisch voran. Der Segen einer Pflicht wurde am deutlichsten sichtbar, wenn der Einzelne einen Sonderauftrag hatte. So hatte einer meiner Männer die Aufgabe, täglich dreimal das Glöcklein der Zionskirche zu läuten. Er tat es mit großer Treue und Freudigkeit. Als er ein paar Tage grippekrank zu Bett lag, war er zu den Läutezeiten kaum im Bett zu halten. Ihm schien die Welt in ihrem Fortgang gefährdet, wenn er nicht pünktlich den Glockenstrang zog. Durch seine Aufgabe hatte der Leidende nicht nur einen Lebensinhalt, sondern etwas wie eine neue Würde erhalten.

Die Beziehungen nach Bielefeld blieben bestehen. Ich konnte weiterhin die Gemeinschaftsstunden besuchen und auch den Schülerkreis weiterführen, soweit die Zeit und Kraft reichten.

Im Jahre 1916 fiel der vierte Advent auf den vierundzwanzigsten Dezember. Pastor Michaelis hatte mit Recht angenommen, daß am Vormittagsgottesdienst wenige Besucher teilnehmen würden, da die meisten abends zur Christvesper kämen. Darum schien es kein Risiko zu sein, an diesem Morgen den jungen Studenten auf die Kanzel steigen zu lassen. Als Text war mir die alte schöne Epistel Phil. 4, 4—7 gegeben: »Freuet euch in dem Herrn allewege . . .« In den Abendstunden, wenn meine Kranken schon schliefen, schrieb ich meine Predigt auf und lernte sie wortwörtlich auswendig. In der Sakristei las ich den

Wandspruch: »Nimm mir, was mich quält! Gib mir, was mir fehlt!« Das tröstete mich. Denn es ging durch viel Angst. Doch während der Predigt — die erste, die ich von der Kanzel einer Kirche hielt — wuchs mir die Freude, die ich andern zu predigen hatte. Nach der Predigt kam Michaelis in die Sakristei und sagte mit fröhlichem Lächeln: »Wie wird man an seine eigene erste Predigt erinnert!« Es war nicht Tadel noch Lob, aber ein väterliches Verstehen, das mir wohlthat.

Der Weihnachtsgottesdienst der Zionskirche in Bethel bleibt mir ein Höhepunkt des Jahres. Wer hier eine Weihnachtsvesper mit ihren Chorgesängen und Chorgebeten mitmachte, weiß, welch ein Erleben das ist. Dazu kam die Weihnachtsansprache von Pastor Fritz von Bodelschwingh. Die Kirche war überfüllt. Ich mußte mit einigen unserer Männer stehen. Mitten in der Feier stürzte einer meiner Patienten in Zuckungen vor meine Füße. Wir trugen ihn auf ein Ruhebett in eine der Kammern. Ich mußte bei ihm bleiben und erwischte nur manchmal durch eine kleines Fenster zum Kirchenschiff ein paar Sätze von Bodelschwings Ansprache. Dies Erleben war mir heilsam. Alle feierliche Andacht ist eben doch weniger wert als ein einfacher Hilfsdienst. Sehr oft habe ich diese Lektion später wiederholen müssen.

Zu Hause in Arimathia gab es dann noch Bescherung. Wie glücklich trat jeder an seinen Platz an der Tafel, wo ein paar Kleinigkeiten aufgebaut waren, nicht zu vergessen eine mächtige Tüte Backwerk und Obst! Damals ein unbezahlbarer Reichtum!

Mit dem Beginn des Jahres 1917 sollte meine Tätigkeit in Arimathia aufhören. Ein neues schönes Arbeitsfeld wartete auf mich. Es muß schon vor dem 1. Januar gewesen sein, als mich Pastor Kuhlo von der Neustadt telefonisch zu einer Besprechung zu sich rief. Ich war ihm durch meine B.K.-Arbeit bekannt, da ihm die Jugendarbeit unterstand. Kaum war ich in seinem Zimmer, als er mich in seiner humorvollen Art feierlich auf einen Stuhl setzte, damit ich vor Schreck nicht umfiele. Ich war gespannt. Er eröffnete mir, daß der C.V.J.M. durch die Einberufung zum Heeresdienst seine Sekretäre verloren habe und dringend einen Berufsarbeiter brauche. Er hätte den Auftrag, mich zu fragen, ob ich bereit sei, die Arbeit zu übernehmen, falls ein Ruf an mich käme. Allerdings sei der Vorstand des C.V.J.M. bedacht auf seine Selbständigkeit und wolle daher »keine Katze im Sack« kaufen. Daher müßte ich einen Abend mit den Herren zusammen sein und aus meinem bisherigen Leben erzählen. Darauf wollten sie sich dann ein Urteil über mich bilden. Ich war, wie man sagt, platt. Aber ich meinte, in dieser Wendung Gottes gütige Hand zu erkennen. Wenige

Tage später saß ich im Kreise von prächtigen, aufrechten Christen, deren ich einige schon aus der Gemeinschaft kannte. Das Gespräch verlief sehr brüderlich, und ich wurde als Hilfssekretär an den C.V.J.M. berufen. Als Entgelt bekam ich freie Station, wozu ein kleines Taschengeld kam, für das ich Pastor Michaelis in Predigt und Kindergottesdienst zur Seite stand. Damit hatte ich die übliche Besoldung eines Lehrvikars der preußischen Landeskirche.

Dieses Bielefelder Jahr ist mir trotz mancher Not — es war der Hunger- und Steckrübenwinter! — in leuchtender Erinnerung. Für die Ausbildung für mein kommendes Gemeindeamt hat mir der Dienst am C.V.J.M. und die Arbeit in der Bielefelder Neustädtischen Gemeinde neben der Berliner Stadtmission und Bethel einen bedeutenden Beitrag geleistet. Ohne daß es mir deutlich zu Bewußtsein kam, nahm Gott meine Ausbildung in seine Hand und rüstete mich besser für den praktischen Dienst aus, als ein ununterbrochenes akademisches Studium es getan hätte.

Mit dem Anfang des neuen Jahres siedelte ich in die »Volkshalle« über, dem Vereins- und Gemeindehaus. Gemütlich konnte man das Haus wirklich nicht nennen. Einst war es ein übel berüchtigtes Tanzlokal gewesen, das schweren Anstoß gab. Mit einem Kreis von christlichen Männern hatte Pastor Michaelis das Haus angekauft. Zu meiner Zeit hatten wir im Hause einen öffentlichen Mittagstisch für junge Männer, ein Soldatenheim, das aber wenig Besuch hatte, und einige Untermieter. Da im Winter die große Kohlennot einsetzte, konnte nur mein kleines Arbeitszimmer bescheiden geheizt werden. Hier war dann das sogenannte »Soldatenheim«, hier sammelte ich den Schüler-B.K. und abends die Männer zur Bibelstunde. Hier spielten auch am Sonntagnachmittag ein paar Lehrlinge. Einige Wochen lang mußte auch hier der Mittagstisch der Dauergäste sein. Einer von diesen machte dann nach dem Essen gleich sein Mittagschläfchen auf meinem Sofa. Außer diesem Zimmer hatte ich noch ein Schlafzimmer, das unheizbar war, zwei Außenwände hatte und an den Seiten an ungeheizte Räume stieß. Der Winter war ausnehmend kalt, so daß ich morgens beim Waschen mit dem Eis zu kämpfen hatte. Die Hausmutter, eine prächtige Kriegerwitwe, tat alles, um mich satt zu machen. Aber ohne Mehl, Kartoffeln und Fett war das schwer zu erreichen. Der Kaffee war aus Ersatzstoff, die Marmelade war aus Ersatzstoff. Steckrüben gab es in rauen Mengen, aber sie machten nicht satt.

Fast täglich machte ich in der ganzen Stadt Hausbesuche, da die Vereinsmitglieder überall verstreut wohnten. Es war ja böse Zeit:

Krieg, Hunger und bald auch die Grippe-Epidemie. Da hatte ich Gelegenheit zu sehen und zu hören, wie die Menschen mit all den Nöten fertig wurden. Unvergeßlich ist mir das Gespräch mit einem Schuhmachermeister, der mir aus dem Brief seines Sohnes von der Front vorlas und in seiner westfälischen Aussprache mit Tränen in den Augen sagte: »Und wenn er auch nicht wiederkommen sollte — wenn nur seine Seele gerettet wird!«

Am meisten Eingang fand ich unter Tertianern und Sekundanern der Oberschulen. Es schien, als wollte hier ein geistlicher Wind wehen. Der Kreis erweiterte sich schnell. Wir machten viel Bibelarbeit, wanderten durch die schönen Buchenwälder des Teutoburger Waldes und taten mancherlei Dienst. Einige Jungen gingen sonntags in die Kaserne und verteilten Blätter unter die Soldaten. Eine wüste Rumpelkammer in der Volkshalle reinigten wir selbst mit viel Scheuerfesten und richteten es als B.K.-Zimmer ein. Eine kleine Jugendbibliothek entstand.

Weil ich viel mit den Jungen umging, kannte ich ihre Sprache und ihre Interessen. Und weil ich selbst nicht theoretisierte, sondern gelernt hatte, praktisch aus der Bibel zu schöpfen, so hörten sie die Bibelarbeit gerne an. Aus der Obertertia des Gymnasiums fehlten bald nur wenige. Wer heute noch spottete über unsern »frommen Verein«, war morgen auch dabei. Ich wurde der Berater und Seelsorger von fünfzig bis hundert Jungen. Dem einen gab ich lateinische Nachhilfestunden, den andern besuchte ich am Krankenbett, dem dritten stand ich zur Seite nach dem plötzlichen Tod seines Vaters.

Weniger Geschick hatte ich bei den jungen Lehrlingen und Jungmännern des C.V.J.M., die mehr Freude an Sport und Spiel hatten als am biblischen Wort. Aber hier hatten wir einen prächtigen Turnwart, der aus seinem Glauben kein Geheimnis machte. Wenn ich an seinen Turnstunden teilnahm, freute ich mich an seinen handfesten Schlußandachten.

Im September 1917 erlebte ich das fünfzigjährige Jubelfest der Betheler Anstalten. Draußen unter den alten Buchen, in der sogenannten Waldkirche hinter der Zionskirche hielt Pastor Fritz von Bodelschwingh die Festansprache. Rund um die Kanzel standen im weiten Halbkreis die Bänke, auf denen wohl über tausend Menschen zuhörten. Darunter viele Bauersfrauen in den schmucken Lipper Trachten. Ich selbst hatte mich auf den Waldboden in der Nähe der Kanzel gesetzt. Ich höre es noch, wie »Pastor Fritz« — so wurde er in Bethel stets genannt! — laut in die Versammlung hineinrief: »Solch

eine Anstalt gründen ist schwer, aber sie im gleichen Geist zu erhalten, ist viel, viel schwerer!«

Der gleiche Herbst brachte die Theologische Woche von Bethel, die viele Jahre lang im zweijährigen Turnus stattfand. Sie war eine Schöpfung Pastor Fritz von Bodelschwings und Professor Schlatters, der ein warmer Freund Bethels war. Schlatter kämpfte seit langem darum, die akademische Theologie aus ihrem Intellektualismus zu befreien. Theologische Denkarbeit war für ihn der gleiche Dienst des Glaubens wie die Diakonie Bethels. Auch litt er an der Entfernung der Theologie von der Gemeinde. Darum hatte er an diesen theologischen Wochen sichtbare Freude — nicht nur, weil sie im Rahmen einer dienenden Gemeinde stattfanden, sondern auch die Begegnung und Aussprache mit vielen reifen Christen brachten. In Bodelswingh war die einzigartige diakonische Begabung des Praktikers verbunden mit einer scharfen theologischen Denkkraft.

Diese theologischen Wochen waren ein Verjüngungsbad für alte Theologen, für junge aber wie ich ein starker Antrieb zu eigener Arbeit. Schlatter sprach in seinen Referaten über den heiligen Geist. So eindeutig und klar hatte ich noch nie über die Realität und Wirksamkeit des Geistes sprechen gehört. Hier ging mir auf, daß die Frage nach dem heiligen Geist die zentrale Frage des Neuen Testaments ist. Unter Schlatters Vorträgen erwachte in mir neu und stürmisch das Verlangen, mein Studium an der Universität fortsetzen zu können. Zu Füßen dieses Mannes sitzen zu dürfen — sollte mich das nicht auch zu einem wirklichen Theologen machen? Ich wagte, ihn anzufragen, erzählte ihm von meiner politischen Lage als russischer Staatsangehöriger unter Polizeiaufsicht und drückte dabei meine Sorge aus, ob darum eine Immatrikulation in Tübingen möglich sein werde. Schlatter riet mir dringend, zum Wintersemester 1917/18 nach Tübingen zu kommen, und versprach, alle äußeren Hindernisse zu beseitigen. Ein paar Zeugnisse aus Berlin würden dabei nicht schaden. Ich war übergelukkig. Aber ehe es zu einem Umzug nach Tübingen kam, trat noch ein entscheidendes Ereignis ein.

Am 2. September 1917 überschritten die deutschen Truppen unter der Führung des Generals Hutier die Düna oberhalb Rigas und besetzten meine Heimatstadt. Die Zeitungsnachrichten regten mich begreiflicherweise sehr auf, denn seit zweieinhalb Jahren hatte ich von den Meinigen nicht mehr als gelegentliche kurze Lebenszeichen ohne viel konkreten Inhalt bekommen. Eines Morgens brachte mir die Post einen Feldpostbrief mit der Handschrift meiner Mutter! Damit hatte

ich die Gewißheit, daß die Meinen die kritischen Tage gut überstanden hatten und die Frontgrenze zwischen uns gefallen war. Nach aller Spannung war meine Freude überwältigend.

Und doch war ich nicht ohne Bangigkeit. Als ich von den Eltern getrennt wurde, war ich noch ein unreifes Kind. Die wenigen Jahre hatten mich gereift und selbständig gemacht. Unter dem starken Einfluß der Mutter wäre vielleicht mein innerer Weg anders gegangen. Sie hatte stets meinen Geschmack und meine Geistesrichtung bestimmt. Ich hatte das nicht als Zwang empfunden, denn unsere Mutter war fröhlich und wußte uns mit ihren vielseitigen Interessen das Leben reich genug zu gestalten. Wir hatten es gut zu Hause, sehr gut. Aber unsere Mutter hatte durch Eindrücke, die mir unbekannt geblieben sind, eine starke Abneigung gegen alles Gemeinschaftswesen und gegen den Pietismus. Es würde für mich nicht ohne Konflikte abgehen. Das wußte ich. Daß ich meinen Glauben nicht verleugnen durfte, wußte ich auch. Aber ein Widerspruch gegen die Mutter ohne Verletzung der Liebe würde nicht leicht sein. Auch fürchtete ich mich vor mir selber. Das alte Kinderglück im Schoße des väterlichen Hauses lockte mich mächtig. Würde dann alles wieder werden wie einst? Würde ich wieder in das harmlos genießende Leben zurücksinken? Wie wird es mit meinem Dienst für Jesus? Ich hatte Angst, daß ich in den Sog des beschaulichen Lebens meiner Kindheit zurückfallen könnte. In meiner Not ging ich zu Pastor Michaelis. Er verstand mich gut. Sein Rat war kurz und klar: »Schreiben Sie einen Brief und brennen Sie sich die Rückzugsbrücken ab!« Ja, das war das Rechte. Ich schrieb einen langen Brief. Ich habe um die rechten Worte gerungen. Ich erzählte alles: vom Alleinsein in Berlin, von meinem inneren Erleben im Sommer 1915, von der Stadtmission und meinem Dienst, vom Studium, von Bethel und Bielefeld. Vor allem davon, daß ich ein neues Verhältnis zu Gott gefunden hätte und ich bäte und hoffte, dafür Verständnis zu Hause zu finden.

Erst beim persönlichen Treffen, das Monate später stattfand, gab es die nötigen Aussprachen, die Brücken schlugen, aber auch Grenzen setzten.

Wenn ich unabhängig von dieser neuen Verbindung nach Hause zur Fortsetzung meines Studiums drängte, so wird mich noch eine andere Begegnung dazu angetrieben haben, obwohl mir dieses Motiv damals noch nicht bewußt war. Pastor Flemming, der mir in Berlin ein väterlicher Freund geworden war, hatte mich zu Pfingsten 1917 nach Neustrelitz eingeladen, wo er seit über einem Jahr Pastor war.

Diese Pfingstferien wurden dann wundervoll. Flemming war von einem fröhlichen Optimismus. Viel Jugend strömte seiner Verkündigung zu. Es war wie eine kleine Erweckung. Ich wohnte bei Flemmings, ging viel spazieren durch den Schloßpark, den Tiergarten, die Fasanerie. Hier im Hause lernte ich ein junges Mädchen kennen, das durch völlig mißglückten Religionsunterricht am Gymnasium in Dresden ihren Kinderglauben verloren hatte und durch eine Predigt Flemmings in die Nachfolge Christi gerufen war. Jesu Frage aus Johannes 5: »Willst du gesund werden?« wurde für sie entscheidend. Bei einem gemeinsamen Spaziergang mit Flemmings tauschten wir die Erfahrungen über unsere inneren Führungen aus.

Als ich nach Bielefeld heimkehrte, war ich für mich selbst unbegreiflicherweise in Unruhe darüber, daß der Abschluß meines Studiums noch in so weiter Ferne lag und ich für Zukunftspläne keine Möglichkeit sah.

IV. Ich studiere Theologie

Tübingen! Gewiß hatte ich mir in jenen Jahren die romantische Veranlagung des jungen Balten erhalten. Es wäre sehr begreiflich gewesen, wenn ich nach der Enttäuschung in Dorpat und den wiederholten Unterbrechungen meines Studiums nun ein fröhliches Semester mit »freiem Burschenleben« und ähnlichen Dingen gewünscht hätte. Aber davon konnte keine Rede sein. Es war noch immer Kriegszeit und die Zukunft sehr ungewiß.

Daß ich mich in Tübingen der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (D.C.S.V.) anschließen wollte, stand bei mir fest. Im übrigen machte ich keine konkreten Pläne. Und doch sollte das Jahr 1918, das den Untergang des alten Kaiserreichs herbeiführte, und auch so viele meiner menschlichen Ideale begrub, mir viel neuen Reichtum bringen.

An die Reise nach Tübingen erinnere ich mich noch gut. Durch die noch bestehende Polizeiaufsicht, aber auch genötigt durch mein arg schmales Portemonnaie, war ich von Bielefeld aus kaum über Gütersloh, Herford und Detmold hinausgekommen. Durch die früheren Reisen mit den Eltern wußte ich von Deutschlands Schönheit. Als ich nun

im Zug nach Süden saß und aller Abschied hinter mir lag, erwachte in mir die Vorfreude auf neue Entdeckungen. Als wir bei der Abendsonne durch das herbstliche Rheintal fuhren, leuchteten die Rebberge im Goldlaub. Ich stand am Fenster des letzten Wagens und schaute hinaus. Der Rhein! Von kleinauf hatten mir die Eltern in ihren Berichten den deutschen Rhein lieb gemacht. Nun sah ich ihn wieder. Als ich am nächsten Morgen fröstelnd aus meinem tiefen Schlaf auf der Holzbank erwachte, war es draußen nebelig. Ich sah Obstbäume und sanfte Höhenzüge. Der Zug stieg hinter Bruchsal langsam aus dem Rheintal in die Höhe. Über Stuttgart und Cannstatt ging mein Bähnle das Neckartal hinauf, Tübingen entgegen. Zum ersten Mal sah ich die charakteristischen Abhänge der Schwäbischen Alb, die aussehen, als hätte man Badewannen umgestülpt.

Und dann kam Tübingen. Bei strahlender Oktobersonne ging ich mit meinem Kofferchen über die Neckarbrücke. Die alte Universitätsstadt zeigte ihre ganze Schönheit. Ich blieb staunend stehen. Über die schmalen Ufergärten am Neckar mit den sich ins Wasser neigenden Weiden schoben sich die bunten hochgiebligen Häuser hinauf auf den Burgberg, gekrönt vom hohen Dach der Stiftskirche. Wie eine Mutter thront sie inmitten ihrer Kinder. Selbst die alte Aula und die Burg, die immerhin auch Jahrhunderte zählen, ducken sich unter ihre Flügel. Und auf der Neckarinsel leuchtete das bunte Laub. Das also war Tübingen!

Ich fragte mich nach dem Österberg durch und ging in das D.C.S.V.-Haus. Hier traf ich zum Mittagstisch eine kleine Studentengruppe, zum Teil Schweizer, zum Teil Verwundete oder Leidende, die für den Krieg nicht mehr in Frage kamen. Ein lungenkranker Theologe in Landseruniform empfahl mir auf meine Frage nach einer geeigneten Studentenbude, in die Rappstraße zu gehen, wo bei Frau Stadtpfarrer Schweitzer immer C.S.Ver gewohnt hätten. Ich machte mich also ins Ammetal auf. Als ich das weißhaarige, mütterlich-gütige Gesicht der Pfarrerswitwe sah und ihren herzlichen schwäbischen Dialekt hörte, war ich schon entschlossen, ehe ich das gemütliche Eckzimmer gesehen hatte. In der Ecke stand ein gemütliches kleines Sofa mit einem Tisch, an dem ich öfters Kommilitonen zu Besuch hatte. Oft stand ich schon um fünf Uhr morgens auf, um die Frühe zum Studium zu benutzen. Damit störte ich meine Wirtin nicht. Dagegen beklagte sie sich, daß ich auch im kältesten Winter oft bei offenem Fenster schlief, so daß die Kälte in die übrige Wohnung drang. Manchmal lag in der Frühe frisch gefallener Schnee im Zimmer, ohne zu tauen.

In der D.C.S.V. war ich zuerst nicht recht zu Hause. Ich merkte es den Gesprächen derer an, mit denen ich Mittag aß, daß sie mehr die gute leibliche Nahrung als die Christusbotschaft suchten. Öfters wurde mit leichtem Spott über die »christlichen« Studenten gesprochen. Ich fühlte mich einsam und suchte Gemeinschaft. So oft ich aufs Schloß Hohentübingen hinaufging, kam ich am evangelischen Vereinshaus vorbei und bemerkte, daß sich dort eine landeskirchliche Gemeinschaft versammelte. Was das bedeutet, wußte ich aus Bielefeld. Ich begann die Stunden regelmäßig zu besuchen. Die Leitung des Kreises lag in den Händen zweier Brüder, deren alter Vater ein Korntaler war. »Kornthal! Das wäre etwas für Sie! Da würden Sie sich wohlfühlen. Sie sollten es kennenlernen!«, sagte meine Zimmerwirtin einst prophetisch zu mir. Wie hat sie doch recht behalten! Zum leitenden Brüderrat gehörte auch der Polizeimeister vom Rathaus. Nachdem ich monatelang regelmäßig die Stunden im Vereinshaus besucht hatte, sollte ich als Mitglied aufgenommen werden. Es war Sitte, daß die männlichen Mitglieder mit dem Bruderkuß begrüßt wurden. Und so kam es, daß mir, dem »feindlichen Ausländer«, der Tübinger Polizeimeister einen Bruderkuß gab. Das wäre in Preußen gewiß nicht passiert.

Alle Monate mußte ich weiterhin auf dem Rathaus erscheinen und mir durch einen Beamten bescheinigen lassen, daß ich noch da sei. Das war eine harmlose, fröhliche Sache. Einmal hatte ich allerdings einen nicht geringen Schrecken. Auch hier in Tübingen hatte ich die Auflage, die Stadt nicht zu verlassen. Dennoch hatte ich ein unbeschwertes Gewissen, wenn ich auf den Roßberg stieg oder die Salmen-dinger Kapelle besuchte oder gar die Hohenzollernburg, den roman-tischen Ritterbau Friedrich Wilhelms IV., besichtigte. Dadurch ging der Krieg gewiß nicht verloren, daß ich mich der Schwäbischen Alb freute. Als ich aber einst von solch einer Wanderung heimkehrte, sagte meine Wirtin zu mir: »Herr Brandenburg, zweimal ist ein Beam-ter von der Polizei dagewesen, Sie möchten sobald als möglich zur Wache aufs Rathaus kommen.« Ein Schreck durchfuhr meine Glieder. Mit einem Stoßseufzer nach oben machte ich mich auf den Weg. Die Beamten schienen mich besonders ernst zu begrüßen und sagten nur: »Gehen Sie nur hinein, der Alte wartet schon auf Sie!« Ich rückte meinen Schlips zurecht und ging dann mutig in die Höhle des Löwen. Der Polizeimeister schloß feierlich die Tür hinter mir, und ich versuchte, die Miene des armen Sünders aufzusetzen. Dann begann er: »Lieber Bruder, könnten Sie wohl am kommenden Sonntag den Kin-

dergottesdienst übernehmen?« Ein Stein polterte von meinem Herzen: Darum also suchte mich die Polizei!

Im Laufe der nächsten Wochen stieß noch ein Anzahl Kommilitonen zu unserem D.C.S.V.-Kreis. Ohne besondere Planung ergab es sich, daß wir auf der Bude eines kriegsbeschädigten Kommilitonen mit einem Bibelkreis begannen. Dieser Kreis, wo wir abwechselnd die Einleitung hielten, wurde eigentlich die Urzelle einer Erneuerung der D.C.S.V. nach Schluß des Krieges. Es blieb zwar nicht aus, daß wir von den andern ein wenig als fromme Eigenbrötler angesehen wurden, aber am Ende des Wintersemesters war ich völlig überrascht, als ich einstimmig für den Sommer zum neuen Senior gewählt wurde. Ich hatte nicht entfernt daran gedacht, daß man mir diese Verantwortung zumuten würde. War ich als Gymnasiast oft sehr selbstbewußt gewesen, so war in Dorpat dieses Selbstvertrauen gründlich zerbrochen.

Meine Erwartungen, mit denen ich im Blick auf Schlatter nach Tübingen gekommen war, wurden weit übertroffen. Zwar verstand ich seine Gedanken noch bei weitem nicht. Aber er stellte mir die Weiche und brachte mich auf die Spur. Ich hörte bei ihm das Lukasevangelium und die Korintherbriefe und konzentrierte auf diese beiden Kollegs die meiste Zeit und Kraft. Ich schrieb fleißig nach, arbeitete die Nachschrift der Vorlesung am gleichen Tage aus und übertrug ihren Inhalt in Stichworten auf den breiten Rand meines griechischen Testaments. Hätte ich nur immer so fleißig gearbeitet!

Schlatter kümmerte sich um unsern D.C.S.V.-Kreis wie ein Vater. Er war jederzeit zu einer Bibelstunde bereit, die wir von ihm erbaten. Selbstverständlich bestand auch in der Kriegszeit montags der sogenannte »Offene Abend«, wo wir Studenten uns unangemeldet um halb neun Uhr bei ihm einfinden durften. Pünktlich erschien der Professor mit brennender Zigarre. Punkt halb elf stand er auf und entließ uns. Das Thema des Gesprächs überließ er uns. Wir staunten über die Vielseitigkeit seiner Interessen. Eines Abends erzählte er, er hätte soeben die Erinnerungen des Anarchisten Kropotkin gelesen und sei sehr angetan von ihnen: »Ein Tropfen Religion, und der Mann wäre hinreißend gewesen!« Da ich im gleichen Semester auch Vorlesungen über die prähistorische Anthropologie hörte, brachte ich das Gespräch auf dieses Thema. Ich wagte es, zu Schlatter zu sagen, ich käme aus diesen Vorlesungen erbauter heraus als aus mancher Predigt in der Kirche. Ich erwartete eine Zurechtweisung, die bei Schlatter recht deutlich werden konnte. Statt dessen sagte er zustimmend: »Verstehe

ich gut! Ich sagte ja schon öfters: Wir haben viel zu viel Buchreligion!« Bekanntlich betonte er auch in seiner Theologie immer wieder den »Sehakt«. Richtig sehen und beobachten ist eine bessere Grundlage zu urteilsfähigem Denken als die reine Abstraktion. Es war bekannt, daß unser Professor in den Ferien botanisierend durch seine Schweizer Heimat wanderte und eine beachtliche Pflanzenkenntnis besaß. Auch das gehörte zu seiner Theologie. Trotz seinem Wort gegen die Buchreligion stärkte er in der Vorlesung und in der Bibelstunde unser Vertrauen zum Bibelwort. Im Gespräch konnte er etwa sagen: Bei aller denkenden Bemühung und Forschung sei er von sich aus überzeugt, daß das Bibelwort zuletzt seine volle Bestätigung finden werde. Ein andermal sagte ein junger Theologe, der frisch aus Marburg kam: »Nun, Herr Professor, heutzutage können wir doch nicht mehr an Engel glauben!« Schlatters Antwort war typisch. Er sah den Sprecher fröhlich mit einem Seitenblick an, stieß einige seiner charakteristischen Lachtöne hervor und sagte dann nur: »Wir? wir? Ich bitte, mich von diesem Wir auszuschließen.« Damit war für ihn das Thema erledigt. Wir waren mit den Antworten unseres Professors keineswegs immer zufrieden. Kaum der Schule entwachsen, waren wir gewöhnt, fertige Resultate mitzunehmen. Jede Form von Orthodoxie lehnte Schlatter ab. Er wollte auch keine Autorität für uns sein, denn die eigene Denkarbeit gehörte für ihn zum Gottesdienst. Allerdings war auch das theologische Denken ohne Gnade für ihn nicht möglich. Darum war der Glaube die Voraussetzung. »Gottgemäß denken« mußte die Aufgabe lauten.

Einmal fragte ich ihn, ob unser Christenglaube auch echt sei, wenn wir für ihn nicht zu leiden hätten, während die Bibel das Leiden als Kennzeichen des Glaubens bezeichnet. Schlatter antwortete zuerst mit einem Seufzer: »Herr Brandenburg, ist das etwa kein Leiden für uns Professoren, wenn die Studenten immer wieder dieselben dummen Fragen stellen?« Wir waren seine ironischen Antworten gewöhnt, von Übelnehmen durfte keine Rede sein. Im Ernstfall war Schlatter zart und liebevoll wie ein Vater. Auch das habe ich erfahren. Hier kam als ernsthafte Antwort hernach: »Es ist nicht gleich nötig, daß wir um unseres Glauben willen geschlagen werden. Als Christen leiden wir darunter, daß Gottes Gebot um uns her verachtet wird. Wenn wir unter dieser Verunehrung Gottes nicht leiden, sollten wir allerdings die Echtheit unseres Glaubens in Frage stellen.«

Neben Schlatter verdanke ich Professor Wurster, dem Ordinarius für praktische Theologie, viel Anregung und Rüstung für das kom-

mende Amt. Seine Kritik war mit Recht gefürchtet. Unvergeßlich ist mir seine Zensur, als ich ihm eine meiner Bielefelder Predigten, die ich für besonders gut hielt, brachte. Seine Kritik war vernichtend. »Meinen Sie doch nicht, daß Ihre geistreichen Randbemerkungen zum Bibelwort schon eine Predigt seien!« Nachträglich bin ich ihm für seine Zurechtweisung sehr dankbar. Er hat mir die Gefahr einer falschen Rhetorik gezeigt. Damals traf mich der Schlag allerdings hart. Wurster hatte seiner Kritik noch einen Rat hinzugefügt, für den ich ihm zeitlebens dankbar blieb. Er sagte: »Gehen Sie mal gelegentlich auf die Alb und hören Sie zu, wie die Albbauern in der Stunde die Schrift auslegen. Bei denen könnten Sie noch etwas lernen.« Diesen Rat habe ich mit viel Gewinn befolgt. Doch denke ich mit Herzklopfen an die Predigt auf der Kanzel von Lustnau. Wurster verbot uns, irgendeinen Merktzettel, geschweige denn das Manuskript der Predigt, auf die Kanzel zu nehmen. Wäre das doch allezeit Tübinger Grundsatz geblieben! Wie leicht schiebt sich das Blatt Papier wie eine Schranke zwischen Redner und Hörer! Ich selbst bin allerdings meinem Professor auch nicht ganz treu geblieben: ein kleiner Merktzettel liegt stets in meiner Bibel beim Predigen. Bis dahin hatte ich meine Predigten wortwörtlich auswendig gelernt. Das war eine qualvolle Arbeit, aber recht heilsam. Wurster machte mich von diesem Zwang frei: Der Gedankengang müsse freilich so klar sein, daß der Predigende die Reihenfolge der Sätze im Kopfe habe, die Wahl der Worte aber sollte dem Augenblick überlassen werden.

Meine Hoffnung, Weihnachten 1917 nach vier Jahren in der Fremde wieder zu Hause in Riga feiern zu dürfen, erfüllte sich nicht, weil die Einreiseerlaubnis in das besetzte Gebiet zu spät eintraf. So entschloß ich mich, erst nach Schluß des Semesters nach Riga zu fahren. Das bedeutete, daß ich Weihnachten in Tübingen feierte. Die Kommilitonen verreisten alle. Die liebe Frau Stadtpfarrer zog mich ganz in ihre Familie. Wir besuchten die Christvesper in der abendlichen Stiftskirche, sangen zu Hause die alten Weihnachtslieder und aßen Schnitzbrot und schwäbische Gutsle, deren Qualität zu rühmen überflüssig ist.

Aber dann kam der Tag, nach dem ich mich seit fast dreieinhalb Jahren gesehnt hatte. Etwa um neun Uhr abends traf ich in Riga ein. Ich gewann einen lettischen »Fuhrmann«, der mich in die Andreasstraße brachte. Wir kamen in ein freundliches Gespräch, und ohne mein Zutun ging es immer wieder um unsere Stellung zu Gott. Ja und dann beugte er sich von seinem Bock zurück zu mir und sagte, es sei doch sehr traurig, daß die Menschen in so ernsten Zeiten meinten,

ohne Gott auskommen zu können. Es war wie eine freundliche Hand, die mir die alte Heimat durch diesen lettischen Kutscher entgegenstreckte.

Und nun stand ich vor dem großen Mietshaus, wo wir unsere Wohnung hatten. Hinter dem verdunkelten Fenster meines Zimmers bemerkte ich Licht. Da saßen sie nun und ahnten nicht, wer vor der Tür stand. Da die Post bis zu vier Wochen und mehr Zeit brauchte, hatte ich den Termin meiner Ankunft gar nicht mitteilen können. Mir klopfte das Herz vor Spannung bis zum Halse. Nach meinem Läuten öffnete die alte Portiersfrau. Sie schrie fast auf, als sie mich erkannte.

Durch eine überraschende Assoziation, eine sogenannte Gedankenbrücke, waren die Meinen seltsamerweise vorbereitet. Wie so oft las der Vater abends vor, während unsere Mutter strickte. Nach mehrjährigem Entbehren genossen sie es, wieder neue deutsche Bücher aus dem Reich lesen zu können. Eben war Walter Bloems Kriegsbuch »Der Vormarsch« an der Reihe. Da wird geschildert, wie der Führer einer Radfahrpatrouille, der Unteroffizier Obst, vermißt wird und überraschend wiederkehrt. In ihrer lebhaften Art läßt die Mutter den Strickstrumpf sinken und unterbricht den Vater mit den Worten: »Siehst du, er ist doch da und lebt!« In diesem Augenblick läutete es an der Tür. »Das ist der Hans«, sagt die Mutter, und die Eltern eilen zur Tür.

Was folgte, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Die jahrelange Sehnsucht, das quälende Heimweh fand eine erstaunliche Erfüllung. Daß ich die Eltern und Gretel — die inzwischen erwachsen gewordene »kleine« Schwester — wieder leibhaftig vor mir sah, daß ich wieder in den altgewohnten Räumen war und die Füße unter den Speisetisch meiner Kindheit strecken konnte — es war alles wirklich wahr und kein Traum mehr.

Gewiß, in späteren Jahrzehnten galt es, schwerere Schicksalswege zu gehen und stärkere Schläge zu ertragen als ein paar Jahre Trennung. Aber inzwischen mögen dann die Schultern auch an Kraft ein wenig gewonnen haben. Damals lebten wir noch in dem Wahn, daß dieser Einbruch in unsere häusliche Friedensinsel seit 1914 bald überwunden sein würde.

Die Wochen des Zuhause-seins waren erfüllt vom ganzen Glück der Heimkehr. Andererseits gab es auch Einsichten und Erkenntnisse, die uns beschwerten. Wohl sagte die Mutter öfters: »Ach, er ist doch noch ganz der alte!« Vielleicht hatte sie in ihrer mütterlichen Sorge eine Veränderung gefürchtet, die zur Entfremdung geführt hätte. Das war

— gottlob! — nicht der Fall. Die Liebe und die Dankbarkeit schien nur stürmischer geworden zu sein. Dennoch war meine religiöse Entwicklung der Mutter irgendwie fremd. Sie fürchtete jede Unnüchternheit. Auf diesem Gebiet war ihr Sohn ihrem Einfluß entrückt worden. Und in meiner Sorge, nicht zu verleugnen, mag ich manche Unbesonnenheit begangen haben. Wenige Tage nach meiner Ankunft durfte ich zu Hause in Gegenwart aller Geschwister und ihrer Ehegefährten über alles Erlebte erzählen: anfangend mit Berlin und der Nachtmission, über Bethel und Bielefeld bis nach Tübingen und die D.C.S.V. Dieser Bericht sollte ein Zeugnis davon sein, wie Gott mir in diesen Jahren begegnet war. Ich war ja schließlich den Meinen eine Erklärung schuldig, wie alles gekommen war, da sie in den drei Jahren nur inhaltsarme Lebenszeichen von mir bekommen hatten.

In meiner eignen Brust kämpfte die Liebe zur Heimat und zur Familie mit ihrer Tradition und Lebensform, der ich mich selbst noch so verhaftet fühlte, mit der neuen Glaubenshaltung, deren Eigenständigkeit ich hier zu Hause noch viel stärker spürte als draußen im Reich. Nach meiner Veranlagung hätte ich mich so gern wieder in die alte Bevormundung und Geborgenheit des Elternhauses begeben. Und doch mußte ich ich selbst werden in voller Mündigkeit, zu der mich gerade die persönliche Glaubenserfahrung mit ihrer starken Gewissensbindung nötigte. Es war nicht leicht, nach dreieinhalb Jahren wieder dort zu landen, wo die Entwicklung abgerissen war.

Aber nun darf es nicht so klingen, als ob es doch nicht unsagbar schön gewesen wäre, wieder in Riga und zu Hause zu sein. Gewiß, es war noch Krieg und die Front nicht fern. Aber die Verhandlungen von Brest-Litowsk ließen auf einen Frieden hoffen. Wohl erschütterte uns bald die Nachricht von der Ermordung Professor Traugott Hahns. Aber für mich war es ein herrliches Atemholen in der so beglückenden Liebe von Vater und Mutter und der ungebrochenen Freundschaft mit den Geschwistern.

Es ist jetzt nach über fünfzig Jahren nicht leicht, mit Worten wiederzugeben, was gleichzeitig in mir vorging. Ich weiß, daß mein Gebet oft lautete: »Ach, Herr, laß mich nicht allein!« Es kann sein, daß ich von Natur in besonderer Weise auf Gemeinschaft angewiesen bin und darum stärker empfand, wie schwer es war, im Letzten und Tiefsten doch nicht so verstanden zu sein, daß es zu einer dankbaren Gemeinschaft vor Gott kam. Darum war es nicht überraschend, daß ich gerade jetzt an jene Begegnung erinnert wurde, die ich beim letzten Pfingstfest in Neustrelitz gehabt hatte. Ich entschloß mich zu einem

Besuch in der kleinen mecklenburgischen Residenz in der Hoffnung, Gelegenheit zu einer klärenden Aussprache zu finden.

Aber dazu kam es nicht. Als »feindlicher Ausländer« mußte ich mich genau an die Reiseroute halten und traf Ende Februar wieder in Tübingen, Rappstraße Nr. 3, ein.

Meine verhinderte Neustrelitz-Reise ließ mir keine Ruhe. Durch einen Brief erfuhr ich, daß Fräulein von der Decken zur Zeit nicht in Neustrelitz sei, sondern in Malente-Gremsmühlen eine Hauswirtschaftsschule besuchte. Nun wagte ich einen kurzen Brief, wo ich etwas unvorbereitet mit der Türe ins Haus fiel. Das Jawort erhielt ich erst, als Anna-Luise in den Osterferien meine Frage mit ihrer Mutter besprochen hatte und ihre Zustimmung fand. Ich schrieb am selben Tage an meine Eltern.

Das Sommersemester 1918 hat unter dieser Veränderung meiner Lage ein wenig gelitten. Zwei Wochen war ich abwesend durch eine Reise nach Neustrelitz. Meine Gedanken waren auch nicht so konzentriert, obwohl ich einen neuen Antrieb spürte, mit meinem Studium voran zu kommen. Auch meine Pflichten als Senior der D.C.S.V. nahmen mir nicht wenig Zeit.

Am Ende des Sommersemesters 1918 stand für mich fest, daß ich das nächste Semester nach Rostock ging. Dort lockte mich als Vertreter der praktischen Theologie Professor Gerhard Hilbert, der sich als lutherischer Kirchenmann für eine kirchliche Volksmission einsetzte. Dazu hatte ich die Aussicht, über Sonntag nach Neustrelitz zu fahren.

Doch zuvor fiel in die Semesterferien meine zweite Rigareise. Es war naheliegend, daß ich meine Braut gerne den Eltern vorgestellt hätte. Auf diesen Wochen lag jedoch schon die bange Sorge, daß Deutschland und damit auch die baltische Heimat vor einer schweren Katastrophe stand. Dennoch war ich dankbar, daß ich meinen Eltern ihre zukünftige Schwiegertochter und dieser meine Heimat — wenn auch im Kriegsgewande — zeigen konnte.

Das Rostocker Wintersemester ist mir in düsterer Erinnerung. Die Herbstmonate bis Weihnachten waren trübe und neblig. Der Zusammenbruch Deutschlands warf tiefe Schatten auf diese Monate. Ich fand eine kleine Studentenbude für monatlich 28 Mark. Sie war eigentlich nur eine Kammer. Aber mir reichte sie. In den Novembertagen fand eine sehr stürmische Studentenversammlung statt, auf der einige kommunistische Studenten eine laute Sprache führten. Im Namen der wenigen Theologen mußte auch ich ein kurzes Wort sagen. Als ich nach vorne ging, rief mir ein junger Mann im Soldatenrock zu:

»Sie dürfen mich mitzählen, ich bin auch bei der theologischen Fakultät immatrikuliert.« Der junge Rekrut, später jahrelang Pastor in Rostock, machte mir einen nachhaltigen Eindruck. Als ich ihn einmal fragte, wie er es mache, in dieser fatalen Lage — Rekrut in der Kaserne während der Auflösung aller Bande frommer Scheu — immer so wohlgelaunt zu sein, antwortete er fröhlich: »Als ich im Frühling mein Abitur am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin gemacht hatte, sagte mir einer meiner Lehrer zum Abschied: Gerhard, sieh die Menschen mit Jesusaugen an! Das versuche ich nun, und dann geht alles ganz gut.«

Mit einigen Kommilitonen — Theologen, Medizinern und Philologen — gründeten wir aufs neue die Rostocker D.C.S.V. mitten in diesem Revolutions-Semester. Wir baten unsern Altfreund Pastor Kleiminger um einen Eröffnungsvortrag, luden unsere Kommilitonen ein, mieteten schließlich eine kleine Wohnung, zu deren Hausputz sich befreundete Studentinnen bereit erklärten, und hielten hier regelmäßig Bibelstunden und kleine Referate. Wir hatten sogar den Mut, den Missionsinspektor Beyer von der Berliner Mission zu einem öffentlichen Vortrag zu rufen. Man wählte mich zum Senior des Kreises, und ich suchte Verbindung mit der Berliner Zentrale der D.C.S.V. Anschließend wurde ich in den Hauptvorstand der D.C.S.V. gerufen. Wieviel reiche Begegnungen danke ich ihr in den folgenden Jahren!

Die wöchentlichen Reisen nach Neustrelitz waren nicht ganz einfach. Erstens war mein Geldbeutel schmal, zweitens waren die Züge trotz eisiger Kälte meist ungeheizt. In diesen Wochen ging ja ohnehin vieles drunter und drüber. Zu jeder Fahrt brauchte ich die Erlaubnis des Arbeiter- und Soldatenrates, der im Rathaus tagte. Ich habe nur die Erinnerung an einige sich langweilende Feldgraue, die an ihrer Zigarette zogen und bedenkenlos unterschrieben, was ich ihnen hinlegte. In der Regel kam ich abends neun Uhr in Neustrelitz an, blieb über Sonntag und fuhr am Montag in aller Frühe wieder ab, um vormittags die Kollegs nicht zu versäumen. Es war bei den wenigen Theologen Ehrensache, keine Lücken entstehen zu lassen. Als irgendeine kleine Gruppe von Revoluzzern unterwegs unsere Lokomotive stahl, kam ich allerdings um zwei Uhr morgens in Neustrelitz an, was meine sonst so gütige Schwiegermutter ein einziges Mal doch etwas übel-launig machte.

Ich war natürlich in großer Sorge um die Eltern und Geschwister in Riga. Am Silvesterabend kam eine Karte von Gretel mit viel beruhi-

genden Worten: Wir sollten uns keine Sorge machen, sie hätten ein so schönes Weihnachten gehabt wie seit langem nicht! Aber schon eine Stunde später kam ein Telegramm des Inhalts, die ganze Familie mit Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln sei in Berlin eingetroffen. Es dauerte eine Weile, bis ich das Gewicht dieser Nachricht verstanden hatte. Dann aber rüstete ich mich sofort zur Abreise.

Nun gab es in den ersten Januartagen des Jahres 1919 ein glückliches Wiedersehen in Berlin. Glückliche, weil die Eltern wie die Geschwister froh waren, allen Gefahren entflohen zu sein, auch wenn sie mehrere Tage im unbeleuchteten Wagen mit ausgeschlagenen Fenstern, durch die es hineinschneite, unterwegs gewesen waren. Der Aufbruch war ganz plötzlich und unvorbereitet geschehen. Nur das Notwendigste war mitgenommen worden. Mein Aufenthalt in Berlin zog sich länger hin, als ich beabsichtigte. Ich wohnte mit den Eltern und Geschwistern wieder wie einst im Hotel »Westfälischer Hof« in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße. Bald legte sich einer nach dem andern mit Grippe ins Bett. Auf den Straßen tobte der Bürgerkrieg, der uns aufs neue viel Aufregung bereitete. Doch die Eltern waren von einer erstaunlichen Ruhe. Die Mutter pflegte zu sagen: »Ach, Kinder, das haben wir ja alles viel schlimmer erlebt.« Im übrigen war der Kredit des alten Deutschlands auch ohne den Kaiser bei den Eltern noch hoch.

Unvergeßlich ist mir eine Nacht, in der ich bei meinem Vater in einem kleinen Zimmer zum Hof schlief, wo er als Patient mehr Ruhe hatte. Ich lag auf der Chaiselongue. Mitten in der Nacht — es mag um drei Uhr früh gewesen sein — wurden wir durch Geschützdonner, das Knattern von Maschinengewehren und die Einschläge von Handgranaten erheblich im Schlafe gestört. In der benachbarten Dorotheenstraße versuchten Revolutionäre, das Postscheckamt zu stürmen, wohl um das nötige Kleingeld für den Weiterkampf zu gewinnen. Bei jedem Kanonenschlag fuhren wir im Bett auf. Alles klirrte und zitterte. Ich höre noch unsern Vater sagen: »Sie sind ja ganz verrückt geworden. Schießen tut man am Tage. Nachts sollen sie einen schlafen lassen!«

Es war deutlich, daß meine Eltern, die fast all ihr Vermögen verloren hatten, zu meiner Ausbildung nichts mehr beitragen konnten. Ich erklärte mich frohen Herzens bereit, auf den Pastorenberuf zu verzichten. Ich könnte ja Stadtmissionar, Diakon oder sonst ein Glied des »clerus minor« werden. Aber unsere gute Mutter antwortete temperamentvoll und entschieden: »Und wenn ich hungern muß — du wirst Pastor!« Das war auch des Vaters Meinung.

Nun galt es, einen Weg als Möglichkeit zu suchen. Ich ging ins Berliner Konsistorium, ließ mich beim alten Generalsuperintendent D. Haendler melden und fragte ihm um Rat. Für das Gespräch mit diesem gütigen und väterlichen Menschen bin ich immer dankbar geblieben. Als ich dem alten Herrn meine Sorgen ausgebreitet hatte, nickte er mir freundlich zu und sagte: »Machen Sie doch Ihr Examen!« Ich fiel fast vom Stuhl. Ich — und Examen! Ich kam mir noch wie ein Abc-Schütze in der Theologie vor. Ich begann, dem Generalsuperintendenten umständlich vorzurechnen, daß ich noch lange nicht die vorgeschriebenen acht Semester Theologiestudium habe. Die zwei Dorpater Semester rechneten nicht, denn damals hatte ich das Hebraikum noch nicht gemacht. In Berlin hatte ich nach einjähriger Pause ein Semester mit einer sogenannten Hörerkarte die Vorlesungen besucht. Das galt erst recht nicht. Erst das Sommersemester 1916, in dem ich immatrikuliert und auch das hebräische Sprachexamen bestanden hatte, konnte als erstes gezählt werden. Es folgte das abgebrochene Semester an der Theologischen Schule in Bethel, die ohnehin von den kirchlichen Behörden nicht anerkannt wurde. An meine Bielefelder Zeit schlossen sich zwei Tübinger Semester an. Und nun noch das unterbrochene Revolutionssemester in Rostock. Selbst wenn die Zählung nicht streng genommen wurde, konnte man beim besten Willen nicht mehr als vier Semester errechnen. Examen? Ausgeschlossen!! So dachte ich. Anders dachte der alte »General«. Er schaute einen Augenblick aus dem Fenster des alten Barockgebäudes im Schlüterstil auf der Lindenstraße und sagte dann zu mir: »Schauen Sie doch hinaus! Da fahren die Panzerautos. Wer weiß heute, was unser alles noch wartet!« Seine Rede wurde begleitet von Kanonenschlägen vom Belle-Alliance-Platz her, wo die Kommunisten das Vorwärts-Gebäude, das Zeitungshaus der Mehrheitssozialisten, unter Artilleriebeschuß nahmen. »Wir leben ja in völlig unsicheren Zeiten. Versuchen Sie nur ruhig das Examen! Wir können ja mal die andern Semester mitzählen. Wie war das doch gleich? Zwei Semester Dorpat, zwei in Berlin, eines in Bethel, zwei Tübinger, ein Rostocker — sehen Sie, macht acht Semester. Die Erlaubnis des Oberkirchenrats will ich Ihnen schon erwirken!« Mir schwindelte. Einerseits hätte ich gern weiterstudiert. Ich wußte ja, wie wenig ich wußte. Andererseits öffnete sich mir überraschend eine Tür, an der ich nicht vorübergehen konnte.

Im Hotel gab es ein großes Hallo, als ich den Meinen von dieser Unterredung und ihrem Ergebnis erzählte. Und es ging wie oft, wenn eine große Aufgabe vor uns liegt, die weit über unsere Kraft geht. Ich

wußte: es gilt das Letzte aus mir herauszuholen, und sagte mir: Spätestens sofort muß ich zu arbeiten anfangen! Ich glaubte auch, daß Gott mich auf diesen Weg stellte und ich nicht zaudern durfte. Der Abreisetag von Berlin war immer noch ungewiß. Ich hatte keine Bücher. Die Bibliotheken waren geschlossen. Was tun? Ich telefonierte mit der Zentrale der D.C.S.V. in der Flensburger Straße im alten Hansaviertel hinter dem Tiergarten. Man war bereit, mir ein paar theologische Bücher zu leihen. Nur mußte ich sie selbst abholen, denn ein Weg durch die Straßen war nicht ungefährlich. Ich verabschiedete mich im Hotel, als ging es an die Front, und versuchte meine Mutter zu beruhigen. Ich wußte mich schon zu verhalten und wußte auch alle Straßen und auch Nebengäßchen dorthin. Im Blick auf die Rigaschen Erfahrungen hieß es wieder: »Geh nur! Wir kennen das alles!« Dahinter steckte noch das Vertrauen zum »lieben, alten Berlin«. Nun, nach einem etwas abenteuerlichen Marsch bekam ich die Bücher und saß nachmittags schon büffelnd im Hotelzimmer.

Gegen Ende Januar konnte ich mit meinem Bruder und seiner Familie als Quartiermacher nach Neustrelitz vorausfahren. Wir fanden für die Eltern und Gretel in der Pension Stübinger gerade gegenüber dem Deckenschen Hause eine eingerichtete Parterrewohnung zur Straße. Die Familien der Geschwister fanden bei befreundeten Familien in der Nachbarschaft Aufnahme. So war alles gerüstet, als nach einigen Tagen die ganze Karawane einzog. Und ich war glücklich, all die Meinen in meiner allernächsten Nähe zu wissen. Freilich mußte ich mit gespannter Energie arbeiten. Ich hatte mir einen eisernen Stundenplan für jeden Tag gemacht, las eifrig Schlatter, übte Hebräisch, lernte Kirchengeschichtszahlen und trieb Bibelkunde. Als Ausländer konnte ich die Kirchenprovinz wählen, in der ich mich zum Examen meldete. Aus meiner Liebe zu Westfalen meldete ich mich nach Münster. Immerhin merkte ich im Laufe dieser Wintermonate, daß sowohl mein bescheidener Büchervorrat als auch mein Aufenthalt zwischen all meinen Nächsten keine rechten Vorbedingungen für eine Examensvorbereitung sein konnten.

Da schenkte Gott wieder eine erstaunliche Wendung. Pfarrer Theo Schlatter, der Sohn des Professors und späterer Prälat, schrieb mir aus Tübingen, ob ich bereit sei, für das Sommersemester 1919 als Kreiswart der D.C.S.V. nach Tübingen zu kommen. Als erstes volles Nachkriegssemester würde der Sommer besonders bedeutungsvoll sein. So schenkte Gott mir noch ein letztes Semester an der Universität — und dazu in Tübingen!

Mit diesem letzten Tübinger Semester fand meine Studentenzeit ein besonders freundliches Ende. Der Krieg war zwar verloren, die deutsche Katastrophe größer, als ich sie je gefürchtet hatte, aber trotz aller Erschütterung — auch über den Verlust der baltischen Heimat, hatte ich viel zu danken.

Eingeleitet wurde das Semester durch eine Arbeitskonferenz unserer Studentenbewegung in Neudietendorf bei Erfurt. Fast wäre die Konferenz nicht zustande gekommen, denn in München war die Räte-republik erklärt worden. Studenten aus Tübingen (auch aus der D.C.S.V.) waren gegen München im Kampfeinsatz. Es war fraglich, ob die Bahnverbindungen nach Neudietendorf intakt blieben. Es war vor allen Dingen Johannes Kühne, dem Reisesekretär der D.C.S.V., zu danken, daß die Konferenz zustande kam. Er hatte sich der Herrnhuter Brüdergemeine angeschlossen und hatte daher nach Neudietendorf, einem Gemeinort der Brüdergemeine, gute Beziehungen. Bei der Überlegung, ob allen Bedenken zum Trotz die Konferenz stattfinden sollte, hatte ich selbst als Vertreter der Studenten kräftig zugeredet. So kam es zu dieser denkwürdigen Arbeitskonferenz, die fast einer Neugründung der D.C.S.V. nach dem Kriege gleichkam.

Die Bibelarbeit hielt uns Pastor Walter Michaelis, der sich in feiner geistlicher Weise in die nicht leichte Situation der Konferenz, auf der viele Geister aufeinander platzten, hineinfand. Ich erinnere mich, wie er über Nacht den Textplan der Konferenz für seine Andachten über den Haufen warf und sich von Gott einen neuen Bibeltext anweisen ließ. Die Spannungen entstanden wesentlich dadurch, daß sich die alten D.C.S.Ver der Vorkriegszeit, die noch Erweckungsluft geatmet hatten und durch Männer wie Graf Pückler, Professor Heim, Franz Spemann u. a. indirekt stark von der Gemeinschaftsbewegung geprägt waren, einer neuen Generation gegenüber sahen, die von der Jugendbewegung, vom Wandervogel und von der freideutschen Jugend her ihren Stil gefunden hatte. Es waren kluge, dialektisch begabte junge Männer, die die schwachen Seiten der D.C.S.V. erkannten. Aber wie so leicht Opponenten, waren auch sie in Gefahr, über der Kritik die positive Substanz der biblischen Botschaft geringer zu achten. Sie vertraten eine immanente und subjektive Religiosität, die besonders für junge Menschen eindrucksvoll und bestechend war.

Mir persönlich wäre nach meiner Veranlagung diese romantische Art sehr naheliegend gewesen. Vielleicht gerade darum setzte ich mich ihr gegenüber zur Wehr. Ich fürchtete die Problematik und brauchte für mich selbst schlichte biblische Kost. Diese wollte ich auch den

Kommilitonen bringen. Ein Referat, das mir übertragen gewesen war, klang offenbar recht pietistisch. Ich hatte viel auf die Notwendigkeit des Gebetes hingewiesen und bekam hernach auch manche freundliche Zustimmung. Gerne erinnere ich mich auch an die kristallklaren Zeugnisse von stud. phil. Joachim Müller, noch in der Uniform eines Leutnants, dessen Nachfolger als Vorsitzender des Missionsbundes »Licht im Osten« ich in viel späterer Zeit einmal werden sollte — und auch an Friedrich Wolf aus Bethel, der das letzte Semester schon in Leipzig verbracht hatte. Auch das Band mit den Herrnhutern, das ich schon in Berlin geknüpft hatte, wurde noch fester.

Dann folgte der reiche Sommer in Tübingen. In Erinnerung — lauter Sonne und Freude. Ich rieche noch den starken Duft des Holunderbusches unter meinem Fenster und lehne mich im Geist hinaus und sehe vom Österberg auf die liebe, alte Neckarstadt. In gleicher Höhe mit meinem Fenster lebte der Türmer im Turm der Stiftskirche, der halbstündlich sein Horn blies. Meine schöne Bude wurde ein bis zweimal wöchentlich von studentischen Kleinkreisen bevölkert, die mit mir die Bibel lasen.

Aber ehe das Semester losging, mußte eine umfangreiche Werbearbeit geschehen, die ich organisieren sollte. Ein kleiner Stab von Kommilitonen stand mir zur Seite. Täglich in der Frühe brachte der Jüngste unter ihnen die Adressen der Neuimmatrikulierten, die in der Aula angeschlagen waren. Wir verteilten die Adressen untereinander und gingen je zwei und zwei, Besuche zu machen. Probenummern der »Furche« und evangelistische Vorträge aus dem Furcheverlag nahmen wir mit. Unser Ziel war: Jeder neu nach Tübingen kommende Student sollte persönlich zu zwei Veranstaltungen eingeladen werden, zu einem Vortrag oder Bummel und zu einer Bibelstunde. Bei auch nur unverbindlicher Zusage wollten wir ihn abholen. Oft wurden wir etwas mitleidig abgefertigt. Alte Offiziere und Frontkämpfer, Corpsstudenten und Burschenschaftler — keiner sollte vergessen werden. Unser D.C.S.V.-Kreis stieg auf hundertfünfzig bis zweihundert Glieder. Unsere Bibelstunden und Vortragsabende waren gut besucht. Wenn ich das Gruppenbild, das im Burghof von Hohentübingen aufgenommen wurde, ansehe, staune ich, wie viel von denen, die sich damals mit uns des Kreuzes Christi nicht schämten, auf verantwortungsvolle Posten geführt wurden. Missionsärzte und Pfarrer, Professoren der Theologie und der Medizin, ein Bundesminister, ein Ministerialdirektor, Studienräte und Studiendirektoren, Naturforscher und hohe Verwaltungsbeamte gingen aus diesem Sommersemester hervor.

Viel dankten wir wieder Adolf Schlatter, der uns unermüdlich half und ein rechter Protektor der Arbeit blieb. Seine Bibelstunden waren überfüllt. Freilich erwartete er anschließend eine lebhaftere Aussprache statt einer Verlegenheitspause. Einmal hat er mich tüchtig blamiert. Als wieder die Aussprache auf sich warten ließ, sprang der kleine alte Mann temperamentvoll auf und bohrte seinen Zeigefinger in meine Richtung. Dabei rief er laut: »Herr Brandenburg! Wie heißt's? Ich glaube, darum — schweige ich!« Ich wurde puterrot und dachte: Das soll mir aber nicht ein zweites Mal passieren! Von nun an bereiteten wir die Aussprachen so vor, daß der erste und zweite Diskussionsredner bestimmt wurden.

Auf meinem Zimmer sammelte ich auch einen kleinen Bibelkreis, zu dem nur vier Studenten kamen, die sich alle zum Kommunismus bekannten. Dieser war damals weltanschaulich noch nicht so verengt durch den sturen Atheismus der Sowjetrussen. Pazifistische, religiös-sozialistische, ja sogar anarchistische Elemente gärten alle in einem Topf. Ich sah viel echten Idealismus und Opferfreude auf der kommunistischen Seite. In unserem kleinen Kreis sprachen wir über »Imperative Jesu«. Einfach war meine Aufgabe nicht, denn die vier waren auch untereinander recht verschieden.

Theologisch brachte mir dieses letzte Semester leider nicht viel. Ich brauchte täglich ein paar Stunden, um meine schriftlichen Examensarbeiten zu machen. Natürlich hatte ich auch als Kreiswart reichlich Beschäftigung. Aber immerhin habe ich einige Vorlesungen hören können. Nun, wer sieht nicht mit einem gewissen Bedauern auf sein Studium zurück, weil mangelnde Reife und geringes Geschick uns hinderte, alle großen Möglichkeiten solch reicher Zeit auszunutzen. Der Abschied war für mich recht wehmütig, so fröhlich wir ihn feierten.

Die nächsten etwa sechs Wochen waren unruhig und reich an Arbeit. Ich war froh, die schriftlichen Arbeiten einigermaßen unter Dach zu bringen. Daneben trieb ich kräftig Bibelkunde, da bekannt war, daß Generalsuperintendent Zöllner hohe Anforderungen an dieses Fach stellte. Ich suchte soweit zu kommen, daß ich im Neuen Testament von jedem Kapitel der Evangelien und Briefe wenigstens den Inhalt hersagen konnte. Aber es gab außerdem noch genug Lernstoff. Ich hatte mich deshalb nach Bethel an Pastor Östreicher an der Theologischen Schule gewandt mit der Bitte, mich ein wenig einzupauken. Er war für diese Spezialität bekannt und hatte sein Interesse an mir wiederholt bekundet. Er war dann auch ganz großartig. Mit Strenge

und Milde übte er mit mir, gab mir Aufgaben, fragte mich ab und las mit mir kursorisch hebräische Texte. Eines Tages sagte er unvermittelt zu mir: »Ich bin dafür, daß Sie nach dem Examen sich eine Lizentiatenarbeit geben lassen und promovieren.« Ich fing laut an zu lachen: »Lieber Herr Pastor! Ich werde Gott auf den Knien danken, wenn ich durchkomme! Höher gehen meine Absichten nicht.« Aber er wurde nun ärgerlich: Ich könne, wenn ich wolle, ich solle mich gefälligst anstrengen usw. Nun saß mir der Floh im Ohr. In der Stille machte ich mit meinem Gott einen Bund: falls ich unerwartet ein »Gut« bekäme, so wollte ich es als ein Zeichen ansehen, daß ich promovieren sollte. Ich verriet meinen Gedanken niemand, um mich nicht auslachen zu lassen. Ohnehin haben später meine besten Freunde diesen Schritt einen Husarenritt genannt.

Schon auf dem Bahnhof in Münster, wohin ich zum Examen fuhr, wurden meine Hoffnungssegel geschwellt. Ein junger Theologiestudent, auch sonst ein wenig überschwenglich, holte mich ab und verriet mir, daß ich eine »großartige« Kirchengeschichtearbeit abgeliefert hätte. Er hätte es bei einer Gelegenheit vom Professor selbst erfahren. Der junge Kommilitone wird etwas übertrieben haben. Mir aber tat diese Ermutigung gut.

Noch sehe ich mich vor dem langen Tisch sitzen, hinter dem die Examinatoren saßen. Es präsierte der »General« Zöllner, ein profilierter lutherischer Kirchenmann, der erst im Kirchenkampf ein paar Zacken seiner Krone verlor. Temperamentvoll, ein wenig kirchenfürstlich, aber doch menschlich sympathisch und als Prüfender angenehm. Es ist die alte Erfahrung: am besten prüft, wer selbst viel weiß. Das galt noch mehr für Konsistorialrat Kähler, der Sohn des alten Professor Martin Kähler. Als einziger Universitätsprofessor prüfte der Geheimrat Georg Grützmacher als Kirchenhistoriker. Wir waren etwa ein halbes Dutzend Kandidaten. Ich saß zwischen dem früh verstorbenen Florin und Wilhelm Brandt, dem späteren Leiter der Theologischen Schule in Bethel und nachmaligen Rektor des Diakonissenhauses Sarepta. Beide Kandidaten glänzten mit ihren Antworten und erhielten in sämtlichen Fächern ein »sehr gut«. Damit konnte ich nicht Schritt halten. Sowohl meine Katechese als mein Predigtentwurf wurden von Zöllner nur mit einer »Drei« bewertet. Im übrigen ging es glatter als ich befürchtet hatte. Als Schüler Östreichers konnte ich Hebräisch gut. Auch sonst war ich um Antworten nicht verlegen.

Ich war aber doch erstaunt, als mir die Gesamtnote »gut« verkündet wurde. Kähler, der gute Menschenkenner, sagte allerdings: »Ja,

Herr Kandidat, wir haben Ihnen zwar ein ›Gut‹ zugebilligt, aber ich hatte doch den Eindruck, auf einer sehr dünnen Eisschicht gegangen zu sein.« Wie gut, daß er nicht eingebrochen war! Er fuhr dann fort: »Ich möchte Ihnen daher den Rat geben, sich eine wissenschaftliche Arbeit geben zu lassen, damit Sie ihre theologischen Gesamtkenntnisse vertiefen.« Das war eine deutliche Sprache meines Gottes, der mich an unsern Bund erinnerte: bei »gut« sollte ich promovieren! Als Fach kam für mich nur Kirchengeschichte in Frage. Ich ging zu Professor Grützmacher und legte ihm mein Anliegen vor. Er war zuerst etwas überrascht, schlug mir aber beim nächsten Gespräch vor, eine Arbeit über die Galaterbriefvorlesung Luthers vom Jahre 1516/17 zu machen. Die Nachschrift dieser Vorlesung war erst kürzlich durch Professor Schubert, Heidelberg, in den Veröffentlichungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Nun galt es, diesen neuen, interessanten Fund für die Geschichte des jungen Luthers auszuwerten und in die Entwicklung des Reformators hineinzuzichnen. Die Arbeit nötigte mich zu gründlichem Lutherstudium. Vor allem mußte ich seine bekannte Römerbriefvorlesung, die er ein Jahr vor der Galaterbriefvorlesung gehalten hatte, fleißig lesen und mich auch sonst in der reichen neuen Lutherliteratur umsehen. Dazu wollte ich die Zeit als Lehrvikar ausnutzen.

V. Vikar in der Heide

Da Zöllner wußte, daß ich das Vikariat für meine wissenschaftliche Arbeit benutzen wollte, vermittelte er mir eine Stelle in der Nähe der Universitätsstadt Münster, in Kattenvenne bei Lengerich. Hier hatte ich die günstige Verbindung zur Fakultät, zur Universitätsbibliothek und vor allem zu Professor Grützmacher. Außerdem war mein Vikarsvater, Pfarrer lic. E. Sachsse, nebenamtlich Privatdozent für Altes Testament in Münster. Ich konnte also für diese Entscheidung dankbar sein.

Unser Pastor Keller in Riga hatte wiederholt gesagt, daß jeder Städter wenigstens eine Weile auf dem Lande leben sollte. Erst da, wo Menschen an der Scholle wurzeln und dem Mutterboden der Erde

die Frucht abgewinnen, lerne man den Menschen recht kennen. Ich möchte das rückblickend unterstreichen. Viele Bauernfamilien der Gemeinde saßen seit Jahrhunderten auf ihrem Hof. Das ergab eine Art von Bauernaristokratie, die sich ihres Wertes wohl bewußt war. Die großen Bauern hießen die Kolonen. Neben ihnen standen die Kötter, die nur ein kleineres Haus, den Kotten, besaßen. Abhängiger waren die Heuerlinge oder Heuerleute, die bei den Besitzern des Bodens, den sie gepachtet hatten, zur Mitarbeit verpflichtet waren. In jener Zeit der Revolutionierung unseres Volkes spitzten sich auch hier die Gegensätze zu, die zu einer gewissen Form des Klassenkampfes führten.

Kattenvenne war kein Dorf, sondern eine Bauernschaft. Aber da die Kirche und das Pfarrhaus in der Nähe des Bahnhofs standen und hier die Molkerei, ein Laden, eine Wirtschaft und einige Häuser der Eisenbahner waren, ergab das eine Art Streusiedlung. Die meisten Höfe aber lagen bis zu einer Stunde Fußweg weit verstreut. Diese ländliche Abgeschiedenheit — trotz der Nähe des Bahnhofs —, die so große Stille, die reine Heide Luft — all das wirkte auf mich naturhungrigen Menschen sehr beglückend.

Meine Pflichten waren nicht allzu umfangreich. Etwa alle vierzehn Tage eine Predigt. In der Woche eine Stunde Unterricht der Vorkonfirmanden. In der reformierten Kirche der Grafschaft Tecklenburg bestand ein dreijähriger Unterricht. Im Jahr vor der Konfirmation waren die Kinder schon in der Lehre. So bestimmte es die alte Tecklenburgische Kirchenordnung. Kein Lehrherr widerstand dieser Ordnung. Die Kinder waren dadurch bei der Konfirmation aufnahmefähiger und reifer. Ich unterrichtete nun die Jüngsten und hatte große Freude an ihnen. Obwohl in der Gemeinde ein starker Kirchenbesuch Sitte war, konnte man damals nicht von einem ins Auge fallenden Glaubensleben reden.

Dennoch merkte ich bald, daß sich auch in dieser Durchschnittsgemeinde Menschen fanden, die mehr suchten als kirchliche Tradition. Ich denke an den kleinen Fritz. Im Unterricht hatte ich das Gleichnis vom verlorenen Schaf behandelt und zuletzt gefragt: »Wer ist denn das verlorene Schaf?« Zuerst kam die gewöhnliche Antwort: »Alle Menschen!« — »Aber hier steht doch nur von einem einzigen Schaf!« Da hebt Fritz schüchtern den Finger: »Das bin ich.« Bei einem Besuch in seinem einsam gelegenen Elternhaus in der Heide hörte ich aus der Ferne Fritzchens Stimme: »O daß ich tausend Zungen hätte . . .« Der Junge drehte gerade die Buttermaschine, sah mich kommen und

meinte, dieses kürzlich gelernte Lied sei geeignet für den Empfang des Vikars. Sein Vater hatte als Soldat im Soldatenheim zum erstenmal in seinem Leben eine Bibelbesprechstunde erlebt und erzählte mir ganz beglückt davon. Er erzählte mir auch, wie er des Morgens seinen Fritz geweckt habe: »Fritz, stah up!« Aber Fritz wäre liegen geblieben. Das war dem Vater ungewohnt, und er schalt ihn. Aber Fritz antwortete ruhig: »Vater, ick bete.« — »Nun laß ich ihn morgens bisken länger liegen!«

Zu Hausbesuchen wurde der Vikar oft hinausgeschickt, und ich machte sie gerne. Da war die alte blinde Minna. Ich meinte, ihr beim Besuch die Neuigkeiten der Weltgeschichte erzählen zu sollen, an denen in den Jahren 1919/20 kein Mangel war. Der Segen des Rundfunks ergoß sich noch nicht über unser Volk, und die Zeitung konnte die Blinde nicht lesen. Aber bald unterbrach sie mich: »Nun, Herr Vikar, wir wollen mal keine Zeit verlieren! Lesen Sie mir was aus der Bibel!«

Verwandt mit Minna war der alte Suhre, »Uns'-lieb'-Herrgott-Suhre« genannt. So hieß er, weil er mit überzeugendem Ton oft zu sagen pflegte: »Uns' lieb' Herrgott bewohr uns!« Zu ihm ging ich am liebsten. Könnte ich doch seinen herrlichen Charakterkopf malen! Der schneeweiße Stoppelbart umrahmte das ausrasierte Kinn. Das wetterbraune Gesicht war beherrscht von freundlichen blauen Augen und durchfurcht von vielen Runzeln. Er war Jahrzehnte seines Lebens mit einer Kiepe voll Eiern nach Münster auf den Markt gefahren als sogenannter »Kiepkker«. Die wenigen Pfennige, die er für die Eier bekam, hatten ihn nicht reich gemacht. Aber der Rücken war krumm geworden von all den Lasten. Doch hatte er die Menschen und seinen Gott kennengelernt. Sein Haus stand dem Einfluß des Wortes Gottes weit offen. Die Frau des Lehrers Jasper, die von einem alten Bauernhof stammte, berichtete mir, daß diese Familien eine gemeinsame Urgroßmutter hätten, von der bekannt war, daß sie auf ihrem Lehnstuhl sitzend stets die aufgeschlagene Bibel vor sich hatte. Hier sah ich etwas von dem Erbsegen, der von solch einer Mutter in Christo ausgeht. Die Häuser und Höfe der Heide liegen weit verstreut. Aber die Gebete einer alten Oma gehen über Hecken und Zäune.

Über dem gewaltigen Scheunentor, in das der beladene Erntewagen in den alten Hof hineinfahren kann, stand außer dem Namen der alten Erbauer oft auch ein gutes Wort. Auf dem Wege nach Lienen, dem Amtsdorf, kam ich stets an einem solchen großen Deelentor vorbei, über dem mit goldenen Buchstaben zu lesen war: »Wer aus und

ein geht durch die Tür, der soll bedenken für und für, daß unser Heiland Jesus Christ die einzige Tür zum Himmel ist.« Zu solch einem Wort stand manch ein Bauer mit treuem Bekenntnis.

Im Hause eines etwas demokratisch gesinnten Heuerlings erlebte ich einst ein aufregendes Religionsgespräch. Der Hausbesitzer war im Hauptamt Fleischbeschauer und Holzschuhmacher. Die praktischen Holzschuhe, die im Winter warm und im Sommer wasserdicht waren, wurden hier gerne getragen. Trat man ins Zimmer, ließ man die Holzschuhe an der Schwelle. Ein Bote der sogenannten »Neuapostolischen« hatte durch seine Besuche hier einigen Einfluß gewonnen. Als ich bei meinem Besuch gegen die Neuapostolischen polemisierte, sagte der Hausherr: »Ich kann Ihnen nicht so antworten. Könnten Sie nicht mal hier in meinem Hause ein Gespräch mit jenem Neuapostolischen haben?« Mit der Kampfesfreude der Jugend sagte ich zu und hatte bald einen zwar aufregenden, aber interessanten Nachmittag. Jener Bote war Oberschlesier und offenbar polnischer Abstammung. Das gab ihm ein lebhaftes Temperament. Nun, ich war auch kein Eiszapfen. Nur die Zuhörer, drei bis vier westfälische Bauernköpfe, saßen unbeweglich. An den kurzen, schnellen Zügen aus ihren Pfeifen erkannte man allerdings eine gewisse Erregung. Das Gespräch blieb nicht ohne Erfolg. Das Vertrauen zu jenem Fremden war erschüttert, zumal er seiner Phantasie allzu sehr die Zügel schießen ließ. Ich erinnere mich, wie er mich mit dem Gefühl, einen besonderen Trumpf auszuspielen, fragte, wer mich denn gesandt habe. Ich tat ihm nicht den Gefallen, das evangelische Konsistorium von Münster zu nennen, sondern sagte in ehrlicher Überzeugung: »Der Herr Jesus hat mich gesandt.« Diese Behauptung verschlug ihm zuerst fast die Stimme, denn nun konnte er nicht mit seiner apostolischen Sendung aufwarten. Seinem Einfluß war bald ein Ziel gesetzt.

Hatte von meinen Schülern einer nicht den aufgegebenen Stoff gelernt, so bestellte ich ihn auf meine Stube, um ihm noch ein persönliches Wort zu sagen. Einem solchen habe ich einst eine Bibel geschenkt unter der Bedingung, er solle täglich darin lesen. Als ich etwa 15 Jahre später zur Evangelisation in Kattenvenne war, begleitete mich ein junger Mann zur Bahn, der zum engeren Kreise der bekennenden Gemeinde am Ort gehörte. Ich hatte den Knaben von damals nicht wiedererkannt. Nun bekannte er mir schlicht, daß die tägliche Bibellese ihn in die bewußte Nachfolge Jesu geführt habe.

Ich habe die Menschen und das Land sehr lieb gewonnen. Man sieht in der Heide viel Himmel. Nur am nordöstlichen Horizont zog sich

die niedrige Kette des Teutoburger Waldes hin. Oft hatte ich stundenlange Wege zu machen. Im Dunkeln war's dann oft unheimlich. Nicht so sehr um der allgemeinen Unsicherheit willen, wengleich ich vor den Hunden der Höfe allen Respekt hatte, seit mich so ein kleiner Kläffer heimtückisch in die Wade gebissen hatte. Aber ich verstand auch, daß unsern heidnischen Vorfahren ihr Land von Geistern belebt schien. Wenn die Novemberstürme von der Nordsee her durch die Kiefern brausten, schien es oft, als ginge die wilde Jagd durch die Lüfte. Oder ich zuckte zusammen, wenn am Weg ein helles Licht aufzuleuchten schien: ein faules Holz phosphorizierte in der feuchten Luft. Im Frühling konnte ich die ganze Nacht die Nachtigallen schlagen hören.

Daß ich trotz aller Naturschönheit und weiter Wege Zeit und Muße fand, meine Licentiatenarbeit zu schreiben, wundert mich heute noch. Gegen Ende des Sommers wurde meine Arbeit über Luthers Galaterbriefvorlesung fertig, und ich lieferte sie bei Professor Grützmacher ab. Ich selbst hatte von dieser Arbeit einen reichen Gewinn gehabt, denn ich mußte mich tüchtig in Luther vertiefen. Daß sie wegen der entstehenden Inflationszeit nicht gedruckt wurde, tat mir leid. Einige Abschriften mußte ich an auswärtige Bibliotheken liefern. Für einen Sammelband hatte ich einen kurzen Auszug der Arbeit herzustellen. So war das Werk getan. Aber schon drohte die nächste Hürde. Der Promotion ging das sogenannte Rigorosum voraus, eine mündliche Prüfung durch jeden der ordentlichen Professoren der Theologischen Fakultät. Dabei war für mein Hauptfach, die Kirchengeschichte, dreiviertel Stunde angesetzt, für die übrigen Fächer (Altes Testament, Neues Testament, systematische und praktische Theologie) kürzere Zeiten.

Der gefürchtete Tag nahte. Noch am Vorabend benutzte ich das warme Herbstwetter, um auf dem neuen Schlackenweg in der Nähe des Pfarrhauses peripathetisch, das heißt im Spaziergehen, in der Kirchengeschichte Deutschlands von Hauck zu lesen. Ich wollte mich ungerne blamieren und wußte doch, von wieviel Zufälligkeiten der Erfolg eines Examens abhing. Daß mich die Not ins Gebet trieb, brauche ich nicht zu betonen. Am nächsten Tag fühlte ich mich recht wie ein Lamm unter Wölfen. Es begann mit der Kirchengeschichte. Es ging ganz flott. Professor Grützmacher hatte ein phänomenales Gedächtnis. Wieder zeigte sich, daß solche Leute, die selbst viel wissen, meist angenehm prüfen. Im Mittelalter aber gerieten wir aneinander und es gab für mich eine Schrecksekunde. Bei irgendeinem

Papst sagte ich: »Der Zehnte.« Der Professor korrigierte: »Sie meinen wohl den Elften.« Nun hatte ich just diesen Abschnitt beim Spaziergang auf dem Schlackenweg gelesen. Der Abschnitt stand mir so lebhaft vor Augen, daß ich ihn fast wörtlich ablas. Immerhin stutzte ich und »schaute« nach: »Nein, Herr Geheimrat, es war doch der Zehnte!« Ich blieb also fest. Nun schien mein Professor etwas gereizt — aber schon im nächsten Augenblick korrigierte er sich selbst: »Ja, ja, ja, entschuldigen Sie, Herr Vikar, ich versprach mich, Sie haben natürlich recht!« Nun wußte der alte Geheimrat zweifellos hundertmal mehr als ich. Aber um so weniger waren die andern Spezialisten in diesem Stoff zuhause. Dieser Vorfall hat mich herausgerissen. Manch einer der Zuhörenden mochte gedacht haben: Was für ein profundes Wissen muß doch dieser junge Mann haben, wenn er Grütmacher zu widersprechen wagt! Ich selber kannte den Zusammenhang besser. Im Neuen wie im Alten Testament half mir meine relativ gute Bibelkenntnis. Ganz böß ging es in der Dogmatik. Der Examinator war erst vor kurzem aus dem Pfarramt gekommen und hatte noch nie geprüft. Statt mit mir, wie verabredet, über Schleiermacher zu sprechen, stellte er so allgemeine Fragen, daß ich nicht einmal seine Zielsetzung erkannte: »Was können Sie mir über das Gottesproblem in der Gegenwart sagen?« und ähnlich. Ich stotterte allerlei her, kann aber nur hoffen, daß auch die andern Herrn bemerkten, daß hier ungeschickt gefragt wurde.

Nach der Prüfung wurde ich hinausgeschickt und ging in begreiflicher Erregung auf dem Korridor auf und ab. Nach zehn Minuten kam der Dekan und sagte in schlichter Mitfreude nur: »magna cum!« Das hieß, daß ich als Gesamturteil »magna cum laude« (mit großem Lob) bekommen hatte. Das war allerdings ein völlig unerwarteter Erfolg, der mich sehr beschämte und dankbar machte. Es war nicht die höchstmögliche Bewertung (»summa cum laude«, d. h. mit höchstem Lob), aber diese hätte ich ja auch keineswegs verdient gehabt. Beim Gesamturteil hatte die schriftliche Arbeit das Entscheidende beigetragen.

Ehe es zur feierlichen Promotion und Verleihung des Lizentiatentitels kam, fuhr ich zur Hochzeit nach Neustrelitz. Daß ich als Vikar heiraten konnte, dankte ich meinen treuen Kattenvennern. Mein Pastor Sachsse war mir wohl gesonnen. Er meinte, ich sollte getrost als Vikar heiraten. Das komme jetzt nach dem Kriege öfters vor. Der Lehrer Jasper und seine Frau luden mich ein, den letzten Monat meines Vikarjahres mit meiner Frau ihre Gäste zu sein. Somit war auch

der finanzielle Engpaß überwunden. Denn als Vikar erhielt ich neben freier Station eben nur dreißig Mark monatliches Taschengeld. Daß ich nach Abschluß meiner Lehrlingszeit — »Pasterlehrling« sagten meine Bauern — nach Halle/Saale ziehen sollte, um Reisesekretär der D.C.S.V. zu werden, war schon ausgemacht. Pastor Flemming traute uns in der Schloßkirche. Der Trautext lautete: »Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?« Joh. 11, 40. Damit war das Fundament unserer Ehe ausgesprochen, das sich trotz schwerster Erschütterungen bewährt hat. Die Zeit im Lehrerhaus waren schöne Herbstwochen, ein beglückender Ausklang des ländlichen Jahres in Kattenvenne.

In Münster folgte nun bald die feierliche Promotion. Ich mußte eine Probevorlesung halten und wählte mir als Thema: »Die Einführung der Reformation in meiner Vaterstadt Riga«. Wenn nicht ein paar meiner Freunde aus der D.C.S.V., meine Frau und ein uns verwandtes älteres Ehepaar, das in Münster ansässig war, zum Vortrag gekommen wären, so hätte ich meine Lektion allein vor den hochwürdigen Professoren halten müssen. Nicht ohne innere Aufregung, aber im übrigen reibungslos, verlief meine Vorlesung. Dann überreichte mir der Dekan mit einer inhaltsvollen Rede die untersiegelte Urkunde.

VI. Nochmals unter Studenten

Ich sollte in Halle/Saale als Reisesekretär der D.C.S.V. leben. Aber es war aussichtslos, eine Wohnung zu finden. Da half mir der Leiter der Halleschen Stadtmission, Pastor Winterberg. Unter seiner Wohnung am Weidenplan stellte er uns zwei große Zimmer zur Verfügung. Allerdings mußten wir unsere Küche, d. h. die Gasflamme, hinter einem Vorhang im Schlafzimmer haben. Trotz der großen Zimmer war es doch oft recht eng. Das hintere Zimmer war unheizbar. Wir beide bekamen oft Besuch von Studenten. Wollte eine Studentin meine Frau seelsorgerlich sprechen, so ging ich auf die Straße und promenierte drüben auf dem Bürgersteig auf und ab, bis ich durch ein Lichtzeichen erfuhr, daß die Bahn frei war. Aber wir freuten uns doch des eigenen Nestes und der schönen Arbeit. Ich war für meinen

Auftrag sehr dankbar. Seit dem Jahre 1918 gehörte ich dem Gesamtvorstand der D.C.S.V. an. Die Sitzungen in Berlin unter dem Vorsitz des Altreichskanzlers Dr. Georg Michaelis waren nicht nur interessant, sondern oft voll spannungsreicher Kämpfe. Zum Vorstand gehörten Männer wie Paul Humburg, Karl Heim, Franz Spemann, Hermann Weber, Johannes Kühne, Eberhard Arnold u. a., die aus der Vorkriegs-D.C.S.V. stammten und mit einigen Ausnahmen zur pietistisch gerichteten Generation gehörten; und da viele der jüngeren aus der sogenannten freideutschen Richtung kamen, gab es dann ab und zu ähnlich scharfe Auseinandersetzungen, wie ich sie in Neudietendorf erlebte.

Michaelis war der Typus eines alten preußischen Verwaltungsbeamten. Er hatte in Schlesien als Geheimer Oberregierungsrat eine Bekehrung erlebt und war ein tapferer Bekenner seines Glaubens. Uns Studenten war er väterlich verbunden. Ich selbst habe seiner Freundschaft viel zu danken, zumal, als wir auf einer ostpreußischen Studentenkonferenz in Neuhäuser im Samland gemeinsam die Leitung hatten. Das Vertrauen, das mir hier im Vorstand geschenkt wurde, hatte zu meiner Berufung zum Reisesekretär geführt. Ich hatte mit fünf anderen Sekretären den Auftrag, die Universitäten und Technischen Hochschulen zu besuchen, die vorhandenen Kreise der D.C.S.V. zu stärken und auf Wunsch öffentliche Vorträge und Aussprachen zu veranstalten. Nach Schluß des Semesters hatten wir unsern Dienst auf den Studentenkonferenzen, die wir planten und vorbereiteten.

Paul Humburg, der unser Generalsekretär war, sagte einmal: »Es ist für die Kirchengeschichte Deutschlands nicht ohne Bedeutung, wie sich die D.C.S.V. entwickelt.« Dieses anspruchsvolle Wort hat recht behalten. Nicht nur eine Anzahl akademischer Lehrer und einige Landesbischöfe waren als Studenten tätige Glieder dieser Bewegung — auch der Deutsche Evangelische Kirchentag und die Evangelischen Akademien verdanken ihre Entstehung Männern, die ihre geistliche Wurzel in der D.C.S.V. hatten.

Was war das Besondere an der D.C.S.V.? Ihr Quellort lag in der deutschen Gemeinschaftsbewegung, die im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ihren Höhepunkt hatte. Man begann mit Konferenzen. Aus ihnen entstanden studentische Bibelkreise an den Universitäten. Bald verband eine Zeitschrift, »Die Furche«, die Gleichgesinnten. Von Jahr zu Jahr wurden die Kreise größer. Eine Anzahl akademischer Lehrer unterstützten die Bewegung. Ich war auch hier der Vertreter

der zweiten Generation. Zweierlei wurde mir bedeutsam. Ich fand hier Studenten, die sich bewußt zu Jesus bekannten und sich dieses Bekenntnisses nicht schämten. Sie wußten sich zum Zeugnis berufen und wollten unter ihren Kommilitonen Mission treiben. Ohne sich mit dem Pietismus zu identifizieren, behielt man doch weithin seine Arbeitsweise. Das gemeinsame Gebet wurde gepflegt. Die Bibel stand im Mittelpunkt. Mit dieser substanziell biblischen Haltung verband sich eine große Offenheit für alle Probleme und Fragen, die einen jungen Studenten bewegten. Hier fand ich das, was ich als Lebensform suchte: biblischer Realismus ohne jeden Abstrich liberalistischer und rationalistischer Art — und zugleich eine große Weltoffenheit ohne gesetzliche Verengung. Diese gesunde Verbindung von entschlossener Christusnachfolge und froher Lebensbejahung blieb mir ein Erbe fürs ganze Leben. Ob ich später in der Gemeinde stand, in der Stadtmission oder in der Diakonie — immer blieb ich abhängig von diesem Lebensstil der D.C.S.V. Ich danke ihr, daß ich in ihren Kreisen nie eine Zweideutigkeit, geschweige denn eine Zote, gehört habe. Was das bedeutet, weiß jeder, der in Männergemeinschaften gelebt hat. Und nie sah ich einen der Freunde betrunken, ohne daß die von mir damals geübte Abstinenz vom Alkohol Gesetz war.

Darum war ich gerne Reisesekretär geworden. Nachträglich könnte es mir leid tun, daß ich es nur in dem einen Wintersemester 1920/21 war. Aber um der Gesundheit meiner Frau willen, deren Nerven das viele Alleinsein in der fremden Stadt nicht vertrugen, brach ich im Frühjahr 1921 den Dienst ab und erkannte darin meines Gottes Führung und Befehl. Damals fand ich das Wort 5. Mose 24, 5: »Wenn jemand kurz zuvor ein Weib genommen hat, der soll nicht in die Heerfahrt ziehen, und man soll ihm nichts auflegen. Er soll frei in seinem Hause sein ein Jahr lang, daß er fröhlich sei mit seinem Weibe, das er genommen hat.« Wie natürlich und nüchtern ist doch unsere Bibel!

Doch war dieses eine Semester erfüllt von reichem Dienst. In Halle selbst holten mich die Studenten öfters, und fast täglich hatten wir Studentenbesuch. Im Laufe des Semesters besuchte ich die Universitäten Leipzig und Gießen, die Technischen Hochschulen Dresden und Hannover und das Predigerseminar in Herrnhut. Fast überall knüpften sich Beziehungen, die jahrzehntelang hielten. Es gab allerlei Seelsorge an Studenten. Ich mußte immer Zeit haben für einzelne, aber ebenso gerüstet sein zu öffentlichen Vorträgen. Die theologischen Professoren, die ich besuchte, zeigten starkes, persönliches Interesse

an der Arbeit. Unvergeßlich ist mir der Besuch bei dem ehrwürdigen Professor Ihmels in Leipzig, dem späteren Landesbischof, der sich warm nach der Arbeit erkundigte.

Noch einer Begegnung, die für mich weitreichende Folgen haben sollte, muß ich gedenken. Pastor Walter Jack vom neubegründeten Missionsbund »Licht im Osten« schrieb mir in Erinnerung an eine früher gesandte Missionsgabe. Diese hatte eine seltsame Vorgeschichte. Als ich mich im Herbst 1919 in Bethel auf das erste theologische Examen rüstete, lud mich mein alter C.V.J.M. in Bielefeld ein, einen Vortrag zu halten. Ich hatte wenige Tage vorher in der Betheler Brockensammlung ein paar Hefte der Lepsius'schen Orientmission gefunden, in denen ich zum ersten Mal über die Stundistenbewegung unter den russischen und ukrainischen Bauern las. Der Stoff war interessant; ich hatte nicht viel Zeit, etwas Neues vorzubereiten und bot an, darüber zu berichten. »Und wie sollen wir das Thema nennen?« fragten die jungen Leute! »Sagen wir mal: Licht vom Osten!« Ich dachte an das lateinische Wort »Ex oriente lux«. Nach dem Vortrage sagte mir ein Glied der Neustädter Gemeinschaft, daß Jakob Kroeker und Walter Jack in Wernigerode einen Missionsbund mit ähnlichem Namen gegründet hätten. Nun wußte ich, wohin ich die Kollekte schicken konnte.

Auf Jacks Einladung fuhr ich nach Wernigerode. Als ich bei ihm saß, kündete er gleich an, daß auch Kroeker kommen werde, um mich kennenzulernen. Auch ihn kannte ich bisher nur dem Namen nach. Ich hatte vor zwei bis drei Jahren sein Büchlein »Allein mit dem Meister« gelesen und sofort gemerkt, daß es sich hier nicht um eine allzuoft billige christliche Traktatliteratur handelt, sondern um eine sprachlich originelle und inhaltlich tiefe Heiligungsschrift, an der unser deutsches christliches Schrifttum so arm ist.

Der Missionsbund suchte Fühlung mit Kreisen, die für die vergessene Aufgabe im Osten offene Ohren und Herzen hatten. Nun hatte ich innerhalb der D.C.S.V. eine Arbeitsgemeinschaft »Dienst für Christus unter den Studenten Rußlands« (D.C.S.R.) gegründet und eine Anzahl Studenten aller Fakultäten für die noch bestehende russische C.S.V. interessiert. Wir suchten nicht nur mit Geld, sondern auch mit Sendungen von Medikamenten zu helfen. Dadurch waren die Wernigeröder auf mich aufmerksam geworden.

Als Jakob Kroeker kam, fanden wir uns schnell. Er vertrat einen lebendigen und sehr originellen Spiritualismus. Einerseits war er ein edler Vertreter des alten Täufernams, dem die großen Reformations-

kirchen in der Geschichte so viel Unrecht getan haben. Andererseits war er ein sehr selbständig geprägtes Original. Als junger Mensch von der Erweckung in der Krim ergriffen, war er als Lehrer und Prediger durch den bekannten Dr. Baedeker, dem Freund der sibirischen Gefangenen, geistlich reich befruchtet. Kurz vor dem Kriege emigrierte Kroeker aus Rußland und zog nach Wernigerode. Die erzwungene Stille, die ihm der Kriegsbeginn auflegte, da er immer noch russischer Staatsangehöriger war und wie ich unter Polizeiaufsicht stand, verstand er fruchtbar auszunutzen. Er vervollkommnete sich in den biblischen Ursprachen und vertiefte sich besonders in das Alte Testament. Früher hatte er das baptistische Predigerseminar in Hamburg absolviert, blieb jedoch theologisch ein Selfmademan. Das gab ihm eine uns alle beglückende Originalität. Er kannte nicht nur die alten Biblizisten und die englische Heiligungsliteratur. Er benutzte dankbar auch die religionsgeschichtlichen Bücher der liberalen Theologie. Gründlich kannte er auch die modernen jüdisch-synagogalen Exegeten, vor allem Raphael Samson Hirsch. Durch diese Vielseitigkeit war er vielen zünftigen Theologen voraus. In späteren Jahren wurde er gerne auf landeskirchliche Pastorkonferenzen gerufen. Bischof Wurm hat ihm in seinen Lebenserinnerungen warme Freundschaftsworte gewidmet.

Damals saß Kroeker mir gegenüber und stellte nur allerlei harmlose Fragen, aus denen ich aber bald merkte, daß er mich examinierte. Nun, ich muß auch dies Examen bestanden haben. Wie hätte ich damals ahnen können, daß ich achtundzwanzig Jahre später Kroekers Nachfolger werden sollte!

Der praktische Ertrag meines Besuchs war, daß Jack bereit war, für eine größere Aktion nach Halle zu kommen. Ich wollte Professoren und Studenten auf die noch so wenig erkannte Missionsaufgabe im Osten aufmerksam machen. Im Alter staunen wir über die unbekümmerte Art, mit der wir in der Jugend erkannte Aufgaben anzupacken bereit sind. Wieviel Bedenken hätte ich heute! Damals gelang der Vorstoß. Eine ganze Anzahl Professoren erschienen zur akademischen Teestunde, auf der Jack unsern Blick nach dem Osten lenkte. Am Ende des Semesters traf die Anfrage von D. Jäger, dem Leiter der Theologischen Schule in Bethel ein, ob ich bereit wäre, an die Theologische Schule zu kommen. Bei mir entstand die Hoffnung, vielleicht ganz in den akademischen Lehrberuf zu gelangen. Einerseits hatte ich die Absicht, mein früh abgebrochenes Theologiestudium lehrend zu ergänzen. Andererseits aber hatte ich Freude am Unterrichten. Die

Theologische Schule in Bethel hatte damals noch nicht den Charakter einer den Universitäten ebenbürtigen Fakultät. Die Dozenten beanspruchten auch noch nicht den Professorentitel. Doch war die Schule mehr als eine Bibelschule oder ein Predigerseminar. Mein Auftrag war bescheiden. Ich sollte in den lateinischen und griechischen Sprachkursen je das erste Semester, also die grammatischen Grundlagen übernehmen. Außerdem sollte ich mit dem Titel eines Repezenten die Lücke eines fehlenden Kirchenhistorikers ausfüllen. Diese Disziplin entsprach meinem Wunsch und meiner Neigung.

Wiederum staune ich jetzt, daß ich damals alle mir aufsteigenden Bedenken überwand und diesen Schritt ins akademische Lehramt wagte. Nach drei Semestern zeigte es sich, daß meine Lebensaufgabe nicht hier lag. Auch die Leitung der Theologischen Schule überzeugte sich, daß ich zum mindesten nicht genügend vorbereitet war, um ein akademisches Lehramt zu übernehmen. Mein Studium war durch die Umstände zu unsystematisch und auch zu kurz gewesen, um allen Aufgaben zu genügen. Obwohl es für mich an Peinlichkeiten nicht fehlte, waren doch die anderthalb Jahre in Bethel eine gute Schule für mich. Dazu kam noch die reiche Gemeinschaft mit den Dozenten. Wir wohnten in Troas, einem der einst für die Bethelmission gebauten Häuser am Ende des Friedhofweges, also auf einem schönen Höhenzug des Teutoburger Waldes, vom Walde fast ganz umgeben. Uns schräg gegenüber wohnte in »Ephesus« Pastor Michaelis, nun der Dozent für praktische Theologie. Für unsere werdende kleine Familie war es ein idyllisches, freundliches Dasein. Unmittelbar an den Garten grenzten weite Buchenwälder. Und als im Februar 1922 uns unser Traugott als erstes Kind geschenkt wurde, meinte ich, den Höhepunkt irdischen Glückes erreicht zu haben. Immer wieder mußte ich an das Wort Josua 21, 45 denken: »Es fehlte nichts an allem Guten, was der Herr dem Hause Israel verheißen hatte; es kam alles.« Als ich im Krankenhaus »Gilead« durch die Tür zum Nebenzimmer den ersten Schrei des Kindes hörte, gelobte ich meinem Gott, mich nie über Kleinkindergeschrei zu ärgern. Ich glaube, dies Gelübde gehalten zu haben.

Michaelis übernahm auf meine Bitte die Taufe unseres Kindes, an der auch meine Eltern, die aus Neustrelitz zu uns gekommen waren, teilnahmen. In seiner Ansprache knüpfte Michaelis aufgrund von Ps. 23 an die Bedeutung des Namens Traugott an, den wir unter dem Eindruck der Lebenserinnerungen des alten Revalers Pastors Traugott Hahn gewählt hatten. Wie oft hat unser Traugott bis zu seinem

frühen Tode mit 22 Jahren sich an den 23. Psalm gehalten! Rührend war die Mitfreude an dem kleinen neuen Erdenbürger. Auf dem Wege zum Kolleg blickte jeder gern noch einmal ins Körbchen, das im Garten stand.

Im Winter 1921/22 erinnerte mich Pastor Östreicher daran, daß es Zeit wäre, das zweite theologische Examen abzulegen. Ich hatte dazu wenig Neigung. Für die Lehrtätigkeit war das zweite Examen nicht unbedingt nötig. Außerdem beanspruchten die Vorbereitungen auf meine Vorlesungen die gesamte Zeit. An Examensvorbereitung war gar nicht zu denken. Auf sein dringendes Zureden wagte ich es dennoch, ohne Vorbereitung ins Examen zu steigen. Ich hatte gehofft, daß meine Liz-Prüfung ins Gewicht fallen würde. Sie ersparte mir aber nur eine schriftliche Arbeit. Im übrigen blamierte ich mich dadurch, daß ich einen recht schwierigen Text aus dem ersten Petrusbrief in der Klausur nicht richtig übersetzte, was bei dem Repetenten für die griechische Sprache an der Theologischen Schule in Bethel peinlich vermerkt wurde. Zwar erhielt ich ein »Gut«, aber die Kommission teilte mir ziemlich unverblümt mit, daß ich es eigentlich nicht verdient hätte. Natürlich blieb es in Bethel nicht unbekannt, daß ich in Münster die Erwartungen nicht erfüllt hatte. Erst später erkannte ich, warum mir von nun an wiederholte Vorschläge zur Übernahme eines anderen Postens gemacht wurden. Am ernsthaftesten war eine Verhandlung mit dem Missionsbund in Wernigerode.

Ich wäre bereit gewesen, dem Ruf in den Missionsbund zu folgen. Aber bei aller Liebe zur Mission, die meine Frau hatte, war ihr der russische Mensch doch zu fremd und fast unheimlich, so daß ich ihr ein zu schweres Opfer zugemutet hätte. Meine Absage wurde von den Brüdern in Wernigerode recht verstanden. Ich wurde Mitglied des Missionskomitees und stand so jahrzehntelang in enger Verbindung mit dem Werk.

Im Sommer 1922 wurde mir eindeutig klar, daß mein Weg ins Pfarramt ging. Das hatte mir Schlatter beim Abschiedsbesuch einst dringend geraten. Ich beriet mich nun mit Pastor Michaelis. Gegen Ende des Sommers erzählte er mir, daß die Matthäigemeinde in Lübeck einen Nachfolger für den unerwartet gestorbenen Hauptpastor Haensel suche. Lübeck war die Mutterstadt meiner Heimat Riga. Ihr hätte ich gern gedient.

Nun gab es wochenlange Verhandlungen, an denen ich selbst nicht beteiligt war. Der Senior der lutherischen Kirche Lübecks, D. Evers, hatte ein besonderes Vertrauen zu Michaelis und hätte gern den von

ihm empfohlenen Kandidaten auf dieser Pfarrstelle gesehen. Um meiner Jugend willen kam ich nur als zweiter Pastor in Frage. Darum war ein etwas umständlicher Wechsel notwendig. Um alle diese Fragen zu klären, sollte ich zu einem Besuch nach Lübeck fahren und zu der Gemeinde sprechen.

Nun kamen wieder entscheidungsvolle Tage. Solche vergessen wir nicht. Die Abendsonne ließ die sieben alten Kirchtürme der Stadt aufglühen, als der Zug sich Lübeck näherte. Mein Herz war voll Spannung und Vorfreude. Ich glaubte gewiß zu sein, daß ich hier mein Amt in der Kirche haben sollte.

Senior D. Evers hatte mich eingeladen, während der Tage sein Gast zu sein. Er wollte mich wohl näher kennenlernen. So kam ich gleich in das alte Lübeck, wohnte im Schatten der Marienkirche, deren Glockenspiel damals eine schöne alte Melodie zum Choral »O daß ich tausend Zungen hätte« erklingen ließ. Über kirchlich-theologische Fragen kamen wir wenig ins Gespräch. Wohl aber fragte mich Evers mehrfach mit Betonung, ob ich bereit wäre, auch die Matthäigemeinschaft zu leiten. Haensel hatte sie nach dem Beispiel von Michaelis in der Bielefelder Neustadt innerhalb seiner Gemeinde gesammelt. Jene Frage konnte ich freudig bejahen. Erst später erfuhr ich, daß Evers die Sorge hatte, diese Gemeinschaft könnte der Kirche untreu werden. Seine Sorge war völlig unbegründet. Dankbar habe ich dann gemerkt, welch geistliche Reife und Selbständigkeit dieser von Haensel gesammelte Kreis von hundertzwanzig bis hundertfünfzig Gliedern besaß.

Evers kam mir mit großem Vertrauen entgegen. Ich mag ihn aber später recht enttäuscht haben, denn es gab in der Lübecker Zeit mehr theologische Kämpfe, als mir selbst lieb war. Da ich an einem Dienstagabend in der Matthäikirche sprechen sollte, war ich gespannt, ob die Versammlung ohne Bekanntmachung in der Presse besucht sein würde. Zu meiner Überraschung war die Kirche fast voll. Schon an diesem ersten Abend merkte ich etwas vom geistlichen Interesse an Matthäi. Erst vormittags erfuhren die Blätterausträger vom unvorhergesehenen Abendgottesdienst. Abends aber wußte der ganze Bezirk davon. Wie meine meisten Probepredigten war auch diese Stunde über Joh. 1, 35—51 reichlich schwach. Selbst meine späteren Freunde sagten mir, sie wären enttäuscht gewesen. Solche Empfehlungspredigten sind ja auch recht peinlich. Ich war noch zu jung, um in voller Gelassenheit ein schlichtes Wort zu sagen. Und wer etwas »Besonderes« sagen möchte, wird selten dem Evangelium gerecht. Nach meiner

Ansprache ging ich mit Frau Evers heim. In meiner Abwesenheit wurde ich dann »per Akklamation«, ein etwas seltsamer Wahlgang, zum zweiten Pastor an St. Matthäi gewählt.

Damit fand mein langjähriges Wanderleben ein Ende. Ich glaubte, die neue Heimat gefunden zu haben.

VII. Als Pastor in Lübeck

Noch heute meine ich, ich hätte hier in Lübeck den Höhepunkt meiner Lebensarbeit erreicht. Und es scheint mir seltsam, daß es nur acht Jahre gewesen sein sollen, in denen ich dort meinen Dienst tat. Die Gemeindegemeinschaft ist die eigentliche Aufgabe des Pastors, der sonst diesen Namen zu Unrecht trägt. Ich bin dankbar, daß ich mich mit der Gemeinde auch nach meinem Abgang, bis heute, da wo ich diese Zeilen schreibe, verbunden wußte und weiß. Vielleicht hängt das auch damit zusammen, daß mich in jenen Jahren schwerste Schicksalsschläge trafen. Gerade deshalb habe ich hier die Größe und Kraft echter Gemeinschaft im Glauben und wahrer Gemeinde Jesu wie noch nie erproben können.

Was war das Besondere der St. Matthäigemeinde in Lübeck?

Alfred Haensel, der junge Hilfsprediger der Lorenzkirche vor dem Holstentor, war der erste Pastor der neuen Matthäigemeinde geworden, die im Jahre 1896 gebildet wurde. Mit großem Fleiß machte er viel Hausbesuche. Sein fröhliches Wesen und sein Geschick, mit Kindern umzugehen, erwarben ihm schnell die Liebe und das Vertrauen der neu Hinzugezogenen in der schnell wachsenden Vorstadt.

Aber das Bedeutsamste war doch etwas anderes. Vor dem Burgtor in der Eschenburgstraße hatte die Witwe des früheren Bürgermeisters Kulenkamp ihre Villa. »Frau Senator«, wie sie bei uns hieß, war so etwas wie die Großmutter aller neueren Erweckung in Lübeck. In ihrem Hause fand allmonatlich eine Bibelbesprechstunde statt, zu der sie mit großer Erfindungsgabe immer neue Redner und Gäste einlud. Hier hörte Pastor Haensel den Landdrosten der benachbarten mecklenburgischen Stadt Schöneberg, Kammerherrn von Engel. Engel war damals einer der Führer der in Mecklenburg durch viel Anfechtung

gehenden Gemeinschaftsbewegung. Hier lernte Haensel auch Pastor Walter Michaelis kennen. Während Herr von Engel in einer fast übermütigen, fröhlichen Art von Jesus sprechen konnte, war Michaelis der ruhige und geklärte Theologe. Unter dem Einfluß dieser »Stunde« fand das Leben und Zeugnis Haensels eine grundlegende Erneuerung. Dieser lutherische Mann der Landeskirche wurde nun zugleich ein Evangelist und Gemeinschaftsmann. Beides fand in ihm eine glückliche Verbindung und Ergänzung. Auch seine Gegner, deren er viele hatte, konnten ihm seine ehrliche und warme Kirchlichkeit nicht absprechen. Später hat man mir gesagt: Haensel hatte zwar viele Gegner, aber keine Feinde.

Seine unermüdlichen Hausbesuche, seine lebendigen Predigten, seine Bibelstunden (die ersten in der ganzen Lübecker Kirche!) hatten von nun an das Ziel: Ich möchte Menschen für Jesus werben! Seine strahlende Freundlichkeit und Gefälligkeit halfen ihm darin. Aber alle Güte und Freundlichkeit hatte ihre Begrenzung im biblischen Evangelium von Jesus Christus. Wer diesem widerstand, bekam es eindeutig zu hören. Noch nach Jahren erzählte mir voll Entrüstung der ehemalige Vorsitzende des Kirchenvorstandes, Haensel hätte ihm eines Tages gesagt: »Herr Direktor, uns trennen Abgründe.«

Es ist überraschend, daß Haensel trotz dieser Eindeutigkeit so viel Liebe und Freunde fand. Die Kinder hingen an ihm und die Jugend. Der Höhepunkt war sein Kindergottesdienst. Mit einer Helferschar von etwa dreißig jüngeren und älteren Frauen und Mädchen sammelte er allsonntäglich achthundert bis tausend Kinder in der Kirche. Zu Weihnachten mögen es zwölfhundert gewesen sein. Das hieß, daß in diesem Arbeiterviertel, wo der alte Marxismus noch theoretisch an seiner Kirchenfeindlichkeit festhielt, fast alle Kinder sonntags nach dem Mittagessen zur Kirche kamen. Aus dem Helferkreis entstand die Matthäigemeinschaft als bekennende Kerngemeinde und stiller Träger der erwecklichen Arbeit an St. Matthäi. Nur einmal im Monat hatte dieser Kreis eine geschlossene Gebetsgemeinschaft.

Haensel schonte sich nicht. Er ahnte wohl selber nicht, daß er seinem Herzen zuviel zumutete. Nach rund fünfundzwanzigjähriger Arbeit starb er einen schnellen Tod. »Wir beerdigten ihn wie einen König«, erzählte man mir. Stundenlang zog seine Gemeinde an seinem in der Kirche aufgebahrten offenen Sarge vorbei. Der Weg zum Friedhof war umsäumt von Mauern der trauernden Gemeindeglieder. Auf seinem Grabkreuz steht das Wort Eliesers: »Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben« (1. Mose 24, 56).

Nun sollte ich — ein halbes Jahr nach Haensels Tod — dieses große Erbe antreten. Seine Witwe wurde uns eine treue, mütterliche Freundin und Beraterin. Ohne sie wäre der Anfang ungleich schwerer geworden. Zu der Größe der Aufgabe in der Gemeinde kam meine damals noch einsame Stellung in der kleinen Lübeckischen Landeskirche mit ihren etwa dreißig Pastoren. Die einstigen Vertreter des lebendigen Luthertums waren um die Jahrhundertwende fast alle von der modernen Theologie Ritschls und der religionsgeschichtlichen Schule verdrängt worden. Doch waren nicht alle Lübecker Pastoren liberal. Es gab zwei Pastorenkränzchen: das kleinere hieß »der schwarze Kaffee« und vereinigte die sogenannten »Positiven«. Die »Rote Nelke« der Liberalen war etwas zahlreicher besucht. Ich wurde natürlich in den »schwarzen Kaffee« eingeladen. Aber nach ein bis zwei Besuchen streikte meine zart besaitete Frau: ihr Platz sei nicht dort. Die Gespräche waren wenig inhaltsvoll, und unsere Zeit stark in Anspruch genommen. Meine Frau gab später die Anregung zu einem erweiterten Bruderkreis, zu dem auch der reformierte Pastor, einige Pastoren aus den benachbarten mecklenburgischen und Eutiner Kirchen, dazu einige Emeriti geladen wurden. Das gab eine wundervolle Gemeinschaft, zumal seit einige jüngere Pastoren nach Lübeck kamen. Aber damit habe ich der Entwicklung vorausgegriffen.

Es bestand die schöne Sitte, daß neue Mitglieder des »Geistlichen Ministeriums«, wie die Körperschaft der Pastoren der alten Freien Hansestadt noch hieß, in einer feierlichen Sitzung aufgenommen wurden. Alles erschien im festlichen Ornat, wobei die alten Halskrausen sich recht malerisch machten. Als Ort wurde die große Sakristei der alten Jakobikirche gewählt. Ehe der Neugewählte mit Handschlag durch alle Ministerialen aufgenommen wurde, mußte er seine Lebensgeschichte erzählen. Die Gelegenheit zu einem freimütigen Zeugnis meines Glaubens ergriff ich in diesem Kreise gern.

Meine Einsamkeit im Kreise der Amtsbrüder habe ich eigentlich nicht so stark empfunden, zumal später viele reichmachende Querverbindungen entstanden. Einsam war ich ja doch nicht, denn in der Gemeinde, vor allem in der Gemeinschaft, fand ich lebendige und beglückende Bruderschaft. Hier war ich nicht der »Herr Pfarrer« oder »Herr Pastor«, sondern der »Bruder Pastor«. Einen Gegensatz von Kirche und Gemeinschaft kannten wir nicht. Aber wir meinten freilich nicht eine unsichtbare Kirche oder eine Landeskirche, sondern unsere Kirche. Die Glieder der Matthäugemeinschaft waren die treuesten Kirchgänger und fehlten nie ohne ernsthaften Grund im Gottes-

dienst. Sie brachten ihre Nachbarn mit und luden auch sonst unermüdlich ein. Insofern waren sie echte Kinder der Reformation, daß sie die Überzeugung hatten: »Das Wort« macht es! Man muß unter das Wort kommen, sonst gedeiht der Glaube nicht. Darum waren sie auch recht streng mit mir und erwarteten, daß ich ihnen das Wort Gottes recht predigte. Es gab viel echte, interessierte Kritik. Einmal sagte mir die Direktrice einer Konservenfabrik: »Ich selbst habe heute allerhand mitnehmen können. Aber ich dachte: wenn einer zum ersten Mal in der Kirche war, hätte er nicht verstanden, worauf es ankommt. Predigen Sie doch so, daß Sie immer an diesen einen denken.« Daß dieser »Eine« wirklich in der Kirche war, dafür sorgten schon meine Leute. Am ernstesten traf mich die Kritik an einer Bußtagspredigt von seiten der Frau des Lehrers Ketel, der uns besonders verbunden war. »Heute hat mich ihre Predigt enttäuscht«, sagte sie offen. Betroffen fragte ich nach dem Grunde. »Sie haben uns nichts von Jesus gesagt.« Ich suchte mich zu rechtfertigen: In meinem Predigttext, im 130. Psalm, sei Jesus nicht genannt. Da sagte sie lächelnd: »Ich halte es mit Spurgeon, der gesagt hat: Von meinem Jesus lasse ich mich durch meinen Text nicht trennen, auch wenn es über Hecken und Zäune geht!« Wie gut tat solche Kritik! Ich lernte gerne daraus. Ein andermal erschien der alte Bruder Reppin am Montagmorgen im Sonntagsrock bei mir, setzte sich feierlich auf das Sofa und sah mich ernst an, ehe er das Wort nahm. Ich war gespannt, was dieser ehrwürdige Alte, der jahrelang Kohlen getragen hatte und nun im Ruhestand lebte, wohl auf dem Herzen habe. »Mein lieber Bruder Pastor! Sie wissen: ich habe Sie lieb wie meinen eigenen Sohn. Aber gestern war ich traurig über Sie.« Ich hatte nach Schluß des Gottesdienstes noch im Talar ein Gespräch mit Besuchern in der Kirche gehabt und war aus irgendeinem Grund in lautes Lachen ausgebrochen. Mit Recht verwies mir dieser treue Bruder mein Verhalten, durch das ich ihm und andern den Segen der Predigt geraubt hätte. Wußte er auch nichts von einem gesetzlichen »decorum pastorale«, so hatte er doch einen feinen geistgewirkten Takt. Es war eine gute Schule, in die ich geraten war.

Die Bevölkerung in meinem Bezirk bestand zu achtzig bis neunzig Prozent aus Arbeitern: Hafenarbeiter, Werftarbeiter, Fabrikarbeiter, Eisenbahner. Dazu kamen Beamte der Eisenbahn oder vom Zoll, einige Lehrerfamilien und Kaufleute, viele Rentner. Da mit dem Jahr 1922/23 die Inflation ihren Höhepunkt erreichte, war ich viel mit der Not der Rentner beschäftigt. Erschütternde Schicksale mußte ich erleben. Wie viele Witwen lebten ringsum, die sich einst in jahrzehnte-

langer Arbeit ein kleines Kapital vom Munde abgehungert hatten, um eine bescheidene Rente im Alter zu haben. Sie standen jetzt vor einem Nichts und konnten es nicht verstehen, daß der Staat sie um ihr Weniges betrog. Zwar war die Opferfreudigkeit nicht gering. Aber was half hie und da ein Lebensmittelpaket oder eine Geldgabe — es war ein Faß ohne Boden. Dabei schmolz ja auch unser Gehalt zwischen den Fingern weg. Wir hatten seit Gründung unseres Ehestandes noch kein beständiges Geld in Händen gehabt. So war auch die Übung im Haushalten nicht vorhanden. Ich merkte wieder, daß ich trotz meiner Einbürgerung doch ein Ausländer war, der keinen Grundbesitz oder väterliches Erbe mitbrachte. Da die Eltern ja auch alles verloren hatten, mußten wir Kinder helfen. Dennoch haben wir nie Not gelitten, stellten allerdings auch keine Ansprüche. Auch hier half die Gemeinschaft in brüderlicher Weise. Sie schenkte mir nicht nur ein Fahrrad, sondern schenkte mir sogar den teuren Lübecker Taler. Ich war Proletarier unter Proletariern. Auch die Familie vergrößerte sich. Im April 1923 wurde uns unsere Gertrud geschenkt, im September 1924 kam unser Eberhard hinzu. Schaut man auf jene Zeit zurück, so kann man nur staunen über Gottes Durchhilfe.

Sehr viele Freude machten mir die Hausbesuche. Obwohl ich darin wirklich fleißig war, bin ich doch nie auf den Grund gekommen. In der Großstadt wird viel umgezogen. Vom zweiten Jahr an hatte ich stets über zweihundert Konfirmanden, die im Jahr zweimal besucht wurden. Auch die Kranken rechneten mit meinem Besuch. Dazu kam, daß unsere Leute die Amtshandlungen gern im Hause hatten. Das war nicht bürgerliche Bequemlichkeit, die Taufen und Trauungen zu weltlichen Familienfesten macht. Da die Arbeiterin sich kein feines Hochzeitskleid leisten konnte, genierte sie sich, mit ihrem schlichten Gewand in die Kirche zu kommen, wo sich die Neugierigen vor und jenseits der Schwelle drängten. Ich sehe auch keinen echten kirchlichen Grund, der die häusliche Feier verbietet. Wir Evangelischen kennen keine »heiligen Räume«. Kirche ist da, wo Gottes Wort verkündet wird. Ich freute mich, mit dem Wort in die Häuser zu kommen. Es gab wirkliche Hausgottesdienste. Gerne machte ich die alte Lübecker Sitte mit, daß der Pastor aus seinem Pastorat in Talar, Halskrause und Barett zur Taufe oder Trauung durch die belebten Straßen geht. Sahen mich die Kinder aus der Ferne, so liefen sie mir schreiend entgegen: »Onkel Pastor, Onkel Pastor!«, und wie ein Rattenfänger von Hameln kam ich vor das Haus, wo ich erwartet wurde.

In den Häusern verlief die gottesdienstliche Feier sehr verschiedenartig. In vielen Fällen hatte die weibliche Jugend der Gemeinde einen Taftisch oder einen Traualtar würdig geschmückt. Aber die Wohnungen waren ja sehr klein. Ein bis zwei Zimmer und eine winzige Wohnküche. Und die Gäste waren zahlreich. Da gab es oft ein arges Gedränge. Hinzu kam meine eigene Befangenheit, da ich früher nie getauft und getraut hatte und selten Zeuge von Amtshandlungen gewesen war. In meiner Aufregung ließ ich mich von dem jungen Volk, das selber gespannt auf den neuen Pastor war, zu viel stören. So kam es vor, daß während meiner Ansprache ein paar junge Dinger im Hintergrunde das Lachen kriegten, was gewiß kein Zeichen von Zynismus oder besonderer »Weltlichkeit« zu sein brauchte (wer war nicht selber jung!). Doch mich störte das. Ich klappte dann meine Bibel zu und sagte etwa: »Wir singen einen Vers von ›So nimm denn meine Hände‹, bis die jungen Damen dort hinten sich beruhigt haben.« Nach dem Verse sprach ich weiter, als wäre nichts geschehen. Bald hatte ich die beste Disziplin. Es hatte sich herumgesprochen. Ohnehin ließ ich zu Anfang und am Schluß stets singen. Im Sommer wurden die Fenster geöffnet, damit alle Nachbarn das Lob Gottes hörten.

Im Mittelpunkt des Gemeindelebens stand die Predigt. Nachdem ich die vier neutestamentlichen Perikopenreihen durchgepredigt hatte, habe ich fast ein Jahr lang alttestamentliche Texte christozentrisch ausgelegt. Welch eine Freude ist ein Predigtdienst in einer Gemeinde, die regelmäßig unter der Kanzel sitzt! Weil ein jeder seinen gewohnten Platz hatte, merkte ich gleich, wer fehlte. Wurde eine Predigt schwach und trocken, so pflegte die beste Kritikerin meiner Arbeit, meine Frau, zu sagen: »Du solltest wieder mehr Hausbesuche machen! Die heutige Predigt war kein Gespräch mit der Gemeinde, sondern sichtlich nur am Schreibtisch entstanden.«

Fast noch mehr Freude als die Predigt, vor der ich auch heute noch immer Furcht habe, machte mir die Wochenbibelstunde. Ich begann im kleinen Konfirmandensaal zwischen Kirche und Pastorat. Doch der Raum, der nur wenig über hundert Hörer zuließ, wurde bald zu klein. So gingen wir in die Kirche. Diese Bibelstunde war wie ein schlichter Wochengottesdienst. Zuletzt waren bis zu dreihundert Teilnehmer regelmäßig anwesend. Wo in einer Stadt die Gewöhnung des Sonntagskirchganges verloren ging, wird eine Abendversammlung stets besser besucht sein.

Hier in die Bibelstunde kamen solche, die ihre Bibel besser kennenlernen wollten. Darum sollte in solch einer Stunde stets eine fortlau-

fende Auslegung ganzer biblischer Bücher gegeben werden. Die meist kurzen Perikopen am Sonntag gleichen den Geschmacksproben, die dem Käufer im Warenhaus angeboten werden. Wir wissen, wie manch ein Anfänger ratlos vor der Bibel sitzt. Die Kirche ist ihren Gliedern einen echten Bibelunterricht schuldig. Sie muß Anleitung zum Bibellesen und Bibelverständnis geben. Gewiß keine »existenziale Interpretation«, sondern eine Antwort auf die einfache Frage: »Was steht denn da?« Nichts gegen eine Großmütterchenstunde. Sie ist nötig und hat ihre Verheißung. Aber hier ist noch etwas anderes gemeint. Jung und Alt, Eltern und Kinder sollten einmal in der Woche an einer erklärenden Bibelstunde teilnehmen. Wie am Sonntag während der Gottesdienstzeit, so durfte auch während der Bibelstunde keine andere Gemeindeveranstaltung stattfinden.

Wir hatten alle ein bis zwei Jahre gut besuchte Evangelisationen. Wo blieben die vielen Hörer nach Abschluß solch einer Veranstaltung? Bald wurde deutlich: Wer jetzt nicht anfangt, regelmäßig die Bibelstunde zu besuchen, bei dem verdunstete das Gehörte bald. Wo aber der Angeredete oder gar Erweckte sich gar bei der Hand nehmen ließ und den Weg in die Bibel ging, wurde er im Glauben befestigt.

Ich habe zuerst den ersten Korintherbrief beendet, in dessen Auslegung mein Vorgänger abberufen war. Dann habe ich ausgewählte Psalmen besprochen. Die Bibelstunden fielen nur in den vier Wochen meines Sommerurlaubs aus, sie waren sommers wie winters gleich gut besucht. Wir haben auch den Römerbrief und andere Bibelteile durchgesprochen. Als Hilfsmittel waren mir die Erläuterungen Schlatters zum Neuen Testament unersetzlich. Wenn ich eine halbe Seite konzentrierten Schlattertext las, hatte ich Stoff für fast eine Stunde. Ich selbst hatte von diesen Stunden reichen Gewinn.

Für vielbeschäftigte Mütter oder Alte, die nicht lange zuhören können, hatte Haensel eine viertelstündige Wochenschlußandacht eingeführt. Am Sonnabend von dreiviertel Neun bis neun Uhr abends war der Konfirmandensaal gut besetzt. Die Stunde war so spät angesetzt, damit die Kinder schon gebadet und die Sonntagsvorbereitungen schon vollendet sein konnten. Jeder durfte, ja sollte in seinem Arbeitszeug kommen. Dieser Wochenschluß war von vielen geliebt.

Etwa ein halb Dutzend Hausbibelkreise bestanden in den Häusern hin und her. Eine über achtzigjährige Pastorenwitwe, Tochter des einst bekannten Alttestamentlers Professor Keil, sammelte ihre Altersgenossinnen. Meine Frau hatte einen Kreis junger Mütter, die alle gerade ihr erstes oder zweites Kindchen bekommen hatten. Eine Be-

sonderheit war der Kreis des alten Bruders Waschko, eines treuen Ostpreußen. Er versammelte sonntags nachmittags einige Ehepaare und Einsame bei sich zur Bibelbesprechung und zum Singen. Im Sommer zogen sie auch hinaus in den Wald und in die Heide. Diese durchaus selbständigen Kreise führten nicht zur Zersplitterung der Gemeinde, sondern aktivierten eine große Zahl von Gemeindegliedern zu selbständigem Handeln. Der letztgenannte Bruder hatte es mir besonders angetan. Erst nach seinem Tode erfuhr ich, daß er, der in der Woche seinen schweren Dienst hatte, allsonntäglich auch die Nachbarin im Nebenhaus besuchte, um der drei Treppen hoch wohnenden Gelähmten eine Predigt vorzulesen oder aus dem Gottesdienst zu erzählen. Es war kennzeichnend, wie selbstverständlich die Glaubenden ihre Aufträge von ihrem Herrn selbst empfangen, ohne auf des Pastors Wort zu warten. So traf ich den alten Bruder Reppin einst mit einem Paken alter Sonntags- und Missionsblätter auf dem Arm auf dem Wege zum Bahnhof. Auf meine Frage erzählte er mir, dort säßen so viele Arbeitslose umher und stumpften. Er wollte ihnen etwas Lesestoff bringen.

Eine besondere Bedeutung hatte unser »Saatkorn«, das vierzehntägig erscheinende Gemeindeblatt. Zu Haensels Zeiten war es eine Sonderausgabe von »Nimm und lies«, dem Evangelisationsblatt aus Neumünster. Ich wagte ein eigenes vierseitiges Blatt. Dazu erbat ich vom Professor Rudolf Schäfer, dem bekannten Bibelillustrator, ein Kopfbild, das ich sehr lieb gewann: Jesus streut als Säemann die Saat in die Furche. Das pünktliche Erscheinen machte viel Arbeit, aber auch Freude. Die Austräger waren eine großartig disziplinierte Schar — vom alten Rentner bis zum jungen Mädchen. Sie kannten in ihrem Bezirk jede Familie und erzählten mir, wo jemand krank war. Einmal im Jahr lud ich sie dafür zum Kaffee und Kuchen in den Konfirmandensaal.

Die größte und anstrengendste Arbeit war der Konfirmandenunterricht. Über zweihundert Knaben und Mädchen unterrichtete ich in vier Gruppen je zweimal wöchentlich. Vier Tage in der Woche war ich früh um acht und nachmittags um drei unter den Konfirmanden. Die Disziplin war schlecht, ich selbst oft ungeduldig. Erst im Laufe der Jahre wurde es besser. Die Vorkenntnisse, die die Kinder mitbrachten, waren fast gleich null. Darüber seufzten alle Pastoren in der Stadt. Um einen Test zu veranstalten, legten wir in allen Gemeinden zu gleicher Stunde den Konfirmanden gedruckte Fragebogen vor, die gleich schriftlich beantwortet werden mußten. Der Erfolg war erschütternd.

Wir hatten sehr einfache Fragen formuliert: Wie hieß Jesu Mutter? Nenne einen Apostel Jesu! Wer hat den Römerbrief geschrieben? Wie fängt der 23. Psalm an? Wie lautet der erste Vers von »Jesu, geh voran«? Bis auf wenige Kinder aus bewußt christlichen Familien fand sich ein Vacuum. Die höheren Schulen schnitten noch schlimmer ab als die Volksschulen. Abraham sollte ein Apostel gewesen sein oder auch Jeremia! Den Höhepunkt leistete sich ein höherer Schüler, der den Römerbrief Karl dem Großen zuschrieb. Die Kinder waren unschuldig. Aus Lehrerkreisen wurden wir gebeten, unser Material doch ja nicht zu veröffentlichen. Bei dieser Unkenntnis sollte das Kind in einem halbjährigen Unterricht auf das Abendmahl vorbereitet werden.

Dennoch ist mir die Wichtigkeit des Konfirmandenunterrichts immer größer erschienen. So ungeschickt ich zu Anfang war, so habe ich doch dem jungen Volk die Botschaft von Jesus gesagt. Wir haben viel gesungen, Bibel und Liederverse gelernt. Oft kam ich sehr froh aus dem Unterricht, wenn auch rechtschaffen müde. Ausgerechnet im ersten Jahrgang gab es mehrere Kinder, die für ihr Leben einen bewußten Anschluß an Jesus fanden. Sie waren zum Teil aus ganz unkirchlichen Familien.

Von einer ausgesprochenen »Konfirmationsnot« brauche ich nicht zu sprechen, denn ich war nicht verpflichtet, von den Kindern ein Gelübde aufs kirchliche Bekenntnis zu verlangen. Das war ein Pluspunkt des Liberalismus. Gewiß entließ ich die Kinder nicht ohne ein Versprechen. Sie sollten den Anspruch Gottes kennen und wissen: Gott will mich haben! Damit waren sie nicht überfordert. Meine Frage lautete etwa: Wollt ihr euch zu dieser Kirche halten, die euch dieses Evangelium verkündet? Die Freiwilligkeit ihrer Konfirmation wurde auch dadurch demonstriert, daß ich unverbesserliche Faulpelze aus dem Unterricht ausschloß und nicht konfirmierte.

Notvoll, geradezu qualvoll waren mir die Massenabendmahle. Seltsam, daß selbst unkirchliche Familien hier an der Tradition festhielten. An einem Gründonnerstag habe ich fast drei Stunden ununterbrochen das heilige Abendmahl gereicht. In späterer Zeit habe ich diese Not dadurch verringert, daß wir viel öfter Abendmahlsfeiern hatten.

Diese Abendmahlsnot habe ich einst auf einer Theologischen Woche in Bethel in Gegenwart Adolf Schlatters ausgesprochen. Es sei für mich der schwerste Tag im Jahr, wenn ich den Neukonfirmierten das Abendmahl geben müsse. Ich sehe noch, wie der alte Professor

aufstand, und höre ihn sagen: »Der schwerste Tag im Jahr! Herr Brandenburg, da stimmt etwas nicht! Sie wollen von den Kindern etwas fordern, aber Sie haben zu geben, zu geben, zu geben!« Das letzte Wort rief er laut, fast beschwörend in den Saal. Er hat mir dadurch sehr geholfen. Die Größe des Schenkens Gottes wurde mir neu wichtig. Ich weiß wohl, daß damit nicht alle notwendigen Fragen beantwortet sind. Aber darin blieb ich ein Schüler meines Lehrers, daß ich das Abendmahl nicht als eine exklusive Feier auffassen konnte, wie es in den meisten Freikirchen und vielen Gemeinschaftskreisen geschieht. Gewiß wird erst der lebendig Glaubende den rechten Segen dieser Gabe erfahren. Aber das gilt von allen Gaben Gottes. Wer will behaupten, daß er diese erschöpfend erfährt? Der Apostel aber schreibt: »So oft ihr von diesem Brot eßt und von diesem Kelch trinkt, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt.« Damit macht er das Abendmahl auch zu einer Verkündigung. Es ist »verbum visibile«, sichtbares Wort. Gott hat das Mahl oftmals benutzt, den Glauben erst entstehen zu lassen.

Ermutigend für mich war, daß mein junges Volk mich weithin verstand. Sie wußten, daß ich ihnen nicht bloß Gedächtnisstoff einpaukte, so sehr ich ihren Fleiß zu wecken suchte. Sie hörten den Ruf Christi und merkten: Hier geht es um Glaubensgehorsam, hier geht es um eine Entscheidung. Viele Jahre später hat mir einer, der mir ein Bruder im Glauben wurde, erzählt, wie sie auf dem Heimweg nach dem Unterricht sich darüber unterhalten hätten: Soll man wohl ernst machen? Was spricht dafür? Und was dagegen? Ausgerechnet diese beiden stammten aus einer Straße, von der Pastor Haensel sagte, für sie allein wäre ein Stadtmissionar nötig. Der Erzähler hatte Tischlerei gelernt und war als Lehrling auf meinen Ferienwanderungen Quartiermeister und Kassenführer, weil ich seine Zuverlässigkeit und Treue kannte. Als arbeitsloser Tischlergeselle leitete er im Auftrag des städtischen Jugendamtes ein Ferienlager für Fürsorgezöglinge im Walde. Dabei erwies er eine erstaunliche Führergabe und Autorität. Er ging dann auf das Johannesstift nach Spandau und erfüllte alle Erwartungen. Was war es für eine Freude für mich, seine Kinder zu taufen, als er Hausvater eines Burschenheims im Norden Berlins war! Seine Frau stammte aus unserem Matthäi-Mädelkreis. Daß Hans Wilms nicht aus dem Kriege zurückkehrte, war mir fast so schwer wie der Verlust der eigenen Söhne.

Und dann jener andere, einer der wenigen höheren Schüler unter meinen Konfirmanden. Er wohnte bei seinen Großeltern, die der

Kirche fernstanden. Ich wunderte mich, daß Henry ein halbes Jahr nach der Konfirmation begann, meine Jugendstunden regelmäßig zu besuchen. Eines Tages verriet er mir, er sei aus Neugierde drüben am Hafen in eine Heilsarmeeversammlung gegangen. Die frischen Lieder hatten ihn gelockt. Aber am Schluß der Versammlung kniete er an der Bußbank und schüttete sein Herz aus. Nun war er froh und seines Heils gewiß. »Warum gibt es so was nicht in der Kirche?« fragte er mich fast vorwurfsvoll. Er blieb seinem Heiland treu. Wie froh war er, der Kaufmannslehrling, als er eines Tages erzählen konnte, er dürfe jetzt daheim das Tischgebet sprechen. Der Großvater starb. Die alte Großmutter ließ sich bewegen, zur Evangelisation Friedrich Heitmüllers in unsere Kirche zu kommen. Wie hatte sich hernach ihr Gesichtsausdruck verändert! Auch sie wurde von der Gnade überwunden. Welch treue Beterin wurde die liebe Frau in unserer Matthäi-gemeinschaft! Henry fühlte den Ruf in die Mission und schrieb nach Breklum. Als er um die Einwilligung der Mutter in Rio bat, bekam er einen unwilligen Brief: Wer ihm wohl den Kopf verdreht habe? Er solle Geld verdienen und die Stütze der Mutter im Alter werden! Tränen flossen, als er mir vom Brief erzählte und ich ihn zum Gehorsam gegen die Mutter mahnte. Doch Henry hatte wohl mehr Glauben als sein Pastor. Nach einer Weile schrieb er wieder. Jetzt mag die Mutter den Ernst seines Anliegens verstanden haben. Er kam aufs Missionsseminar nach Breklum. Im Sommer darauf kehrte die Mutter aus Rio zurück. Sie war überrascht über die Veränderung im Hause. Aber als sie einen fröhlichen Gemeindeausflug miterlebte, merkte sie, daß die Christen ganz normale Leute seien. Im Winter darauf sah ich sie öfters in der Kirche. Während der Passionszeit kniete sie eines Abends am Abendmahlsaltar. Sie war so erschüttert, daß sie zitternd Tränen vergoß. Ich ahnte, was in diesem Herzen vorgehen mochte. Eine Woche später war sie tot. Eine Blutvergiftung hatte ihrem Leben ein schnelles Ende gemacht. Der Sohn war telegrafisch ans Sterbebett gerufen. Am Tage darauf berichtete er mir, wie seine Mutter im Frieden heimgegangen sei. Als Pfarrverweser in der Nähe von Rostock machte er das damals mögliche Begabtenexamen vor dem Ministerium und konnte in Rostock Theologie studieren. Henry Rohde wurde ein gesegneter Pastor. Er blieb in Stalingrad.

Auch der Kindergottesdienst wurde mir nicht leicht. Es gehört eine besondere Gabe dazu, zu einer viele Hunderte zählenden Kinderschar zwischen fünf und fünfzehn Jahren zu sprechen. Ich glaube nicht, daß ich sie hatte. Aber ich hatte den großen treuen Helferkreis, in den

jetzt auch einige junge Männer eintraten. Auch äußerlich war alles aufs beste organisiert. Als ich am ersten Sonntag meine kurze Liturgie im Kindergottesdienst beendet hatte und die Gruppenunterweisung beginnen sollte, schrak ich zuerst zusammen. Wie auf ein stilles Kommando hin sprangen alle die Kinder von ihren Plätzen, um sich in ein bis zwei Minuten auf dem Platz ihrer Unterweisung einzufinden. Einige Gruppen rückten im Kirchenschiff zusammen. Aber hier reichte der Raum nicht aus. Darum schwärmten die andern in alle Ecken und Nebenräume aus: hinauf zur Orgel, unter die Kanzel, hinter den Altar, in die Sakristei, in den Vorraum, in den Konfirmandensaal — ich glaube, eine Zeitlang sogar in den Kohlenkeller! Kaum war diese Platzveränderung vollzogen, so hörte man ein leises Summen wie in einem Bienenkorb: die Helfer erzählten die biblische Geschichte. In diesen fünfzehn bis zwanzig Minuten schritt ich langsam durch die Kirche und hörte hier und da in den Gruppen zu, nicht zur reinen Freude der Erzählenden. Aber ich wollte mehr lernen als kritisieren. Eine wichtige Beobachtung: Ich konnte aus der Ferne sehen, wenn die Geschichte aus war und die Anwendung folgte. Dieser zweite Teil interessierte die Kinder weit weniger. Nun fing Hannchen an, Mariechen am Zopf zu zupfen, und Karl zeigte Kurt seine neuesten Briefmarken! Es ist kein ungesundes Empfinden bei den Kindern, daß sie sich für die »Moral der Geschichte« nicht so interessierten. Ich lernte daraus für meine eigene Kindererziehung und besprach das Problem auch mit den Helfern. Nach der Gruppenkatechese rückte alles wieder in die Bänke, und meine Gesamtkatechese beschloß den Gottesdienst. Selten gelang es mir, hier die Stunde auf einen Höhepunkt zu bringen.

Trotz des großen Aufwandes an Kraft und Treue und auch der großen Zahl der Kinder ist mir am Kindergottesdienst doch manches problematisch geblieben. Ich stellte fest, daß von diesen Kindern eigentlich nur solche, die in unsere kirchlichen Jugendvereine hinübergeführt wurden — ein kleiner Prozentsatz! — wirklich für die Beteiligung am kirchlichen Leben gewonnen wurden. Manche Braut sagte mir beim Brautgespräch, wie dankbar sie an den Kindergottesdienst dächte und noch mehr an die schönen Ausflüge — aber in der Kirche sah ich sie nie. Die Kirche war für viele eine Kinderangelegenheit wie der Kindergarten. Eine Fortsetzung folgte nicht.

Meine bewährte Jugendleiterin Fräulein Magda Hennings sammelte einmal in der Woche eine Mädchelgruppe. Wer durch diesen Kreis ging, blieb in der Regel treu. Diese Kinder waren meine Stützen im Kon-

firmandenunterricht. Sie verstanden die Bibel aufzuschlagen, waren interessiert und hoben das Niveau der Klasse.

Der »Christliche Verein für Frauen und Mädchen« (C.V.F.M.) war ein besonderes Lieblingskind Haensels. Wie der C.V.J.M. der ganzen Stadt diente, so sollte auch der C.V.F.M. keine reine Matthäiangelegenheit sein. Doch wurde dieses Ideal nicht erreicht, obwohl einige Glieder aus andern Bezirken stammten. In diesem Punkt unterschied ich mich auch grundsätzlich von Haensel. So sehr ich mich freute, wenn die evangelistische Wirkung unserer Arbeit über die Matthäi-gemeinde hinausgriff, so bekam ich doch je länger je mehr den Blick für die Notwendigkeit lebendigen Gemeindeaufbaus. Eine echte, Jesus bekennende Gemeinde ist mehr als ein Haufen Bekehrter. Auch mehr als eine Anzahl christlicher Vereine. In einer Gemeinde entfalten sich die geistlichen Gnadengaben. Sie baut sich nicht aus einzelnen, sondern aus Familien auf. Der Gemeindegedanke bewegte mich so, daß ich gegen Ende meiner Lübecker Zeit wagte, meine Erfahrungen in einem Büchlein »Vom Dienst der Gemeinde« niederzulegen, das ich meinem Lehrer Adolf Schlatter widmete.

Die Jugend wurde kräftig zum Dienst erzogen. Als ich nach Matthäi kam, fand sich jeden Sonntag morgen ein Chor junger Mädchen ein. Sie fragten nach den Adressen der Kranken, denen sie Blumengrüße brachten und ein Morgenlied sangen.

Den konfirmierten Jungen empfahl Haensel den C.V.J.M. in der Innenstadt, wo er Vorsitzender war. Bei aller Liebe zur C.V.J.M.-Arbeit war ich froh, daß ich nicht Haensels Nachfolger wurde. Ich erkannte bald, daß verhältnismäßig wenige meiner Konfirmierten den weiten Weg machten. Ich begann also mit der Sammlung der jungen Männer. Aus diesem kleinen Kreise entwickelte sich im Lauf der Jahre die »Matthäi-Kreuzjugend«. Leider fand sich nicht gleich ein geeigneter Jugendführer. Erst als Ernst Stracke, später Pastor in Braunschweig, nach Matthäi kam, gelang es diesem musikalischen und frohgemuten Wuppertaler, die Arbeit zu einem erfreulichen Aufschwung zu bringen. Seine feine seelsorgerliche Gabe machte ihn zu einem wichtigen Mitarbeiter.

Die Blaukreuzarbeit entstand eigentlich gegen meinen Willen. Mein Arbeitsmaß war groß genug. Es dauerte recht lange, bis ich Gottes Befehl verstand. Und wie froh machte mich gerade später diese Arbeit! Lübeck war nicht nur eine Hafenstadt, sondern ein wichtiger Weinexporthafen. Die Zöllner mußten den Wein probieren, und die

Verordnung, die Weinprobe auszuspülen, war wenig realistisch. Deshalb waren diese Zollbeamten vielen Versuchungen ausgesetzt. Eines Tages kam ein Oberzollsekretär, bei dem die Not offenbar recht hoch gestiegen war, zu mir und bat, bei mir eine Enthaltensamkeitsverpflichtung unterschreiben zu dürfen. Das gab den Anstoß, daß ich mich mit dem Deutschen Verein des Blauen Kreuzes in Barmen in Verbindung setzte. Zuerst wollte ich nur gelegentlich der Alkoholnot entgegen treten. Aber als das erst bekannt wurde, brandete diese Not förmlich an mich und trieb mich weiter. Ich habe jahrelang den fast einzigen freien Abend der Woche dem Blauen Kreuz gewidmet und es nie bedauert. Da ich aber zu den nachgehenden Besuchen, die in dieser Arbeit ungemein wichtig sind, keine Zeit hatte, beriefen wir eine Diakonisse aus dem Mutterhaus Salem in Berlin-Lichtenrade. Unsere Schwester Anna stand in großer Liebe, viel Menschenkenntnis und tiefer Glaubenserfahrung bis zu ihrem Eintritt in den Ruhestand in dieser Arbeit. Ihr goldiger Humor, aber auch ihre Geduld und Gebetsfreudigkeit öffneten ihr viele Türen. Unermüdlich machte sie Besuche, beriet und tröstete die Frauen, hatte aber auch die Vollmacht, manch einen gebundenen Mann mit Kraft und Energie auf den Retter hinzuweisen. Einmal in der Woche kam sie zu mir und berichtete. Da gab es dann oft viel Schmerzliches, und wir schämten uns nicht, wenn wir auch mal zu weinen anfangen über der Not der Brüder. — Meinen müden Männern war mit feierlichen Chorälen und langen Ansprachen nicht gedient. So gab es also ein »buntes Abendprogramm«. Kurze Ansprachen, viel froher Gesang, mancherlei Zeugnisse und Berichte. Wer kam da alles zusammen? Da war jener Hafenarbeiter, überzeugter Kommunist, aber leider dem Alkohol verfallen und als Schläger bekannt. Er wurde mein besonderer Freund. Seit er zum Blauen Kreuz gehörte, war er am Hafen der Beschützer aller, die wegen des Blauen Kreuzes verhöhnt wurden. Wenn er sich näherte, rissen die Spötter aus, denn er hatte eine ziemlich große Handschuhnummer. Und wie haben wir jahrelang um jenen hochbegabten Tischler gerungen! Wir jubelten, als er das Christuswort seiner Befreiung so dankbar aufnahm. Wir wurden Zeugen seiner wunderbaren Errettung. Als der Arzt ihm eine Medizin verschrieb, die er mit einem Glase Bier trinken sollte, leckte der Löwe wieder Blut. Er kam schließlich in eine solche Verzweiflung, daß er sich erhängte. Wäre er ganz aufrichtig geblieben, so wäre auch diese Katastrophe zu vermeiden gewesen. Aber er verheimlichte den ersten Rückfall. Wir mußten ja mit Rückfällen rechnen.

Um so mehr Freude machte jener alte Schmiedegeselle. Er lehnte zuerst jede Annäherung ab. Die Kinder blieben ungetraut, die Enkel ungetauft. Seine Frau war in ihrem Leid wie erfroren. Da starb bei ihnen eine kleine verwachsene ostpreußische Arbeiterin, die bei ihnen in Untermiete lebte. Ihr Sterben war trotz aller Qualen ein Triumph des Lebens über den Tod. Als ich an ihr Sterbebett trat, sagte sie: »Ach, Sie sind's, Herr Pastor! Ich dachte, es wäre der Doktor. Der war vorhin da und sagte: Fürchten Sie sich nicht! Zum Sterben geht's noch nicht! Da habe ich ihm gesagt: Den Tod fürchte ich nicht! Oder fürchten Sie ihn etwa? Ich habe ja Ihn — und wer Ihn hat, hat alles.« Und dann sprach die Sterbende ausführlich mit mir über ihre Begräbnisfeier. Auf ihrem Grabstein sollte stehen: »Ich bin nun dein! Dein will ich ewig sein!« Der Chor der jungen Mädchen sollte das Lied singen: »Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist . . .« Zuletzt legte sie mir die Sorge um den vom Alkohol übel geplagten Wohnungswirt aufs Herz. Über zehn Jahre habe sie für ihn gebetet. Nun würde sie abgelöst. Diese Last legte sich mir schwer auf die Seele. Der Mann kam zur Besprechung der Beerdigung zu mir. Wir sprachen nur über die Feier. Ich unterließ mit Absicht jede Anrede auf seine Not. Aber wenige Tage nach der Trauerfeier kam er zu mir und bat, das Enthaltensamkeitsversprechen unterschreiben zu dürfen. Ich ließ ihn zuerst nur für eine Woche, später für vierzehn Tage und dann erst langfristig unterschreiben. Er ist nie mehr rückfällig geworden. An ihm gingen insofern die Gebete der Verstorbenen in Erfüllung, als er ein wirklicher Zeuge Jesu und ein fleißiger Mitarbeiter im Blauen Kreuz wurde. Am Freitag abend, dem Zahntag, stand er an der Brücke zum Hafen und wartete auf seine Leidensgefährten, um sie ungefährdet an den vielen Wirtshaustüren vorbei nach Hause zu geleiten. Die Ehen seiner Kinder wurden nachträglich eingesegnet, die Enkelkinder getauft. Und wenn ich ihn besuchte, holte er das Reichsliederbuch aus der Tischlade, und wir mußten ein paar Lieder miteinander singen. Einmal saßen wir zu einer Männerstunde in Schwester Annas Zimmer beieinander. Wir sangen das beliebte Blaukreuzlied mit dem Kehrreim: »Jesu Liebe kann erretten, seine Hand ist stark und treu. Er zerbricht der Sünden Ketten und macht alles, alles neu.« Es klang zwar nicht schön, aber laut. Als das Lied verklungen war, hörte man aus dem Hintergrund die etwas rauhe Stimme des alten Schmiedes: »Brüder, das ist wahr!« Weiter sagte er nichts. An der Wasserkante läßt man sich ohnehin jedes Wort bezahlen und ist sparsam mit ihnen. Ich aber hätte den Alten umarmen können für dieses offene Zeugnis.

Einige Jahre später wurde die Schwester nachts an sein Bett gerufen. Er hatte einen schweren Herzanfall. Seine letzten Worte waren: »Näher, mein Gott, zu dir! Näher zu dir!« Wenn dieser Mann die einzige Frucht des Blauen Kreuzes geblieben wäre, so hätte sich alle Mühe gelohnt.

Meine Abende waren freilich jetzt fast alle besetzt. Einmal war ich sechs Wochen lang Abend für Abend unterwegs. Am Sonntag predigte ich im Wechsel mit Hauptpastor Arndt. Aber es kam vor, daß wir schon in der Frühe eine Gebetsstunde angesetzt hatten, und im Anschluß an die Predigt war oft die Feier des heiligen Abendmahls. Gleich nach dem Mittag Kindergottesdienst und danach bis zu vier Haustaufen. Kam dann noch eine Vereinsstunde und abends die Gemeinschaftsstunde hinzu, so hatte ich acht- bis zehnmal zu sprechen. Die Trauungen waren leider meist sonnabends, weil der Arbeiter dann keine Arbeitsstunden verlor. Einen Rekord gab es am Sonnabend nach Ostern 1923. Ich hatte an einem Nachmittag neun Haustrauungen und drei Taufen. Von zwei bis sechs Uhr war ich jede halbe Stunde in einer anderen Wohnung. Diese Trauungen hatten sich dadurch gehäuft, daß in der Passionswoche keine Hochzeit stattfinden durfte. Die steigende Inflation hatte außerdem viele in die Illusion versetzt, viel Geld zu besitzen. Die Nacht vorher war für mich etwas unruhig gewesen, weil uns unser zweites Kind, unsere Tochter Gertrud, geschenkt worden war.

Noch von einer Aufgabe muß ich erzählen, die über meinen Seelsorgebezirk hinausgriff. Das war die Auseinandersetzung mit dem damals in Lübeck wie in den meisten deutschen Industriestädten ausgesprochen antikirchlichen Marxismus. Um zu wissen, was meine Gemeindeglieder lasen, abonnierte ich mir den »Lübecker Volksboten«, das Organ der sozialdemokratischen Partei. Bei meinen Hausbesuchen kam ich dauernd mit sozialistischen Arbeitern aller Schattierungen ins Gespräch. Eine Zeitlang war die gesamte kommunistische Fraktion der Lübecker Bürgerschaft in meinem Bezirk wohnhaft. Als ein Kommunist in der Nachbarschaft, der der Kirche längst den Rücken gekehrt hatte, starb, kam die Witwe zu mir und bat mich, ob ich nicht doch die Beerdigung übernehmen könnte. Ich erklärte ihr, daß das doch nicht im Sinne des Verstorbenen sei. Wenn sie aber wolle, so würde ich als Nachbar am Sarge Worte des Trostes für sie sprechen. Ich kam ohne Talar und betonte vor den Anwesenden, daß der Verstorbene den Christenglauben nicht geteilt habe. Aber nicht nur der Witwe, sondern auch manchem anderen der Anwesenden sei es

gewiß lieb, in dieser ernsten Stunde ein Wort des Evangeliums zu hören. — Im übrigen habe ich gerade bei den Haustaufen und Haustrauungen, wo ich oft nachher zu einer Tasse Kaffee geladen wurde, manche Tischgespräche mit den Gästen haben können, die ich im Raum der Kirche nie erreicht hätte. Aber diese unverbindlichen Gespräche genügten mir nicht. Mein Ziel war, wenigstens einmal im Jahr Gelegenheit zu haben, an einem öffentlichen Ort den Kirchengegnern zu begegnen. An zwei etwas militante Erlebnisse jener Zeit denke ich zurück.

Als der Evangelist Hölzel, der frühere Berliner Pfarrer, von uns zu einer Evangelisation geladen wurde, bat er, die Evangelisation durch drei öffentliche Ausspracheabende in neutralen Räumen einleiten zu dürfen. Es war gelungen, für den ersten Abend den Saal des Gewerkschaftshauses zu mieten. Hölzel sprach recht scharf und angriffig. In die Diskussion griffen vor allem die Kommunisten ein. Leider war der von uns eingesetzte Ausspracheleiter recht unbeholfen. Es kam zu sehr turbulenten Szenen. Während ich auf der Tribüne war, drang eine Gruppe meist älterer Frauen vor das Podium und drohte mit der Faust. Die Situation wurde so brenzlich, daß ich mich schon nach dem Notausgang umschaute; doch ging zuletzt alles harmlos aus. Ja, ein führender Jungsozialist stieg auf das Podium und entschuldigte sich bei uns, daß wir so angepöbelt wurden.

Viel wirksamer und vielleicht auch folgenreicher war eine andere Aktion. Der Lokalredakteur des »Volksboten« hatte einen großen Zorn auf Kirche und Pastoren. Es muß zugegeben werden, daß wir viel Angriffsflächen boten. Die Kirche ging eben mit dem Bürgertum. Als einmal die Bemerkung in der Zeitung stand, es gäbe keine Gemeinheit, zu der sich nicht auch ein Pastor als Helfer fände, da ging mir der Hut hoch. Ich meinte, nicht schweigen zu dürfen, und schrieb einen heftigen Brief. Jener Redakteur schlug kräftig zurück. Seine Zeitung erschien mit dicker Schlagzeile: »Pastoren im Dienste des Kapitals« — darunter fett gedruckt: »Pastor Brandenburg und der Volksbote«. Da waren zuerst Schauergeschichten aus der »chronique scandaleuse« berichtet, die gar nichts mit meinem Fall zu tun hatten. Sie sollten nur die nötige Entrüstungsstimmung hervorrufen. Dann wurde ich durchgehechelt. Die Sache hat mir eigentlich Spaß gemacht. Ich war jung genug, um das Abenteuer zu schätzen. Ich steckte diese Nummer des Volksboten in meine Tasche und las daraus bei meinen Hausbesuchen vor. Sie sollten doch wissen, was für einen bösen Pastor sie hätten.

Doch nun nahm die Angelegenheit eine ernstere Wendung. Eines Tages erhielt ich den Besuch des politischen Redakteurs der Zeitung, Dr. Solmitz. Er fühlte sich zwar nicht verantwortlich für die Ergüsse des Lokalredakteurs, wußte sich aber doch als sein Kollege. In ruhiger, sachlicher Weise erklärte er: »Warum wollen wir uns in der Presse schelten und beschimpfen? Wäre es nicht besser, wir suchten unsere Meinungsverschiedenheiten in einer öffentlichen Disputation zum Ausdruck zu bringen?« Ich horchte auf. Wir wurden uns bald einig. Da es bei jener Kontroverse um die »Kriegshetze« der Kirche ging, schlug Dr. Solmitz vor, wir wollten uns im Rahmen der Friedensgesellschaft begegnen. Der große Theatersaal wurde gemietet. Ich sollte das Referat über »Kirche und Krieg« übernehmen. Er wolle einen Korreferenten stellen. Eine freie Aussprache sollte folgen. Ich bin gewiß nicht ohne Furcht in die Arena gestiegen, hatte aber die Getreuen in der Gemeinde zu kräftiger Fürbitte aufgerufen. Denn diese Begegnung mit viel Gegnern der Kirche konnte Bedeutung bekommen, wenn es gelang, in Begriffen und Ausdrücken, die den Hörern geläufig waren, Brücken zur Christusbotschaft zu schlagen. Eine kleine Anzahl meiner Freunde kam mit mir und griff in die Debatte ein. Die Mehrzahl der Zuhörer gehörte zu denen, die gerne erleben wollten, wie ich ins Unrecht gesetzt wurde.

Es ging dank Gottes spürbarer Hilfe gut. Ich selbst wußte mich als Kriegsgegner, fühlte mich aber fremd unter denen, die alles vom gutwilligen Menschen erwarteten. Ich sagte offen, daß ich meine Kinder vom Kriegsspiel zurückhielt. Sie hätten es aber bei ihren Schulkameraden gelernt. Und das waren fast ausnahmslos Kinder sozialistischer Arbeiter. Es sei eben viel leichter, bei Straßendemonstrationen Schilder zu tragen, auf denen zu lesen sei: »Nie wieder Krieg!« — als im eigenen Hause Frieden zu halten. Ich käme in viele, sehr viele Familien und sähe, daß Mann und Frau oder Eltern und Kinder Krieg miteinander führten. Nur Friedensmenschen könnten Frieden halten. Darum sei das Kernproblem die Frage: Wie werde ich ein Friedensmensch? Bei der Antwort auf diese Frage könnten wir aber an Jesus nicht vorübergehen. Das war etwa mein Gedankengang.

Es war gewiß mein Glück, daß die Gegner einen sehr harmlosen Korreferenten gestellt hatten. Er erzählte, wie er an einem Vorfrühlingstag in den Bergen gewesen sei. Überall lag noch Schnee. Aber unter den Bäumen sei er weggeschmolzen, und hier und da wären schon Frühlingsblumen hindurchgekommen. Das sei ihm ein Bild der Menschheit geworden. Es herrsche noch Frost auf der Welt, aber hie

und da melde sich schon ein Menschheitsfrühling, der bald zum Siege kommen werde. Dann würden alle Kriege aufhören.

Die Antwort auf diesen kindlichen Erguß wurde mir nicht schwer. Wir hatten ein verschiedenes Menschenbild. Ich wußte von der Macht der Sünde im Menschenleben. Er kannte nur falsche Erziehung. Welches Bild realistischer war, das zu beurteilen, überließ ich meinen Zuhörern.

Nach dieser öffentlichen Diskussion saß ich mit Dr. Solmitz im Café beim Genuß einer entspannenden Tasse Kaffee. Wir hatten uns eigentlich jetzt richtig gefunden. Sein Bedauern über das schwache Korreferat verschwieg er mir nicht. Ich glaube, daß er mir im Tiefsten recht gab. Wir haben uns noch einige Male getroffen, auch mit seiner aufrechten Frau. Er war durch die Jugendbewegung gegangen. Das schuf manche Brücken des Verständnisses. Dr. Solmitz ist eines der unzähligen Opfer der N.S.-Verirrung geworden. Er fand seinen Tod im Lager Neuengamme bei Hamburg.

Eine ganz andere Aufgabe stellte uns die öffentliche Prostitution in Lübeck. Von der Berliner Nachtmissionsarbeit her war mir diese Not, waren mir aber auch die Wege zur Hilfe bekannt. Wie in vielen Hafenstädten gab es auch in Lübeck eine Straße, in der von der Stadt konzessionierte Häuser der Schande waren. Schon die Tatsache, daß die Regierung solche Institutionen nicht nur duldet, sondern sogar einrichtet, schuf dem christlichen Gewissen ein hartes Ärgernis. Die staatlich konzessionierte Prostitution ist eines der auffallendsten Beispiele dafür, daß es nicht gelungen ist, innerhalb einer sich christlich nennenden Kultur dem christlichen Ethos Raum und Recht zu geben. Ich hatte mich genügend mit der Rechtslage und allen Folgerungen beschäftigen müssen, um für unsern Kampf eine sturmreife Position zu bekommen.

Wichtig war mir, daß der Kampf mit dieser ganzen häßlichen Sache seine Wurzel in unserer Matthäugemeinschaft hatte. In Gesprächen und Gebeten zeigte es sich wiederholt, daß viele im Gewissen beschwert waren, weil wir zu diesen Zuständen schwiegen. Zu meiner Freude hatten gerade einige Frauen der Gemeinschaft ein Gefühl für die schwesterliche Verantwortung an den Opfern der Prostitution. Es wurde viel um diese Sache gebetet.

In zwei Richtungen gingen unsere Bemühungen. Zuerst suchten wir mehrere Jahre hindurch durch einen Vortrag im Laufe des Winters die Gewissen der Lübecker Bürger zu wecken. So riefen wir einen Arzt aus Sachsen, der ein glaubender Christ war und die Not genug

kannte, um ein gutes und gezieltes Wort zu sagen. Er sprach vom Gewissen her und als Arzt von der Hygiene her. Wir hatten Lehrer, Erzieher, Sozialbeamte, Pastore eingeladen. Es gab eine gute Aussprache. Jedesmal stellte sich übrigens heraus, daß auch die Wirte jener Häuser Beobachter in unsere Versammlungen geschickt hatten. Ich hatte einige Mühe, sie hinauszuxpedieren.

Zweitens aber lief neben dieser Flucht in die Öffentlichkeit, der wir unsere Proteste und Beschlußfassungen bekannt machten, eine stille verborgene Arbeit, von der nichts an die Öffentlichkeit kam. Einige unserer älteren Frauen wußten sich gerufen, die Mädchen jener Häuser zu besuchen, um ihnen die Schwesterhand zu geben. Dieser riskante Weg wurde von viel Gebet begleitet. Es gelang, bei wiederholten Besuchen persönliche Verbindungen herzustellen. Einige Mädchen kamen sogar zu einer Kaffeestunde zu einer kinderlosen Frau. Man frage bei solchen Bemühungen nicht nach sichtbaren Erfolgen! Es bedeutet etwas, wenn solchen »Erniedrigten und Beleidigten«, wie Dostojewski sie nennt, einfach die Liebe begegnet — ohne Belastung durch Moralpredigten, aber doch mit der Verheißung: Es gibt einen Weg aus dem Sumpf.

In den letzten Jahren meines Lübecker Aufenthalts hat dann gerade diese Arbeit eine sehr greifbare Frucht gezeitigt. Als ich einmal in Sachen unseres Kampfes einen Regierungsrat im Polizeiamt aufsuchte, der in der ganzen Angelegenheit Einfluß hatte, kamen wir in ein fruchtbares Gespräch. Zwar gehörte er zu denen, die jene Institutionen als notwendiges Übel für berechtigt hielten. Ich war und blieb überzeugt, daß er Unrecht hatte. Der Zusammenhang der Verbrecherwelt mit der Welt der Prostitution, die Illusion, daß hier Infektionen verhindert werden könnten, die verführerische Macht in der Öffentlichkeit — dieses und vieles andere wird von denen unterschätzt, die die Kasernierung empfehlen. Nun, wir haben ganz offen miteinander gesprochen. Zuletzt sagte jener Herr: »Wenn Sie etwas in dieser Sache tun wollen, so schaffen Sie doch ein Heim für solche Mädchen, die aus diesem elenden Dasein herauswollen. Erst neulich suchte ich vergeblich nach einer Unterbringungsmöglichkeit.«

Das war ein unüberhörbarer Alarmruf. Ich besprach mich mit meinen Getreuen, und wir baten Gott dringend um eine Wegweisung. Und nun ging es wie damals bei den Leviten, die die Bundeslade durch den Jordan trugen. Der Jordan gab erst dann eine Furt frei, als sie einen Schritt ins Wasser wagten. So galt es auch für uns, einfach loszumarschieren und auf kein Hindernis zu achten.

In jenen Tagen hatte ich mit einem Hypothekensmakler zu tun, da wir eine Hypothek für ein zu erbauendes Jugendheim brauchten. Im Laufe des Gespräches fragte ich ihn: »Vermitteln Sie auch Häuser?« — »Ja, gelegentlich.« — »Ich brauche ein alleinstehendes Haus, nicht zu weit vom Bahnhof, aber auch nicht zu weit vom Innern der Stadt und den Behörden. Möglichst an einer stillen Straße, wo nicht so viel Laufverkehr ist. Es sollte etwas Garten dabei sein, aber möglichst keine Nachbarn.« Der Mann lachte: »Halten Sie an! Was denken Sie sich? Ich habe zur Zeit ohnehin nur ein Haus bei der Hand.« Ich fragte gleich: »Wo?« Wir fuhren sofort hin und — es war genau das Haus, das wir brauchten. Wieder begegnete mir Gott handgreiflich. Ich mußte wieder staunen. Es handelte sich um eine ehemalige Direktorenvilla auf einem früheren Holzplatz an der Obertrave. Kaum zehn Minuten vom Bahnhof und noch näher zum Zentrum der Stadt. Der Holzplatz war aufgeteilt. Auf der einen Seite war ein menschenleerer Kohlenplatz, auf der anderen — eine Bootswerft. Ein kleiner Vorgarten, nach hinten ein Gärtchen mit kleiner Gartenlaube und sogar ein Landesteg für ein Boot — also direkt an der Trave. Ein wundervoller Blick auf die Domtürme und die malerischen Häuser an der Obertrave. Gegenüber der Straße — die Wallanlagen. Einfach wundervoll!

Ich ließ mir bei der Besichtigung nicht anmerken, wie praktisch das Haus für meine Zwecke war, und fragte nach dem Preis. Zwanzigtausend Mark! Ich hatte zwar keine einzige, aber ich meinte, doch etwas abhandeln zu müssen. Wir einigten uns auf neunzehntausend. Ich sagte: »Ich will Ihnen neuntausend Mark in bar zahlen, wenn der Rest als zweite Hypothek auf dem Hause bleibt.« Es war ein toller Vorschlag, denn die zweite Hypothek ist kein guter Platz für über die Hälfte des Kaufpreises. Aber in jenen Jahren der wirtschaftlichen Depression war das Geld so rar, daß meine neuntausend Mark in bar ein verlockendes Angebot waren. Wir wurden einig, und ich versprach, in Kürze wiederzukommen. Hier muß ich hinzufügen, daß ich in dieser so leichtsinnig scheinenden Sache mir die Bundesgenossenschaft von Pastor Bode, dem reformierten Pastor und Vorsitzenden des »Evangelischen Verbandes für die weibliche Jugend«, gesichert hatte. In seiner Gegenwart wurde ich unternehmungslustig.

Es fehlten mir also »nur« neuntausend Mark — dann war ich Hausbesitzer! Mein nächster Gang war zur Landesversicherung. Ihr Präsident war mir neulich aufgefallen bei einer Versammlung des Bundes religiöser Sozialisten, zu der ich eingeladen war, ohne Mitglied des

Bundes zu sein. Ich wußte, die Landesversicherung hatte Geld, und sie sollte es für das Gesundheitswesen verwenden. Ich hielt nun dem freundlichen Präsidenten eine Rede: Jene tolerierten Häuser würden bald geschlossen werden, da wir mit dem Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu rechnen hätten. Die Gefahr bestehe bei uns in Lübeck, daß die Insassinnen sich über die Stadt ausbreiteten. Wir müßten auf jeden Fall Vorsorge schaffen, und ein Heim sei darum dringend nötig. Ich brauchte gar nicht so sehr redselig zu sein. Ich verließ das Haus mit einem Scheck über neuntausend Mark. Das Geld wurde als erste Hypothek auf das Grundstück eingetragen.

Das Haus war also da. Aber noch hatten wir keinen Tisch, keinen Stuhl, kein Bett. Ich habe es dem damaligen Jugendpastor Jensen, dem späteren Direktor der Alsterdorfer Anstalten in Hamburg, zu danken, daß wir durch seine Vermittlung vom Zentralausschuß für Innere Mission in Berlin fünftausend Mark für die Einrichtung des Hauses geliehen bekamen. Wir kauften mit dem Gelde gute gebrauchte Möbel, die einst die französische Besatzung im Rheinland aus Direktorenvillen requiriert hatte. Wie gut paßten sie in unsere Direktorenvilla!

Aber auch das reichte noch nicht aus. Es mußten ja eine Hausmutter und weitere Mitarbeiterinnen gewonnen werden. Ein Satz von wenigstens zweihundert Mark monatlich als Betriebskosten war auch für damalige Zeit gewiß reichlich bescheiden. Sollte wieder ein Verein gegründet werden? Gerade damals wurde mir wichtig, daß an die Stelle der vielen Vereine die Gemeinde zu treten habe. Durch Dienst und Verantwortung wird eine Gemeinde belebt. Ich wollte die ganze Kirche Lübecks für dieses Heim verantwortlich machen. Aber ich wollte kein Geld aus den Kirchensteuern haben, die durch die Drohung mit dem Gerichtsvollzieher eingezogen werden. Hatten wir erst die warmen opfernden Herzen der Gemeindeglieder, so würde das Geld gewiß nicht fehlen. Dazu wollte ich eine öffentliche Versammlung halten. Ich ging zu unserem Senior, als dem leitenden Pastor der Lübecker Kirche, legte ihm meinen Plan vor und bat ihn, die Sache in die Hand zu nehmen. Dazu hielt er sich außerstande. Doch war er bei der Versammlung dabei, ließ mich aber Wortführer sein. Ich hielt einen gründlichen Vortrag, in dem ich alle Probleme dieses heiklen Themas entfaltete und zum Schluß zeigte, wie wir helfen wollten. Auch bat ich um monatliche Beiträge. Ich meinte, es müßte nicht schwer sein, in der Stadt Lübeck mit über hunderttausend evangelischen Einwohnern zweihundert Geber zu finden, die mir monatlich

eine Mark geben. Aber es war doch nicht so einfach, auch wenn ich oft beschämt wurde. Eine verwitwete Fabrikarbeiterin aus unserer Gemeinschaft brachte mir zwanzig Mark monatlich. Ich wollte sie zuerst nicht annehmen, aber sie wurde energisch. Wie sie taten es eine Reihe anderer Glieder unserer Matthäigemeinde. Als wir im Jahr 1952 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Heims feierten, wies die Hausmutter, Schwester Hanna Barmeier, auf eine Lehrerin. Sie hatte durch all die Jahre hindurch monatlich zwanzig Mark gebracht. Wer gut rechnen kann, mag ausrechnen, wieviel diese eine Geberin mit Zins und Zinseszins gebracht hatte.

Das Diakonissenmutterhaus Salem in Berlin-Lichtenrade stellte uns gleich zum Anfang zwei sehr tüchtige Schwestern! Später wurden es mehr. Durch die Arbeit dieser Diakonissen wurden nicht nur im Laufe der Jahre alle Schulden des Hauses abgedeckt, sondern auch wesentliche Umbauten und Reparaturen ausgeführt.

Es scheint mir ein Wunder zu sein, daß die Matthäigemeinschaft fast zur gleichen Zeit, in der sich viele Glieder für das Zufluchtsheim einsetzten, auch noch ein Jugendheim baute. Wie arm waren doch unsere Leute! Viele Erwerblose waren unter uns, dazu auch Rentner.

Es ist kein gutes Zeichen, daß bis in die zwanziger Jahre des Jahrhunderts die lutherische Kirche Lübecks neben den Kirchen nur kleine Konfirmandensäle und keine größeren Gemeindesäle besaß. An einen Saalbau durften wir zwar nicht denken. Dagegen fehlten uns dringend Räume für die Jugendarbeit. Unsere Kreuzjugend hauste eine Zeitlang auf dem Boden (anderswo sagt man Speicher oder Bühne) über dem Konfirmandensaal. Nach vielen Beratungen beschloß der Brüdererrat, ein Jugendheim zu bauen, dem in besseren Zeiten ein Saal angebaut werden konnte. Nun fehlte nur noch der »nervus rerum«, das Geld. Deutlich bahnte Gott den Weg. Wiederholt haben wir bedauert, daß wir die vielfältigen Gebetserhörungen und Glaubenserfahrungen nicht in ein Tagebuch schrieben. Es fehlte einfach die Zeit. Aber es gab eine Kette der erstaunlichsten Erlebnisse. Außer dem schuldenfreien Grundstück besaßen wir nichts. Man wird mich auslachen, wenn ich zu erzählen anfangе, was wir taten. Am Tage nach unserem Baubeschluß ging ich in den Laden drüben und kaufte eine erhebliche Menge Meter schmalen buntfarbigen Seidenbandes. Diese brachte ich zu dem mir väterlich zugetanen Druckereibesitzer Groth und bat ihn, in Abständen kurze von mir gewählte Bibelworte darauf zu drucken: »Betet ohne Unterlaß«, »Sorget nichts«, »Glaube nur«, »Seid allezeit fröhlich« usw. Als kurze Bänder eigneten sie sich

als Buchzeichen in der Bibel. Die Konfirmanden vertrieben diese Bausteine zu fünfzig Pfennig das Stück in der Gemeinde. Auch druckten wir Postkarten für zwanzig und dreißig Pfennige. Der bekannte Lübecker Maler Alfred Mahlau schenkte uns eine nette Federskizze, die wir dazu benutzten. Daneben gingen manche Gaben und wirkliche Opfer ein. Es ist ja bekannt, daß konkrete Aufgaben den Opfersinn wecken. Wir verachteten auch nicht das geringste Scherflein. Eines Tages kam mir ein weiterer Gedanke. Um auch kleinste Darlehen annehmen zu können, wollte ich eine Sparkasse gründen. Kleine Sparbücher waren schnell gedruckt. Vor jeder Bibelstunde, wo im Konfirmandensaal ohnehin die Bücherausgabe unserer neu entstandenen Bücherei stattfand, wurden Sparbeträge angenommen und in den Sparbüchern quittiert. Die Verzinsung sollte zum üblichen Zinsfuß der Sparkassen stattfinden, falls nicht ausdrücklich darauf verzichtet wurde. Die Rückzahlung sollte erst nach einer Frist von etwa zehn Jahren beginnen, falls nicht besondere Notstände vorlagen. Es sollten dann alljährlich die einzelnen Sparer ausgelost werden. Unsere Matthäuleute hatten richtige Freude an dieser Einrichtung. Es kam nun soviel bares Geld zusammen, daß wir zu bauen anfangen konnten. Dabei gab es einen Wettlauf zwischen dem Bau und der Kasse. Diese war natürlich meist leer. Es gab Tage, wo der Baumeister, der leider nicht aus unserer Gemeinde war, am Telefon recht ungemütlich wurde, wenn ich ihn in sanftesten Tönen zu trösten suchte. Es ging durch mancherlei Gedränge und Ängste. Wir hatten oft Grund, sehr stürmisch zu beten. Aber Gott gab Gelingen.

Wir haben bei allerhand Gelegenheit ein Fest gefeiert: die Grundsteinlegung, das Richtfest, die Einweihung. Täglich sah man alte Mütterchen und auch Jugend zu dem Bau pilgern, um nachzusehen, wie weit »unser Haus« sei. Daß der junge Zimmermann, der beim Richtfest den selbstgedichteten Spruch sagte, in dem auch der Name Jesus vorkam, ein Konfirmand von mir war, machte mich froh und dankbar.

Etwa alle zwei Jahre lud die Matthäigemeinschaft zu einer Evangelisation oder Bibelwoche ein. Neben bekannten Evangelisten Pastor Hölzel, Pastor Schnepel, sein Mitarbeiter Max Walther, Prediger Nagel vom Evangelischen Allianzblatt, auch Direktor Friedrich Heitmüller aus Hamburg. Sein Dienst zeitigte in besonderer Weise sichtbare Frucht. Wer Heitmüller kannte, weiß, daß er eine deutliche Sprache führte und die Polemik nicht fürchtete. So sagte er auf der Kanzel auch ein angreifendes Wort gegen die liberale Theologie. Ein

anwesender Pastor nahm das nicht nur zum Anlaß, einen Presseartikel zu schreiben, sondern reichte auch beim Oberkirchenrat eine Klage ein, daß der kirchliche Friede gefährdet sei. Da ich für die Evangelisation verantwortlich war, hatte ich selbst gegenüber den Vorwürfen geradestehen. Die Situation wurde dadurch verschärft, daß das »Geistliche Ministerium« gegen meine Stimme in der gleichen Woche Vorträge durch einen bekannten liberalen Professor veranstaltete. Zu diesen Vorträgen sollte ich durch Kanzelabkündigung einladen. Ich tat es in der Form, daß ich den Redner und seine Themen mitteilte und hinzufügte, daß ich mich persönlich mit der Botschaft des Redners nicht identifizieren könnte und daher die Verantwortung für diese Vorträge ablehnte. Zudem hätten wir ja auch gleichzeitig die Evangelisationen durch Direktor Heitmüller.

Bei der nächsten Sitzung des Geistlichen Ministeriums erklärte ich offen, daß ich die Vorträge nicht empfahlen, sondern vor ihnen gewarnt hätte. Vielleicht war dieser Ausdruck nicht ganz dem entsprechend, was ich abgekündigt hatte, aber es lag mir daran, meinen Gegensatz offen zu betonen. Es gab einen ungeheuren Sturm unter den Herren Amtsbrüdern. Doch hoffte ich mit Recht, daß das Ministerium als solches zu Vorträgen nicht mehr einlüde. Dazu fehlte eben die innere Einhelligkeit.

Nach jener stürmischen Sitzung sagte mir beim Abschied der Senior ein ungnädiges, aber auch sehr unvorsichtiges Wort: »Wenn Sie so stehen, Herr Kollege, müssen Sie aus der Kirche austreten.« Ich machte eine schweigende Verbeugung, dachte aber im stillen: Wer ist wohl jetzt die Kirche? Die das biblische Evangelium bekennende Gemeinde — oder die rationalistischen Kritiker des Glaubens der Väter?

Ein andermal aber ist der Senior doch auf meine Seite getreten, was ich ihm, der in mir persönlich manche Sympathie erweckte, hoch anrechnete. Es war in der Theologischen Gesellschaft. Ich hatte ein Referat zu halten und dazu absichtlich ein »heißes Eisen«, den biblischen Gemeindebegriff, gewählt. Es ging mir um die Konkretisierung der Gemeinde gegen die platonisierende Idee einer unsichtbaren Kirche. In der Aussprache fragte ich daher: »Wenn Paulus heute einen Brief an die auserwählten Heiligen in Lübeck schriebe — was würde die Post wohl tun? Würde sie den Brief wohl abliefern oder ihn mit dem Vermerk zurücksenden: ›Adressat unbekannt verzogen?‹« Ein humorvoller »Kollege« sagte: »Dann geht der Brief an Prediger Clasen!« Das war der Leiter einer separatistischen Gemeinschaft. Ich protestierte: »Nein, der ginge an mich!« Es läßt sich denken, daß

viele Köpfe entrüstet geschüttelt wurden ob dieses hochmütigen Brandenburg. Nur der Senior lächelte und sagte überlegen: »Meine Herren Kollegen, ich glaube, in diesem Fall hat Kollege Brandenburg völlig recht.« Ich schlug kräftig in die Kerbe und sagte: »Ja, wenn Sie, meine Herren, sich durch die Anschrift des Apostels nicht getroffen fühlen, so beweisen Sie Ihren Unglauben!«

Nun darf es durchaus nicht so aussehen, als wenn ich in diesem notwendig gewordenen Kampf allein gestanden hätte. Der schon früher genannte »Bruderkreis«, der allmonatlich zusammentrat, wuchs in den letzten Jahren erfreulich. Ich konnte viel zulernen und blieb dankbar für manche »Schützenhilfe«.

In diesen acht Jahren in Lübeck ging es in meinem Familienleben durch unvergeßlich glückliche Zeiten, aber auch durch Tiefen, die alles irdische Glück für mich in Frage stellten. Zu unserem in Bethel geborenen Traugott wurden uns noch drei Kinder, Gertrud, Eberhard und Hans-Christian, geschenkt. Konnten wir uns im ersten Sommer auch keinen Ferienaufenthalt leisten, so war in den folgenden Jahren das nahe Niendorf an der Ostsee mit dem Kinderheim Nazareth unser aller Ferienparadies. Für kleine Kinder ist der Strand ein idealer Ferienort. Es lebte in Nazareth noch die Gründerin der Salemsschwesterschaft, die Altoberin Cäcilie Petersen. Diese originelle Frau, eine Seelsorgerin von Gottes Gnaden, hat uns beiden mit ihrer Freundschaft reich beschenkt. An unsern Kindern hatten wir einen großen Reichtum bekommen. Beim engen Zusammenleben mit der Gemeinde verloren die Kinder — wie meist Pastorenkinder — alle Scheu vor den Fremden. Als sie mit der Kinderpflegerin einst im benachbarten Blumenladen waren, ging es etwas lebhaft zu. Beim Abschied machte der Älteste eine Verbeugung und sagte entschuldigend: »Wir sind nämlich die kleinen Brandenburgs.« Das sollte alles erklären.

Als unser Jüngster von der Großmutter als etwa Dreijähriger mit in die Kirche genommen wurde, sah er voll Überraschung seinen Vater im Talar auf der Kanzel. In seiner Freude konnte er sich nicht enthalten, mit der Hand zu winken und laut zu rufen: »Huhu, Vati!« Was sollte ich anders tun als lächeln und zurückwinken? Die Gemeinde verstand es gut.

Auch außerhalb der Gemeinde hatten wir manche Freunde. Lic. Strasser in Marli jenseits der Wakenitz — also am andern Ende der Stadt — wurde Patenonkel unseres Dritten und meine Frau die Patin einer der Strassertöchter. Es gab eine herzliche Freundschaft. Als die Lan-

deskirche einen Landesjugendpfarrer berufen wollte, machte ich aus meinen Bedenken keinen Hehl. Bei der theologischen Haltung der Mehrheit mußte ich befürchten, daß dieser für unsere Jugendarbeit in Matthäi keine Hilfe sein würde. Die Gleichmacherei in den kirchlichen Arbeiten ist ohnehin eine Gefahr für jede Originalität der Gemeinden. Erst recht aber da, wo die Einhelligkeit der Botschaft fehlt. Ich war nicht überrascht, daß der Senior den neuen Jugendpastor Jensen vor dem bösen Pastor Brandenburg in St. Matthäi warnte. Man kann verstehen, in welcher Eiseskälte er bei uns seinen Antrittsbesuch machte! Um so beglückender aber war, daß wir in kurzer Zeit die beiderseitige Entdeckung machten, wie sehr wir in unserem Bekenntnis und in der Zielsetzung der Arbeit einig gingen. Pastor Jensen und seine Frau wurden in der Folgezeit unsere nahen Freunde, denen ich auch in der kommenden für mich schweren Zeit zu besonderem Dank verpflichtet wurde. Die Beiden kamen aus der Jugend- und Singebewegung. Sie öffneten uns aufs neue die Freude an der Natur. Für das Frühjahr 1926 ließen wir uns durch sie zu einer »großen Fahrt« zu Fuß durch den Schwarzwald anregen. Das waren wundervolle Wochen, obwohl es uns zuerst etwas sauer wurde, die vollgepackten Rucksäcke mit Wäsche und Kochtopf und allerlei bescheidenen Kulturartikeln auf dem Rücken über die Berge zu schleppen. Aber wir hatten allzu lange unser Fernweh unterdrücken müssen. Waren wir im Anfang unserer Ehe durch die Inflation kurz gehalten worden, so war auch nach der Einführung der Festmark unsere wirtschaftliche Stellung nicht viel besser geworden. Wir waren beide noch jung genug, um die Romantik solch einer Reise zu Fuß zu genießen. Wir besuchten zuerst das alte Heidelberger Schloß, fuhren dann bis Pforzheim und wanderten vierzehn Tage auf dem gut bezeichneten Höhenweg. Nach zwei Tagen Aufenthalt in Freiburg im Breisgau fuhren wir per Bahn nach Tübingen, wo meine alte Studentenu Mutter, Frau Stadtpfarrer Schweitzer, uns beide für vierzehn Tage aufnahm. Das waren köstliche Wochen. Ich zeigte meiner Frau alle Gassen und Winkel der schönen Stadt zwischen Neckar und Ammer. Wir hörten Kollegs bei Karl Heim und Adolf Schlatter. Den alten Herrn besuchten wir in seiner Wohnung in der Olgastraße und freuten uns, wie interessiert er sich über die Lübecker Arbeit berichten ließ. Er sagte: »In Lübeck war ich auch einmal und besuchte einen Pfarrer. Ich hatte den Eindruck, zwischen dem Pfarrhaus und der Gemeinde lag ein Ozean! Sorgen Sie dafür, daß es bei Ihnen nicht so ist!« Wir wanderten von Reutlingen über Pfullingen auf den Lichtenstein und waren

eines Abends auf der Wurmlinger Kapelle, um nachts heimzukehren, wenn die Brunnen so laut rauschen. Daß ich noch einmal Alt-Tübingen mit meiner Frau erleben durfte, war uns beiden ein großes Geschenk.

In Zwerenberg im Schwarzwald hatten wir bei unserer Wanderung im Pfarrhaus bei Pfarrer Kieser ein gastfreies Quartier gefunden. Als er uns eine Kirche zeigte, sagte Kieser in Gegenwart seines alten Kirchpflegers: »Zu meiner Gemeinde gehören sieben Dörfer. Ich kenne in den sieben Dörfern kein Haus, aus dem nicht sonntags wenigstens ein Glied der Familie zum Gottesdienst kommt. Und ich weiß in den sieben Dörfern kein Haus, in dem nicht täglich nach dem Mittagessen die Bibel auf den Tisch kommt und der Vater ein Kapitel aus der heiligen Schrift vorliest.« Wir waren vom Gehörten sehr bewegt und nahmen uns vor, in unserem Hause ebenso zu verfahren. Ich habe das nie bedauert. Wer aus der Quelle trinken kann, braucht kein Leitungswasser. Die Kinder waren nie gelangweilt. Gewiß lasen wir die Bibel in Auswahl, vor allem viel aus dem Alten Testament. Die Kinder durften selbst wählen: Joseph, Mose, Samuel, David oder Daniel? Beim Vorlesen gab ich fast nie ein Wort der Erklärung. Wohl aber durften die Kinder Fragen stellen oder ihre Bemerkungen machen. Da ging es oft lebhaft her. Vor allem erreichten wir, daß auf diese Weise unsere Kinder bald eine gute Bibelkenntnis und eine große Liebe zur Bibel hatten. Das ist für den werdenden Glauben viel wichtiger als noch so gut gemeinte Ermahnungen. Die biblische Geschichte selbst hat großen erziehenden Wert.

Wieviel Erinnerungen haften an diesen gemeinsamen kurzen täglichen Lesungen! Waren die Kinder ungezogen, so hieß es: »Heute wird keine Bibel gelesen!« Zwar gab es dann Tränen, aber heimlich freute sich ein Vaterherz, daß die Kinder um der Bibel willen weinten. Als wir einst das schreckliche Blutbad auf dem Karmel erlebten und viele hundert Baalspriester ihr Leben lassen mußten, sah ich die Kinder nur erschrocken an. Unsere Fünfjährige sagte mir beruhigend: »Ja, weißt Du, Vater, die wußten damals ja auch noch nichts vom Heiland.« Das leuchtete mir ein. Als die kluge Abigail, das Weib des heillosen Nabal, für den furchtbar erzürnten David und seine hungrigen Leute jene große Liebesgabensendung zusammenpackte — unter anderem viele hundert Rosinenkuchen und Feigenkuchen —, da hörten wir, wie unserem Eberhard, der eine erhebliche Erdenschwere hatte, das Wasser im Munde zusammenlief. Auch das war mir recht: die Kinder erkannten die Lebensnähe der Bibel.

Die Erinnerung an die reiche Frühjahrsreise wirft ein letztes helles Licht auf meine damals noch nicht sechsjährige Ehe. Nicht nur als Mutter meiner Kinder, sondern auch als geistliche Mitarbeiterin in der Gemeinde schien mir meine Frau unersetzlich. Sie sammelte einen Bibelkreis junger Frauen. Sie öffnete unser Pfarrhaus zu offenen Abenden für die Gemeindeglieder. Sie war mein lebendiges Gewissen. Und nicht das Geringste war, daß sie meine Predigten einer zwar liebevollen, aber strengen Kritik unterwarf. Ohne diesen Rückhalt wäre mein Dienst in Matthäi mir gar nicht denkbar erschienen.

Einen Monat nach der glücklichen Geburt unseres Jüngsten stellte sich eine leichte Nierenbeckenentzündung ein, und wenige Tage später verdunkelte sich das Gemüt meiner Frau. Die große Unruhe, die über sie kam, brachte die Nötigung ihrer Überführung in die Landesheilanstalt. Sie ist nie mehr zu mir und den Kindern zurückgekehrt.

Ich kann mit Worten nicht schildern, was die nächsten Wochen und Monate, in denen wir — meine Schwiegermutter und ich — zwischen Hoffnung und Enttäuschung schwankten, mir an innerer Erschütterung brachten. Zwischen all den Diensten in der Gemeinde, die ja nicht vernachlässigt werden durfte, radelte ich allwöchentlich hinaus in die Anstalt und erkannte die Schwere der Erkrankung je länger je mehr, die alle geistigen Brücken abbrach. Ich habe der treuen Matthäigemeinde zu danken, die mich mit einer Mauer des Gebetes umgab. Ich habe meinen Kindern zu danken, die mir in ihrer kindlichen Harmlosigkeit und Fröhlichkeit bewiesen, daß das Leben weitergeht, auch wenn Todesschatten auf unsern Weg fallen. Ich habe vor allem der Treue Gottes zu danken, die mir auch im schwersten Leid und in Tiefen, von denen ich bisher keine Ahnung hatte, nie fraglich wurde. An meiner eigenen Frömmigkeit ging in diesen Jahren viel zu Bruch. Es war eine Gerichtszeit, die mir viel eigene Untreue, Glaubensarmut und Unnüchternheit offenbarte. Aber ich bezeuge es voll Dank und Lob Gottes: Ich brauchte an meinem Herrn und Heiland nie irre zu werden!

Noch drei Jahre versuchte ich, meinen Dienst weiter zu tun. Dann erkannte ich, daß die Kraft nicht mehr ausreichte und der Widerstand der eigenen Nerven nachließ. Dennoch hätte ich meinen Posten nicht verlassen, wenn nicht der Ruf von außen gekommen wäre.

Im Sommer 1930 fragte mein Berliner Freund Erich Schnepel an, ob ich bereit sei, als Missionsinspektor der Stadtmission nach Berlin-Neukölln zu kommen. Ich sagte zuerst ab. Erst nach mehrfachem Zureden von seiten Schnepels und ernster innerer Prüfung glaubte ich,

hier einen Ruf Gottes zu hören, und erklärte mich bereit. In den Sommerferien fuhr ich zu meinen Eltern, die seit 1924 wieder in der alten Heimat lebten, nach Riga und stellte mich auf der Rückreise in Berlin dem Vorsitzenden der Stadtmission, Pastor D. Wilhelm Philipps, vor. Ich kam gern nach Berlin und bin bis heute mit Berlin verbunden geblieben.

Wenige Wochen später bin ich in Bethel zur Theologischen Woche. Während eines Vortrags wird an den Tisch von Pastor Fritz von Bodelschwingh ein Telegramm gebracht. Ich flüstere meinem Nachbarn zu: »Das ist für mich!« Gleich darauf ruft Bodelschwingh meinen Namen. Mein Vater ist unerwartet schwer erkrankt, ich werde in Riga erwartet. Über Berlin fahre ich direkt nach Riga und bleibe einige Wochen am Krankenlager, dessen Länge die Ärzte nicht bestimmen können. In Lübeck wartet man dringend auf meinen Umzug. Ich muß Abschied nehmen. Es ist, als ob in mir ein weiterer Lebensfaden zu reißen droht. Am Abend des Umzugs gerate ich in Berlin im Hause der Freien Jugend in eine übermütige Geburtstagsfeier der Hausmutter des Hospizes. Ich versuche, die Stimmung nicht zu stören, da kommt ein neues Telegramm: »Vater soeben eingeschlafen.« Zur Beredigung konnte ich nicht mehr in Riga sein. Der Anfang in Berlin in den trüben Novembertagen des Herbstes 1930 war sehr schwer.

VIII. Die Stadtmission ruft

Und doch hatte ich mich auf Berlin gefreut. Im Sommer 1915 hatte ich hier den Anker für mein stürmisches Leben gefunden. Die Stadtmission war meine geistliche Heimat. Einige Missionsinspektoren und Stadtmissionare kannte ich noch aus der Zeit von vor fünfzehn Jahren. Mit Erich Schnepel und sehr bald auch mit Hans Dannenbaum und Kurt Raeder, den benachbarten Missionsinspektoren, verband mich eine herzliche Freundschaft. Den Berliner, besonders den Kleinbürger und den Proletarier, liebte ich wegen seiner Schlagfertigkeit, seinem trockenen Humor, der eigentlich nie weh tat, und seiner Kinder- und Naturliebe.

Dennoch scheinen mir die knapp dreieinhalb Jahre meines Dienstes in der Stadtmission unfruchtbarer zu sein als die Zeit in Lübeck. Wie weit ich darin richtig urteile, weiß ich nicht. All unser Dienst vor Gott steht in seinem Gericht. Jetzt erst merkte ich, wie sehr mich die Umgebung in Lübeck getragen hatte. Die Gemeinde hatte meine Frau geliebt, unsere Familie in ihrem Wachsen gekannt, sie hatte mit mir getrauert und gebetet, gelitten und gehofft. Jetzt kamen wir unter Fremde. Man erzählt nicht leicht, was alles an Leid über einen gekommen ist. Dazu wohnten wir vier Treppen hoch über dem Kottbusser Damm, der verkehrsreichsten Straße im Süden der Stadt. U-Bahn, Straßenbahnen, Busse in nicht gezählten Linien fuhren an uns vorbei, erschütterten die Luft und lärmten. Der nahe Tempelhofer Flughafen sorgte dafür, daß der Himmel dröhnte. Nur einige wenige Stunden — etwa zwischen zwei und vier Uhr nachts — ruhte der Verkehr. Aber nun gab er andern Lärm: das Gejohle von Betrunknen, üble Prügeleien mit Zuhältern usw. Ich bin oft mit Schrecken erwacht und sah aus dem Fenster, wie draußen Leute liegen blieben. Was konnte ich aus der Vogelperspektive des vierten Stockes tun? Wehmütig dachte ich an die alte Zeit in der Nachtmission, wo ich noch Samariterdienst hatte tun können.

Es war schwer, mit den Kindern in die Natur oder auch nur in Gartenanlagen zu kommen. Nahm ich mir mal einen Nachmittag frei, so kamen wir im Winterhalbjahr vor dem Dunkelwerden mit der Straßenbahn höchstens bis zum Tiergarten, jenen einst schönen Anlagen zwischen dem Brandenburger Tor und Charlottenburg. Im Sommer langte es einige Male bis zum Treptower Stadtpark oder gar bis Grünaue an der Oberspreewald. Aber das waren Ausnahmen. Die Kinder verloren fast jede Verbindung mit der Natur. Ich kaufte ihnen ein paar weiße Mäuse, damit sie wenigstens in der Wohnung etwas Lebendiges beobachten konnten.

Alle vier Kinder besuchten zuerst die Grundschule in Neukölln. Der Älteste — beim Umzug acht Jahre — hatte von jung auf eine überraschende Gabe der Beobachtung. Ihm war alles interessant. So kam er an einem der ersten Schultage sehr angetan heim. Er hätte etwas Interessantes gehört. Ein Schulkamerad hätte zu ihm gesagt: »Traujott, Du bist die dümmste Jans, die auf Jottes Erdboden rumwackelt.« Er fand diesen Ausdruck originell. Als Traugott erst den weiten Schulweg ins Gymnasium zum »Grauen Kloster« in der Nähe des Alexanderplatzes hatte, ging er die dreiviertel Stunde gerne zu Fuß. Ich hatte es ihm geraten, weil ihm die Bewegung in der Luft gut

tat. Einmal bat er mich um meine Begleitung. Er wollte gern die Beobachtungen unterwegs mit mir teilen. Am Engelufer sollte ich einen verschneiten Baum bewundern, der ihm so gefiel. »Nur bei Regenwetter gehe ich durch die Dresdner Straße. Da ist ein Spielwarenladen, den ich mir so gerne ansehe.« Nun, heute war der beschneite Baum an der Reihe. Ich mußte einen Augenblick stillstehen, um ihn recht zu bewundern. In der Nähe der Klosterstraße kannte Traugott eine Abkürzung durch zwei Höfe. Auch diese wollte er mir zeigen. Im zweiten Hof sagte er plötzlich: »Jetzt müssen wir laufen! Hier kommt gewöhnlich der Hausmeister und schimpft fürchterlich.« Ja, das Leben in der Großstadt ist in jeder Hinsicht abwechslungsreich.

Ich freute mich, den Kindern das «klassische» Berlin zu zeigen — die Linden und den Lustgarten, das Schloß und die Museen. In die Bildergalerien ging ich gern mit ihnen. Die Kinder sollten sehen lernen. Das war ihnen später eine große Hilfe zum Verständnis der Bibel. Sie ist ein Buch zum Sehen und nicht in erster Linie zum Denken. Manch ein Künstler findet den Eingang ins Wort Gottes schneller als der abstrakte Denker.

Bei aller Verbundenheit, die ich von kleinauf für Berlin empfand, habe ich in den Neuköllner Jahren doch viel stärker unter der Einsamkeit gelitten. Zwar konnte ich mehrere Male im Jahre unsere Kranke in Bethel besuchen, wo sie inzwischen ihre Pflege gefunden hatte. Aber ihre Verdunkelung nahm zu, und das neue Erleben in der Stadtmission konnte ich nicht mit ihr teilen.

Von Anfang an strebte ich danach, aus der einseitigen Jungmännerarbeit zu einer Stadtmissionsgemeinde im Haus zu kommen. Ein größerer Familienkreis war schon vorhanden. Um auch die Arbeit unter jungen Mädchen aufzubauen, berief ich eine Stadtmissionarin. Ich fand sie in Fräulein Hanna Sterzel durch die Bibelstunde der Mädchen-Bibel-Kreise in Leipzig. Es gelang ihr, in kurzer Zeit eine blühende Mädchenarbeit aufzubauen. Neben diesem weiblichen Zweig waren die Wochenbibelstunde für jedermann und Evangelisationsvorträge der bewährte Weg zum Aufbau einer Gemeinde. Die Bibelstunde wurde bald gut besucht.

Eines Tages rief mich jemand telefonisch an: Ob und wann er mich sprechen könne. Wir verabredeten den folgenden Morgen neun Uhr. Pünktlich neun Uhr läutete es. Ich öffnete die Tür. »Ach, da sind Sie ja. Wir sprachen wohl gestern miteinander. Bitte, treten Sie näher, Herr Müller.« Aber der Eintretende winkt ab: »Ach, ich heiße ja gar nicht so! Hören Sie bitte!« Wir setzten uns hin, und ich hörte mir

seine Tragödie an. Als Besitzer eines kleinen Hotels in Norddeutschland war er auf die Handlungsreisenden und Vertreter als Gäste angewiesen. Diese aber blieben in den Jahren der wirtschaftlichen Depression aus. Und doch sollten Hypothekenzinsen und Steuern weiter bezahlt werden. Der Mann wurde unruhig, und schließlich verließen ihn die Nerven. Eines Nachts war er auf und davon. Er verließ seine Frau und das Geschäft und fuhr nach Hamburg in der Hoffnung, unter falschem Namen über das große Wasser zu kommen. »Aber wissen Sie, ich war zu dumm! Ich wußte gar nicht, wie man das macht.« — »Seien Sie dankbar für diese Dummheit«, sagte ich ihm. Als ihm der Boden in Hamburg zu heiß wurde, fuhr er nach Berlin und arbeitete hier unter falschem Namen in seinem alten Handwerk als Tischler. »Aber ich denke manchmal, die Leute sehen mich schief an. Sie merken gewiß, daß bei mir etwas nicht stimmt. Und ich fürchte, die Polizei ist mir auf den Hacken. Ach bitte, helfen Sie mir, daß ich wieder meinen richtigen Namen kriege!« Seine Erzählung bewegte mich. Unter falschem Namen! Ist das nicht unser aller Gefahr? Wollen wir nicht alle etwas anderes scheinen, als wir sind? Er hatte im Telefonbuch nach der Stadtmission gesucht und meinen Namen gefunden. Das Weitere ist kurz erzählt. Ich schrieb mir die nötigen Daten auf, bat um Geduld und lud ihn zu unserer Männerbibelstunde ein. Er kam, hatte nur die Bitte, nicht angedet zu werden. Dann blieb er weg, ehe meine Hilfsaktion zum Erfolg geführt hatte. Ich meinte schon, wieder von einer der vielen unglaublichen Gestalten genarrt worden zu sein. Aber ich irrte mich. Eines Tages kam ein Brief aus Mecklenburg mit einigen Dankeszeilen. Er war wieder daheim. Alles hatte sich eingerenkt. »Grüßen Sie die Männer aus der Bibelstunde. Es ging von ihnen ein gewisses Etwas aus, was mir das Vertrauen zu Gott und den Menschen wiedergab.« Das ist nur ein Beispiel von zahllosen Gesprächen mit Ratsuchenden.

Mit der Jugend im C.V.J.M. hatte ich unmittelbar nicht allzuviel zu tun. Sie hatte ihre Jugendsekretäre. Eine Jungmannschaft — etwa Siebzehn- bis Neunzehnjährige — erklärte zu Anfang geschlossen, mit mir überhaupt nicht arbeiten zu können, da ich ein zu hohes Gehalt bezöge! Ich wußte, daß unsere Bemühung, auch »klassenbewußte Proletarier« in unsere Kreise zu ziehen, nicht erfolglos war. Darum hatte ich schon damit gerechnet, daß ich es nicht mit einer frommen Lämmerherde zu tun haben würde. Aber über diesen Vorwurf mußte ich zuerst laut lachen. Ich hatte alle Mühe, meine Schulden los zu werden, und kämpfte damit, wie ich mit meinem bescheidenen Gehalt meinen

großen Haushalt von acht Personen bestreiten sollte. Der Konflikt mit der Jungmannschaft war schnell behoben. Ich lud sie alle zu einer Besprechung ein, legte ihnen meine Gehaltsverhältnisse und meine Ausgaben vor und fand ihr ganzes Vertrauen. »Ja, so viel müssen Sie haben! Aber wir hätten es auch gern!« war das Resümee. »Na, dann strengt euch mal an«, sagte ich. Wir hatten seitdem eine gute Kameradschaft. Ich lernte diese Neuköllner Jungen in ihrer Aufrichtigkeit und ihrer im Grunde sauberen Gesinnung lieben. Einige Male machte ich mit ihnen längere Wanderungen. Wie gerne denke ich an die feine Pfingstwanderung durch den Spreewald mit Bootfahrten durch die Kanäle, den Kirchgang mit den bunten schönen Wendentrachten, Baden in etwas trüben Gewässern und viel Gesang und Spiel.

Nach außen hielten wir die Tür weit auf. Wir luden zu Aussprachen ein. Es kamen die kommunistische Jugend, die Fichtejugend, sozialistische Kinderfreunde. Sie kamen, verhielten sich diszipliniert und fochten tapfer mit geistigen Waffen. Gewiß, bei diesen Diskussionen gab es selten positive Resultate. Aber ich lernte die Mentalität dieser Jugend kennen, die auf dem Arbeitsplatz das kleine Häufchen christlicher Jugend bedrängte. Es war schon wichtig, daß wir als Partner im Kampf anerkannt wurden. Und daß wir uns übten, sauber, gerecht und klug miteinander zu reden. Je und dann gab es ein echtes Christuszeugnis. Aber meist waren es Gefechte im Vorfeld. Wer weiß, wie meilenweit unsere marxistische Großstadtjugend von der Erkenntnis Gottes und Christi ist, wird die Notwendigkeit solcher Begegnungen verstehen. Nach Schluß begleiteten wir einander auf dem Heimweg. Da konnte noch manch gutes Wort unter vier Augen gesagt werden. »Na, Ihr habt Eure Sache heute recht gut vertreten. Aber weißt du, eines Tages werdet Ihr merken, daß da etwas doch nicht stimmt. Dann denk an diesen Abend, wo du junge Genossen hörtest, denen Jesus einen neuen Weg auftat! Gute Nacht!« Erst das Rowdytum der Nazi machte solche Begegnungen unmöglich.

Daß dieser Dienst nicht fruchtlos war, zeigt ein Beispiel. Mein schärfster Gegner war damals der Fritz. Seinen Familiennamen lasse ich fort, weil er noch viele Verwandte hat. Er war der Führer der Proletarischen Freidenker-Jugend. Ein junger begabter Arbeiter, erst Anfang zwanzig. Er kam auch in unser Vereinshaus und suchte Gespräche mit einzelnen. In der Debatte zeigte er, daß er in der Propaganda geschult war. Die Marxistische Literatur, einschließlich Lenin, war ihm bekannt. Er hatte die Sowjetunion besucht. Es war nicht einfach, ihm beizukommen. Er wußte, wie man den Christen antwortete

muß. Seltsam war, daß ich von Anfang an eine Sympathie für diesen sauberen und begeisterten Jungen hatte. Und doch standen wir uns oft wie indische Kampfahne gegenüber. Als wir uns einst auf einem Hochbahnhof trafen und ins Gespräch kamen, brach er schließlich mit dem Satz ab: »Du bist der gefährlichste Demagoge, dem ich begegnet bin.« Das war ein verborgenes Lob.

Es kam das böse Jahr 1933. Eines Tages läutet es an meiner Tür. Ich öffne. Ein junges Mädchen fragt, ob ich sie kenne. Sie sei doch die Braut vom Fritz, und sie möchte mich sprechen. Fritz war im »Bunker«, einem gefährlichen Arrestlokal. Aber er konnte ihr Nachricht zukommen lassen. Seine größte Sorge war die alte Mutter. Daß ihr doch ja nichts geschehen möge! Ja, ich hatte Fritz nicht falsch eintaxiert. Es ging ihm nicht zuerst um seine persönliche Freiheit. Es ging ihm um die Mutter. Und nun schrieb er der Braut: »Geh zu Hans Brandenburg! Er wird sich um unsere Mutter kümmern.« Das war der Anfang einer echten Freundschaft. Nein, zur Gestapo hätte ich keine Beziehungen, mußte ich dem darob etwas enttäuschten jungen Mädchen antworten. Was sollten wir tun? Eines könnten wir tun — wenn sie es wollte! —, wir könnten beten! Zuerst ein erstaunter Blick, dann ein Kopfnicken. Ich betete, aber auch sie faltete die Hände.

Wochen vergingen. Ich war in den Ferien bei meiner Mutter in Riga. Da kam eine Postkarte, von Fritz und Braut unterschrieben. Sie wanderten zu zweit durch die märkische Heide. Gott erhört Gebete. — Kaum war ich daheim, besuchte mich Fritz. Nicht nur einmal — jede Woche ein — zweimal. Wir sprachen uns unter vier Augen. Fritz war an seinem Atheismus längst unsicher geworden. Nicht erst durch mich. Er hatte aus Gesprächen älterer Gesinnungsgenossen gehört, daß auch ihnen die letzte Gewißheit fehlte, die ein junger Mensch sucht und will. Wenn sie auch nicht hundertprozentig sicher sind — vielleicht haben die Christen doch recht? Das nagte an ihm. Wie weit war seine bisherige Sicherheit nur krampfhaft festgehalten worden? Wie weit hatte der Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, ihn gehalten? Ich mußte zart und vorsichtig vorgehen, aber die Wahrheit von der Vergebung der Sünde durch Jesus durfte ich nicht verschweigen. Oft war es meinem Gegenüber zu viel. Dann lief er fort. Aber spätestens in vierzehn Tagen war er wieder da. »Eines will ich gleich sagen: in die Kirche trete ich nie ein!« — »Darum geht es hier gar nicht! Das ist mir auch gleichgültig. Hier geht es um Jesus und um nichts anderes.« — Eines Tages zog Fritz ein kleines Neues Testament aus der Tasche. Fast hätte ich aufgeschrien vor Freude. Aber ich hielt an mich. Doch

heimlich jubelte ich: Ist es so weit, daß Fritz sich selbst ein Neues Testament besorgt, dann ist der Sieg nicht weit. Zu meiner Überraschung trat Fritz doch in die Kirche ein. Ich habe dann ihn und seine Braut getraut. Was war das für eine Stunde, als ich ihm am Karfreitag 1934 am Altar der Stadtmissionskirche das heilige Abendmahl gab! Es gibt Höhepunkte, zu denen die Gedanken gerne zurückkehren.

Wir beide wurden Brüder. Als es einen Massenprozeß gegen Kommunisten gab, war Fritz auf der Anklagebank. Ich trat als Zeuge auf. »Woher wissen Sie denn, daß der Angeklagte nicht heuchelt«, schnarrte mich der Staatsanwalt an. Ich sagte: »Herr Staatsanwalt, für meinen Freund lege ich meine Hand ins Feuer.« Fritz wurde freigesprochen. Aus Freude und Übermut ließ er in seinem Schlußwort seiner Berliner Zunge so sehr den freien Lauf, daß er wegen Frechheit vor Gericht vierzehn Tage aufgebremmt bekam. Ich lachte ihn aus und sagte: »Das geschieht dir recht.« Aber er kam unter die Amnestie, die Lappalien straflos ließ. Er erlebte Tag für Tag, wie sein Herr ihn führte. Durch seine Schuld war sein Schwager belastet und kam in das gefürchtete Kolumbia-Haus, ein städtisches K.Z. Fritz kam und bat, ich sollte für den Schwager zur Gestapo gehen. Inzwischen hatte der Terror eingesetzt, und ich fürchtete mich. Ja, ich fürchtete mich sehr — nicht ohne daß ich mich schämte. Ich ging dann doch hin, wurde aber gar nicht hinein gelassen. Nun war ich froh — in meiner Feigheit. Hatte ich nicht getan, was ich tun konnte? Einige Tage später kam eine Karte von Fritz: Morgen sei seines Schwagers Geburtstag, ich sollte doch noch einen Versuch machen. Wie lag diese Postkarte als Last auf mir! Ich machte es buchstäblich wie der König Hiskia mit jenem Brief, der ihn aufregte. Man lese 2. Kön. 19, 14—15! Gottes Antwort war peinlich eindeutig: »Geh!« Und ich ging mit viel Herzklopfen. Diesmal kam ich in die Höhle des Löwen. Ach, es ist erstaunlich, was Gott auf das Gebet der Seinen tut! Obwohl ich ein paar Stunden in dem gefürchteten Hause war, wurde ich nicht mal nach meinem Ausweis gefragt! Lange saß ich dabei, während Verhöre stattfanden. Die armen Kerle sollen später behauptet haben, meine Gegenwart hätte sie vor Mißhandlungen geschützt. Man holte den Schwager, und ich durfte mit ihm sprechen. Er wurde ganz überraschend freigelassen. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus und weiß heute noch nicht, wie das alles zusammenhing. Am Tage darauf war er mit seiner Frau bei mir. Ich habe später ihre Kinder getauft. Wir blieben in freundschaftlicher Verbindung.

Eines Tages kam Fritz zu mir: »Weißt du, mich quält noch etwas.«

— »Mensch, was kann dich denn noch quälen?« — »Ich habe seit Jahren meine alte Mutter und meine Geschwister mit ihren Ehegatten jeden Sonnabendabend in Gottlosigkeit geschult. Aber ich weiß wohl, was ich jetzt tun müßte.« — »Was denn?« — »Ich müßte ihnen jetzt von Jesus sagen! Aber ich weiß nicht, wie man's macht. Kannst du nicht mitkommen?« Ob ich gerne mitkam! Freilich: Wie es gemacht wird, wußte ich auch nicht gleich. Aber dann gab es ein unvergeßliches Treffen in einer kleinen Arbeiterwohnung nahe dem Görlitzer Bahnhof, wo Fritzens verheiratete Schwester im Hinterhaus wohnte. Sie hatte Kakao gekocht, und die blitzsaubere Wohnstube hatte genügend Sitzgelegenheiten, um zehn bis fünfzehn Personen aufzunehmen. Einen Augenblick dachte ich: Wenn jetzt die Gestapo erschiene, würde sie uns als heimliche Kommunistenversammlung ausheben. Der älteste Bruder wurde der Wortführer der Gegenpartei: »Mir scheint, Sie sind bloß hergekommen, um Menschen zu fangen!« Ich dachte: das fängt gut an! Aber ich wollte ganz offen sein: »Jawohl, nur darum! So gut mir der Kakao schmeckt, so könnte ich den auch zu Hause trinken!« — »Ja, wie denken Sie sich det eijentlich: Ick kann doch nich in de Luft beten!« — »Gewiß nicht! Sie haben schon lange genug in die Luft gedacht. Lassen Sie jetzt Gott zu Worte kommen.« Aber das war schon fast zuviel gesagt. Fritz kam mir zu Hilfe: »Du mußt doch merken, daß an dir gehandelt wird!« Das war das rechte Wort. Es gab dann gute Gespräche. Und im Laufe der Zeit gab es einen sichtbaren Einbruch des Evangeliums in die Welt der Gottesleugnung. Alle Einzelheiten lassen sich gar nicht erzählen. Als nach einigen Jahren die liebe, alte Mutter starb, stand der große Kinderkreis fast ohne Ausnahme betend an ihrem Grabe. Taufen wurden nachvollzogen. Der älteste Bruder ließ sich als erwachsener Mann noch nachträglich confirmieren. Das Wort »rumorte«.

Fritz besuchte kurze Zeit die Apologetische Zentrale in Spandau und wurde später ein gesegneter evangelischer Jugendführer in einer Gemeinde des Berliner Westens. Er hat auch meinen eigenen Kindern manch guten Dienst getan. Jener Direktor der Lufthansa, der aus Dankbarkeit für das, was Fritz seinem Jungen innerlich vermittelt hatte, ihm einen Freiflug nach Königsberg und zurück schenkte, ahnte nicht, daß er den ehemaligen Führer der kommunistischen Gottlosenjugend beschenkte. Fritz wurde später ein Opfer der Kämpfe um Berlin im Jahre 1945.

Im übrigen wurde ich als Missionsinspektor innerhalb und außerhalb der Stadtmission oft zu Evangelisationen und Bibelkursen ein-

geladen. Von Kirchgemeinden, Gemeinschaften und Jugendvereinigungen. Im Laufe der Jahre mögen es etwa dreißig Stellen gewesen sein, wo ich in der Großstadt, in der ich einst selbst den Ruf Jesu entscheidend gehört hatte, diesen Ruf meines Herrn weitergab. Das war der Dank, den ich Berlin darbrachte.

Eine der reichsten Arbeiten, die mich über meine Stadtmissionszeit hinaus beschäftigen und bewegen sollte, danke ich Erich Schnepel, der meine Berufung nach Berlin betrieben hatte. Ich wußte, daß er schon seit Jahren im großen Zuchthaus bei Brandenburg/Havel eine offene Tür für die Botschaft Jesu Christi hatte. Eines Tages bat er mich, ihn dorthin zu begleiten. Ich lernte von seiner freundlichen, fast kameradschaftlichen Art, mit den Strafgefangenen umzugehen. Und es wurde mir leicht, Ja zu sagen, als er mich auf dem Heimweg fragte, ob ich wohl bereit wäre, ihm diesen Dienst abzunehmen, da seine Arbeitslast im Berliner Osten im Wachsen war.

Seit der Nachtmissionsarbeit im Jahre 1915 und dem Dienst an den Alkoholikern in Lübeck hatte Gott in mein Leben einen Zug zum Elend gelegt. Nun tat ich hinter den Zuchthausmauern einen neuen Blick in die Tiefen menschlicher Schuld und schwerer Schicksale.

Mein Dienst war sehr viel leichter als der eines beamteten Straf-anstaltspfarrers. Ich kam nicht als Amtsperson, sondern als Freund und Berater. Ich brauchte keine Akten zu studieren und mich durch keinerlei Papierkrieg beschweren zu lassen. Ohne Zustimmung des Anstaltspfarrers und der sehr freundlichen Unterstützung des Oberdirektors wäre der Dienst gar nicht möglich gewesen. Die Straftassenenpflege der Stadtmission aber machte es dringend notwendig, die Fühlung mit den Gefangenen schon vor ihrer Entlassung zu suchen. Mein Dienst war rein missionarisch: den Männern in ihrer Einsamkeit sollte Ohr und Auge für Jesus und seine entscheidende Lebenshilfe aufgehen.

Schon am Sonnabendnachmittag traf ich in Brandenburg ein. Hier hatte ich rund zehn Jahre hindurch ein sehr freundliches Quartier beim Sohn jenes Mannes, der mir damals am ersten Mobilmachungstag 1914 so väterlich geholfen hatte, den Ausweisungsbefehl der Berliner Polizei rückgängig zu machen. Gegen Abend machte ich dann eine Anzahl Zellenbesuche und sammelte einen freiwilligen Bibelkreis der Strafgefangenen. Viel lag mir daran, daß die Wachbeamten mir geneigt waren. Denn sie hatten eine nicht geringe Mehrarbeit, wenn sie dreißig, vierzig, später bis achtzig Gefangene herausließen,

um sie nach anderthalb Stunden wieder einzuschließen. Mit wenigen Ausnahmen fand ich eine großartige Hilfsbereitschaft. Meist kamen die Hauptwachtmeister aus dem Unteroffiziersstand und hatten bis in die Zeit des N.S.-Regimes noch viel von der konservativ-kirchlichen Haltung des preußischen Heeres. Gerne kamen sie zum Anstaltsgottesdienst und brachten zu meinen Predigten auch ihre Frauen mit. Vor allem aber hatte ich in ihrer Mitte einen starken Bundesgenossen. Das war der Hauptwachtmeister Max Zacher, von dem ich im Scherz sagte: »Wenn es zehn Christen in Deutschland gäbe, dann ist Max Zacher einer von den Zehn.« Ausgerechnet dieser Hauptwachtmeister hatte meist den Dienst an der Pforte, wenn ich eintraf. Es war mir ein fast feierlicher Akt, wenn er mir »meinen« Schlüsselbund überreichte, mit dem ich alle Türen im Hause öffnen konnte. Wenn ich bedenke, daß ich dieses Vertrauen zehn Jahre lang bis zum Jahre 1941 — also weit in die N.S.-Zeit hinein — besaß, so komme ich wieder ins Staunen über diese Führung Gottes.

Später hat ein politischer Häftling der N.S.-Zeit im Wochenblatt »Christ und Welt« von seinen Erfahrungen im Zuchthaus berichtet. Er erwähnte auch meine Besuche und nannte mich als den geeigneten Leiter einer von ihm entworfenen Reform-Strafanstalt. Doch endet sein Artikel mit der pessimistischen Vermutung, ich sei gewiß selbst längst das Opfer des N.S.-Justizmordes geworden, da ich aus meiner Haltung nie ein Geheimnis gemacht hätte. Dieses Urteil überrascht mich, da ich selbstverständlich alle politischen Gespräche vermied. Es ist mir aber zugleich eine Genugtuung, daß die Gefangenen mich nicht als Vertreter des damaligen Regierungssystems ansahen. Meine Besuche fanden nicht durch ein Verbot ihr Ende, sondern durch die Sorge der neuen Anstaltspfarrer, sie könnten durch meine Besuche Unannehmlichkeiten haben. Ich hätte weiter auf der Kanzel predigen dürfen. Mir lag aber an den Einzelbesuchen in den Zellen. Diese aber wurden mir von da ab verwehrt.

Über den Verlauf und die Erlebnisse in dieser Arbeit habe ich nach ihrem Abschluß eine Niederschrift gemacht, die meinem Buch »Christus auch im Zuchthaus« zugrunde liegt. Auf dieses muß ich hier verweisen, da ich nicht den Raum habe, die vielen bunten Schicksale meiner Brüder im Zuchthausrock zu wiederholen. Nur wenige grundsätzliche Erkenntnisse möchte ich unterstreichen.

Die Zeit der Haft, die im Anfang meiner Arbeit sehr human geübt wurde, bringt viel Einsamkeit und damit Gelegenheit zu ungewohnter Stille. Wird diese Zeit zur Einkehr und Sammlung benutzt, so kann

sie von großem Segen sein. Aber in die Stille hinein sollte Gottes Wort sprechen. Ich brachte fast zu jedem Besuch einen Handkoffer voll Bibeln mit.

Weiter: Der Häftling — schuldig oder unschuldig — sollte in der Haftzeit eine echte Begegnung mit dem Glauben der Gemeinde Jesu haben. Meine Aufgabe war, daß ich wie ein Bruder zu Brüdern kam. Offenheit, Verständnis für die Lage des andern, Kameradschaft, ja Liebe Christi — das mußten sie an mir finden. Der Dienst war viel, viel leichter, als ich gefürchtet hatte, da die meisten für solch eine Begegnung offen waren. Gewiß zeigte sich die trennende Macht der Lüge auch hier. Um so wahrer mußte ich sein. Nicht zu jedem drang ich vor, aber meist war ich überrascht, wie schnell wir uns menschlich verstanden.

Gerne stand ich sonntags auf der Kanzel und sprach dann so schlicht und praktisch wie möglich von Jesus. Lieber hatte ich die zwei großen Bibelkreise, wo wir im Schulzimmer im großen Kreise beieinander saßen und nach Gesang und Gebet ein Bibelwort miteinander besprachen. Aber das Schönste waren doch die Zellenbesuche. Saß der von mir Gesuchte in einer Mehrmannzelle, so rief ich ihn auf den stillen Korridor heraus. Oft räumten mir auch die Wachtmeister ihre Dienststube zur Aussprache ein.

Bei diesen Gesprächen, bei denen ich nicht viel meiner kostbaren Zeit für Nebendinge verlieren wollte, hörte ich einige Male — aber nicht oft — eine ausführliche Beichte. Meist ging es um Bitten, die Angehörigen betreffend. Zwar hatte ich auf der Kanzel ausdrücklich betont, ich sei nur zu seelsorgerlichen Gesprächen bereit, aber ich konnte mich selbstverständlich solchen sozialen Anliegen nicht entziehen. Meist gelang es, das Gespräch auf das eine, was not ist, zu führen, dann schloß der Besuch mit einem kurzen Gebet.

Wollte ich Bruder sein, so mußte ich es auch außerhalb der Anstalt bleiben. Alle kannten meine Adresse. Ich erhielt von vielen Besuch und blieb mit ihnen in Verbindung. Auch meine Kinder nahmen an diesem meinem Dienst bewußt teil. Sie schlossen meine Arbeit treu in ihr Abendgebet ein. Darum war es auch gar kein Geheimnis, daß dieser oder jener Gast, der uns besuchte, aus dem Zuchthaus kam.

Mich selbst machte dieser Dienst dankbar und reich. Ich hatte zwar längst verlernt, die Menschen in gute und böse einzuteilen, aber die wunderbare Gewalt des Evangeliums, die Liebe Jesu zum Einsamen, zum Verirrten, zum Ratlosen wurde mir nach jedem Besuch größer. Ich denke heute noch in wirklicher Liebe an manchen, der einst ein

»schwerer Junge« war. Hier und da bekomme ich noch einen Brief oder einen Besuch von einem von ihnen.

Ohne mein Zutun und für mich völlig unerwartet wurde ich im Frühjahr 1933 vom Evangelischen Oberkirchenrat zu einer Generalkirchenvisitation des Bischofs Zänker nach Oberschlesien beordert. Die Generalsuperintendenten — später Bischöfe — der Kirchenprovinzen der preußischen Landeskirche veranstalteten in einem gewissen Turnus solche Visitationen, die mit großem Aufwand geschahen. Daß der E.O.K. ein Interesse an mir hatte, war für mich völlig überraschend. Ich ahnte auch nicht, daß damit irgendeine kirchliche Beförderung zusammenhängen könnte. Ich war vielmehr gespannt und ein wenig neugierig auf den Verlauf dieser mehrwöchigen Visitation und alles damit verbundene neue Erleben. Das Bilderbuch meines Lebens sollte ein paar bunte Blätter mehr bekommen.

Gegen Ende der Visitation teilte mir der Bischof mit, daß der Superintendent des Kreises Kreuzburg demnächst in den Ruhestand trete und er, der Bischof, die Absicht habe, mich zu seinem Nachfolger vorzuschlagen. Ich aber bat ihn, von dieser Absicht abzusehen. Wohl wußte ich inzwischen, daß der E.O.K. mit uns Teilnehmern seine Pläne habe. Mir lag aber an einem Pfarramt mehr als an einer Superintendentur im äußersten Osten Deutschlands mit all den Verwaltungsaufgaben, die mich nicht lockten. Ich dachte aber auch an meine vier schulpflichtigen mutterlosen Kinder, die ich nicht ohne Not noch einmal in eine andere Welt verpflanzen wollte. Als wenige Monate später auch hier der heftige Kirchenkampf entbrannte und sechs Jahre später der Krieg mit Polen begann, da habe ich Gott für seine bewahrende Hand gedankt. In Berlin wurde mir dann vom E.O.K. ein Pfarramt in Bad Sachsa im Südharz angeboten. Auch dieses lehnte ich ab, weil ich hoffte, in Berlin bleiben zu können. Da wurde mir befohlen, in einer Gemeinde am Rande der Stadt eine Predigt zu halten, wo mich der Dezernent des E.O.K. abhören wollte. Aber seltsam: der Herr Oberkirchenrat verfehlte seine Straßenbahn und war gar nicht anwesend! So fuhr ich in die Ferien nach Riga zu meiner Mutter. Heimgekehrt rief ich beim E.O.K. an, um zu hören, wie meine Sache stände. Nun vernahm ich per Telefon wörtlich folgende Fragen: »Sind Sie Parteimitglied? Sind Sie D.C.? Hier bei uns wird jetzt jede Entscheidung davon abhängig gemacht.« Ich verneinte, legte den Hörer auf und wußte, daß diese Tür für mich zugefallen war.

Ich mußte mich inzwischen nach einem neuen Arbeitsgebiet umsehen. Es drohte die Eingliederung der Evangelischen Jugend in die

Hitlerjugend. Die Stadtmission ging durch ernste Krisen. Mein Abgang war ihr nicht unlieb. Ein Zurück gab es daher für mich nicht mehr. Ich suchte nach einem Berliner Pfarramt. Als Mitglied des Pfarrernotbundes hatte ich unter den Berliner Pfarrern jetzt viele Bekannte. Schon seit längerer Zeit sammelten wir uns allwöchentlich im Pfarrhaus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche als »Jung-Reformatrische Bewegung« bei Pfarrer Jacobi, dem späteren Bischof von Oldenburg. Dieser hatte mir einmal einen interessanten Auftrag gegeben. Der eigentliche Kirchenkampf hatte noch nicht begonnen. Die sogenannten Deutschen Christen hatten ihr Inkognito noch nicht gelüftet. Es war nötig, über sie zu einem objektiven Urteil zu kommen. Jacobi bat mich, in meiner Wohnung in Neukölln als an einer neutralen Stelle zu einer orientierenden Aussprache mit den D.C. zu bitten. Es gelang mir, vier führende Männer der D.C. und drei Vertreter der Jungreformatrischen Bewegung einzuladen. Es ging uns nur um eine Orientierung. Von Jungreformatrischer Seite waren anwesend: Pfarrer Jacobi, Pfarrer Praetorius, Missionsinspektor Hans Dannenbaum und ich. Jacobi fragte den Leiter der D.C., wie er es mit seinem Gewissen vereinen könne, bei der Beerdigungsfeier eines ermordeten S.A.-Mannes zu sagen: »Er ist nun versammelt zum ewigen Sturm Horst Wessels.« Ohne zu erröten antwortete jener ganz naiv, man müsse doch etwas sagen, was die Anwesenden gerne hörten. Bei solchen Antworten war es nicht leicht, an sich zu halten. War ein weiteres Gespräch noch sinnvoll? Da fragte Dannenbaum in seiner geraden Art: »Aber Bruder N.N., Sie sind doch wohl auch der Meinung, daß wir die Buße zu predigen haben?« Der Sprecher von vorhin antwortete: »Nein, heute haben wir das Volk zu predigen.« Dannenbaum wurde sichtlich blaß. Jacobi aber fragte: »Woher wissen Sie denn das?« Antwort: »Das weiß ich von Gott.« Diese Selbstenthüllung flachen Schwarmgeistes war selbst einem älteren Vertreter der D.C., der dem alten Liberalismus entstammte und immerhin einen theologischen Ehrendoktor besaß, etwas viel. Denn er fügte erklärend und in der Meinung, dadurch seinen Parteigenossen vor einer peinlichen Blamage zu bewahren, hinzu: »Durch die Ereignisse!« Durch die politischen Ereignisse sollte also Gott das neue Evangelium vom Volk offenbart haben!! Wir brachen das Gespräch ab, denn wir wußten genug. Schmerzlich genug war es, daß es evangelische Theologen gab, die diese schwärmerische Irrlehre ernst nahmen. Der Weg nach »Barmen« zeichnete sich ab. Es wurde deutlich, daß es im Bekenntnis-kampf um die Fragen der Offenbarungsquelle gehen werde.

Eines Tages wurde ich von Pfarrer Asmus Christiansen vom Diakonissenhaus Salem-Lichtenrade in ein Café in der Nähe des Potsdamer Bahnhofs bestellt. Kaum saß ich bei einer Tasse Kaffee an seinem Tisch, als er schon recht unvermittelt sagte: »Bruder Brandenburg, Gott hat mir klar gezeigt, daß er Sie zum Mitarbeiter am Diakonissenhaus Salem bestimmt hat.« So schnell konnte ich dem von mir seit langem verehrten Pastor Christiansen, der fast dreißig Jahre älter war als ich, in seinen Gedanken nicht folgen. Mochte Gott ihm etwas klar gemacht haben, so hatte Gott mir diese Klarheit noch vor-enthalten. Ich brauchte Zeit. Ich bat mir also Bedenkzeit aus. Doch wenige Tage darauf nahm ich den Ruf ans Diakonissenhaus Salem an.

IX. Diakonissenpfarrer

Die Mutterhausdiakonie ist der großartige Versuch, der weiblichen Jugend eine ihr entsprechende Berufsmöglichkeit zu geben, ohne daß sie in die Härte des Berufskampfs hineingedrängt wird. Man könnte bedauern, daß die genossenschaftliche Organisation eines Mutterhauses nicht auch über den Rahmen der evangelischen Diakonie hinaus eine Erweiterung erfahren hat. Die Schwester, die sich einem Diakonissenhaus anschließt, bekommt kostenlos die Berufsausbildung, die ihren Gaben entspricht: als Krankenschwester, Kindergärtnerin, Sozialarbeiterin, auch als Buchhalterin, Verwaltungsangestellte, Köchin, Gärtnerin usw. Es gibt Diakonissen, die große Bauernhöfe leiten, andere, die Lehrerinnen werden, sogar ein akademisches Studium der Philologie oder der Medizin absolvieren. Die Diakonisse schließt keine Privatverträge und verhandelt nicht mit dem Arbeitgeber. Das tut das Mutterhaus für sie. Sie hat keinerlei Sorgen für Zeiten der Erwerbslosigkeit, der Krankheit und des Alters. In vielen Diakonissenhäusern wählen die Schwestern selbst nicht nur ihre Oberin, sondern auch den mehrköpfigen Verwaltungsvorstand und den leitenden Pastor oder Rektor. Allerdings stellt die Schwester ihre Arbeitskraft dem Mutterhaus voll zur Verfügung und fügt sich den Entscheidungen des Hausvorstandes bei der Übernahme einer Arbeit oder bei einer Ver-
setzung. Diese freiwillige Beschränkung der Selbstentscheidung bringt

ihr aber eine lebenslängliche Versorgung und einen familienhaften Anschluß an Gleichgesinnte. Ihr Verdienst fließt in die Gesamtkasse, aus der sie ein Taschengeld und Kleidung bekommt. Im übrigen hat sie freie Station.

Bei solch einer engen Arbeitsgemeinschaft auf genossenschaftlicher Grundlage hängt alles vom Geist und der Gesinnung ab, die im Mutterhaus und seiner Schwesternschaft herrscht. Wo Gesetzlichkeit ist, entsteht Härte, Bitterkeit, Kritiklust und Klatscherei. Gerade solche Gemeinschaft braucht den dauernden Einfluß des froh und frei machenden Evangeliums von Jesus Christus. Herrscht er über Herz und Haus, so ist es ein beglückendes Beisammensein und Zusammenarbeiten.

Das Diakonissenhaus Salem in Berlin-Lichtenrade war eng mit der Persönlichkeit seiner Gründerin, der schon früher genannten Alt-oberin Cäcilie Petersen verbunden. Ihre Nachfolgerin, Oberin Julie Neumann, stammte aus der Freien Evangelischen Gemeinde in Elberfeld und brachte neben ihrer tiefen Mütterlichkeit und glaubensstarken Gebetstreue eine strahlende Fröhlichkeit mit. Mit ihr zusammenzuarbeiten war immer beglückend. In den neun Jahren, die ich bis zu meiner Einberufung zum Kriegsdienst fast täglich mit Oberin Julie — oft in schwierigen Situationen — zu tun hatte, hat es nie einen Konflikt gegeben. Das ist eine große Sache. Ich habe seitdem Einblick in rund zwei Dutzend Diakonissenhäuser gehabt. Ich sage dem Kenner nichts Neues: das Verhältnis zwischen Oberin und Diakonissenpfarrer ist in der Abgrenzung ihrer Kompetenzen die Achillesverse der Mutterhausdiakonie. Wie leicht kommt es hier zu einem Machtkampf oder einem kalten Krieg, der das ganze Werk belasten kann.

Allerdings: Ich war nicht Rektor oder leitender Diakonissenpastor, sondern der zweite und neben Pastor Christiansen der wesentlich jüngere. Christiansen kam aus der alten Gemeinschaftsbewegung. Ich kannte ihn durch einen früheren Besuch und verehrte den hochbegabten Mann.

Als Salem im Jahre 1905 das schöne Mutterhaus an der Südwestgrenze Lichtenrades baute, lag es zwischen Wald und Feld. Inzwischen war der Ort gewachsen. Freundliche Gartenhäuser grenzten an unsere Grundstücke. Seit der Eingemeindung Lichtenrades in Groß-Berlin ist die Gartenmauer die Stadtgrenze zum Kreise Teltow. Darum liegen die Häuser der Anstalt heute direkt an der Zonengrenze.

Äußerlich war der Wechsel des Wohnortes für meine Familie wie der von Nacht zu Tag. Hatten wir in Neukölln zwischen Steinen ge-

wohnt, von der Mutter Erde durch Beton und Asphalt getrennt, so lebten wir jetzt mitten im Garten, dazu von zwei Seiten von Wald umgeben. Was das für die Kinder bedeutete, ist mit Worten gar nicht stark genug auszudrücken.

Unser neunjähriger Eberhard kam eines Tages freudig erregt nach Hause: Er habe etwas sehr Schönes und Interessantes erlebt! Er sei in einem Nachbardorf auf einem richtigen Hühnerhof gewesen und habe sogar in einen Kuhstall hineingeschaut! Das war für den Jungen so neu wie für ein Landkind der Zoo. Gerade dieser Junge entwickelte sich zu einem betont naturverbundenen Kinde. Er entdeckte täglich etwas Neues, Staunenerregendes. Etwa die erste Fledermaus oder gar ein Reh im Walde.

Der Übergang aus Neukölln ins Diakonissenhaus zeigte mir aber auch, daß meine Vier nicht ganz dem Ideal wohlherzogener Pastorenkinder entsprachen, das die Schwestern sich machten. Und nun sollte mein neuer Dienst mich tagelang auf Reisen führen! In jenen Tagen hatte ich ein Gespräch mit meinem Schwager, aus dem ich erkannte, daß ich die Großmutter auch seiner Kinder gar zu ausschließlich an unser Haus band. Damit lockerten sich meine Hemmungen in der Frage einer zweiten Ehe. Eine Aussprache mit meinen alten Lübecker Freunden und ein mehrtägiger Besuch bei Pastor Walter Michaelis in Bethel halfen mir zur Klarheit. Meine Kinder waren in Neukölln in der Kindergruppe von Fräulein Hanna Sterzel gewesen. Sie kannte die Art und Unart der Kinder. So hatte ich den Mut, sie um die schwere Aufgabe zu bitten. Nach Weihnachten 1934 wurden wir von dem Stadtsuperintendenten D. Schumann in der Thomaskirche in Leipzig getraut. Die Kinder saßen mit uns am Traualtar. Der Anfang war für meine Frau schwer, da sie gleich einen Haushalt von acht Personen übernehmen mußte. Dazu hatten wir stets viele Gäste.

Doch durften wir noch fünf Jahre äußeren Friedens erleben. Wenn auch die N.S.-Regierung uns viel Nerven und Aufregung kostete, so hatten wir es in unserem Hause — ohne Radio! — friedlich und still. Da das Mutterhaus mit seinen Häusern sogenannte Parochialrechte hatte, das heißt: eine Anstaltsgemeinde für sich bildete, so konnte ich alle vier Kinder selbst konfirmieren. Fast in jedem Jahr waren auch Kinder aus den Familien der Angestellten dabei.

Als Traugott vierzehn Jahre alt war, machte er eine Freizeit der Schülerbibelkreise Berlins in Schleswig-Holstein mit. Zu meiner großen Freude ging unserem Ältesten in diesen Ferienwochen das Ohr für das Evangelium auf. Nach der Heimkehr las er mir sein Tagebuch vor,

aus dem eine entschlossene Wende seines jungen Lebens zu Jesus offenbar wurde. Der hochbegabte Junge bekam einen großen Einfluß auf seine Geschwister. Zugleich sprach er den Wunsch aus, nun die Hitlerjugend verlassen zu dürfen. Ich hatte mich erst kürzlich durch sein eifriges Drängen zu einer Erlaubnis zum Eintritt in die H.J. überreden lassen. Nun wollte ich nicht, daß er sang- und klanglos wieder verschwand. Ich mußte auch prüfen, ob sein neuer Weg von Bestand sein würde. Wohl aber erlaubte ich ihm, in unserem Hause einen Jungenbibelkreis anzufangen. Der Assessor Gerhard Clauder, der aktiv der bekennenden Kirche angehörte, übernahm die Leitung. Im Untergeschoß des Pfarrhauses wurde ein Jungenheim eingerichtet, wo sich an jedem Sonnabend eine wachsende Schar von Jungen um die Bibel und zum Gesang sammelte. In den Jungen erwachte ein Eifer und eine Freude, die fast einer kleinen Jugenderweckung glich. Der eifrigste war Traugott. Jeden Sonnabendnachmittag mobilisierte er seine beiden Brüder, gab ihnen Adressen in die Hand, und dann führen alle drei per Rad los zum Einladen. Sie scheuten sich nicht, auch in fremde Häuser zu gehen und Buben ihres Alters zu rufen. Da gab es köstliche Gespräche. Eberhard wird von einer Mutter gefragt: »Ja, was tut Ihr denn da?« — »Wir lesen die Bibel.« — »Etwa auch das Alte Testament?« — »Eben wohl nicht, aber das kommt auch noch mal dran!« — »Ja, aber das sind ja Judengeschichten!«, worauf der Zwölfjährige prompt antwortete: »Na, da kann ich aber nichts dafür, daß die Geschichten gerade bei den Juden passiert sind.«

Der Konflikt mit der H.J. blieb nicht aus, als Traugott sich treu um den Sohn eines jüdischen Arztes mühte, dessen Mutter die Tochter des früheren Oberbürgermeisters von Berlin war. Traugott wurde aus der H.J. ausgeschlossen, was ihn sehr glücklich machte. Wir waren froh, daß es ohne ernste Zwischenfälle abging, da ihm am Waldrande aufgelauert wurde. Aber Gott hielt seine Hand über ihn.

Die Bekenntnisfreude der Kinder wuchs. Sie lernten alle, daß zum Glauben Mut nötig ist. Als ich im Jahre 1938 in Riga zur Evangelisation war, erreichte mich ein Telegramm, daß Eberhard vom Gymnasium relegiert sei! Der Grund: er hatte in der Schule zum Bibelkreis eingeladen. Ich bat, auf meine Rückkehr zu warten. Inzwischen stellte ich fest, daß der Oberstudiendirektor seine Kompetenzen überschritten hatte. Es gab dann zwischen ihm und mir eine sehr klare Aussprache. Eberhard durfte auf der Schule bleiben. Als der Direktor mir sagte: »Sie bringen Ihre Kinder in Konflikte«, antwortete ich, diese seien erst seit 1933 an die Kinder herangebracht. Im übrigen

fragte ich ihn, ob es sich mit seiner Pädagogik vereinen lasse, Kindern alle Konflikte aus dem Wege zu räumen. Im Kampf stähle sich erst der Charakter. Da der Direktor inzwischen die Glieder des Bibelkreises mit Handschlag verpflichtet hatte, den Kreis nicht mehr zu besuchen, sollten sie jetzt alle einzeln zu ihm kommen, um von diesem Versprechen gelöst zu werden. Ich irrte mich nicht in den Bur-schen: Jeder nahm die Gelegenheit wahr, sich zum Bibelkreis zu bekennen.

Meine Frau begann nun, auch die konfirmierten Mädels um die Bibel zu sammeln. Auch diese Zahl wuchs. Später hatte meine Frau eine treue Mitarbeiterin in der Verlobten unseres Traugott, Margarete Brendel. Die beiden jungen Menschen hatten sich beim Studium der Theologie kennengelernt und schnell zueinander gefunden. Wir freuten uns über sie, die im Dienst und Glauben einen Weg gingen. Auch für die Arbeit unter der Jugend war Margarete Brendel uns eine große Hilfe. — Da beide Ortspfarrer sich den Deutschen Christen angeschlossen hatten, wünschten viele Eltern wie auch die Kinder, den kirchlichen Unterricht in Salem zu empfangen.

Eines abends — es war wohl schon nach neun Uhr — wurde ich von einem Beamten der Gestapo angerufen. Ob er mich wohl zu Hause trafe, wenn er jetzt zu mir käme. In wenigen Minuten erschien ein junger Mann in SS-Uniform. Ich hätte ja wohl morgen zu predigen, und seine Aufgabe sei es, die Gottesdienste zu überwachen. Als ich bejahte, schob er mir einen Zettel hin, auf dem mit Maschinenschrift zu lesen war, daß ich mich verpflichtete, in meinen Predigten nie etwas gegen Rosenberg und seine Lehre zu sagen. »Ich bitte Sie, das zu unterschreiben!« Was geht doch in solchen Augenblicken alles durchs Herz! Einen Bruchteil einer Sekunde dachte ich: Was habe ich mit Rosenberg zu tun? Ich wußte von diesem baltischen Landsmann und Verbindungsbruder meines Schwagers, daß er ein wütender Gegner des Evangeliums war und die sogenannte »Weltanschauung« des Nationalsozialismus in ein System zu bringen versucht hatte. Doch nenne ich ja auch sonst keinen Gegner des Evangeliums auf der Kanzel. Das könnte ich also ruhig unterschreiben, dann wäre ich alle Weiterungen los! Doch das war nur ein kurzer Augenblick, dann hatte ich den Pferdefuß entdeckt, schob den Zettel zurück und sagte mit Betonung: »So etwas werde ich nie unterschreiben!« — »Dann werden Sie morgen nicht predigen!« — »So tut es eben mein Vertreter, und ich weiche der Gewalt!« — »Zu Ihrem Vertreter gehe ich auch gleich.« Ich griff nun nach meiner Predigtvorbereitung und sagte: »Es ist aber

doch schade, daß ich diese Predigt nicht halten kann. Sehen Sie, mein Text wäre: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.« Da wurde der junge SS-Mann etwas rot und bekannte: »Das ist mein Konfirmationsspruch.« Nun gab es zwischen uns beiden ein ruhiges Männergespräch. Es stellte sich heraus, daß er einst als Schüler öfters in diesem Haus gewesen war als Freund des Sohnes meines Vorgängers. Schließlich gab er mir zu, daß er beim Abhören der Predigten den Bekenntnisleuten gegen die Deutschen Christen Recht geben müsse. Diese brachten bekanntlich die nationalsozialistische Auffassung als Evangelium auf die Kanzel. Er tat mir leid. Wieviel unreife Menschen kamen damals in den Sog der Bewegung, ohne die Folgen zu übersehen!

Ich bekam nun die Mitteilung, daß ich bis auf weiteres Hausarrest hätte. Mein Gartengrundstück dürfte ich bis auf Widerruf nicht verlassen. Beim Abschied bat ich ihn, mich doch morgen zu einem Stück Kuchen zu besuchen, da wir meinen Geburtstag feierten. Er sagte freundlich zu. Erst später verstand ich, daß er mich kontrollieren wollte. Wir schieden mit Händedruck.

Damit nun der Gottesdienst nicht ausfiel, bat ich unsern Rendanten, ein Mitglied der Lichtenrader Gemeinschaft, der Gemeinde eine Predigt vorzulesen. Damit diese aber wußte, warum ich wegblieb, schrieb ich noch kurz vor dem Gottesdienst einen Brief zur Verlesung von der Kanzel, in dem ich den Grund des Predigtverbotes mitteilte. Doch schon erschien mein Wächter am Gartentor. Unsere Gertrud war stolz, als Kurier mit dem Brief unter der Jacke an dem SS-Mann vorbeizuflitzen. Ich bewillkommnete nun meinen Cerberus, der sich gern ein Stück Kuchen schmecken ließ. Alles schien freundlich zu verlaufen. Man war zufrieden, daß ich brav zu Hause war. Doch nachmittags gab es einen kleinen Sturm. Der verlesene Brief paßte nicht ganz in die Konzeption unserer Gegner. Mein Wächter telefonierte sehr erregt mit mir: es gäbe im Ort eine große Aufregung. Ich konnte nur antworten: Das hätte ich schon gefürchtet! Hätte er mich predigen lassen, wäre alles ruhig geblieben. Da ich aber beruflich verpflichtet sei, die Predigt zu halten, so hätte die Gemeinde ein Recht zu wissen, warum ich meine Pflicht nicht erfüllte. So erfuhr sie, daß ich von seiten der Obrigkeit verhindert wurde. Im übrigen seien wir ja beide nicht schuldig, sondern allein seine Auftraggeber, die das so ungeschickt gemacht hätten. Der Mann erschien noch bei unserem Rendanten und verlangte den Brief. Auf dessen Anfrage antwortete ich telefonisch: »Lassen Sie den Brief nicht aus der Hand! Wenn er will, kann

er ihn abschreiben. Das Original geben wir nur bei Gewaltanwendung.«Zu einer solchen hatte jener keine Vollmacht. Ich hatte dann noch zwei Tage Hausarrest, dann wurde mir vom Polizeirevier mitgeteilt, ich sei frei.

Viel ernster war die Situation einige Jahre später, als unser Traugott von der Gestapo bedrängt wurde wegen eines politischen Witzes, den er in der Schule erzählt hatte. Der Sohn eines Kreisleiters hatte ihn bewußt bespitzelt und alles brühwarm dem Vater erzählt. Dieser meinte, den Staat zu retten, indem er die Polizei alarmierte. Monate lang zogen sich die Verhöre hin. Meine Frau meinte, damals hätte ich meine ersten grauen Haare bekommen. Die Sache war nicht unbedenklich, weil die NS-Justiz ja auch vor Kindern und Jugendlichen keinen Halt machte. Schließlich riet mir ein freundlicher Gestapo-Beamter auf dem Polizeipräsidium — auch solche gab es! —, zu seinem Chef zu gehen: »Aber bitte, verraten Sie ja nicht, daß ich Sie dazu veranlaßte!« Ich saß dann eine halbe Stunde bei dem gefürchteten Mann (er trug einen französischen Namen). Das Gespräch verlief seltsam harmlos, wir schieden in Frieden, und die Akten über diesen Fall waren abgeschlossen.

Oft trafen Hilferufe der Schwestern, die von der Partei bedrängt wurden, im Mutterhaus ein. Ich eilte dann schnell hin. Dieser »Ritterdienst« an denen, die als Mägde Christi ihren Dienst taten, beglückte mich. Je und dann gelang es, Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Oft aber mußte ich raten: »Warten wir ab! Wir haben einen Fürsprecher, der unsere Sache vertritt.« Manchmal gab es erstaunliche Lösungen. Ein bäuerlicher Bürgermeister an der Elbe benahm sich besonders ungehobelt und grob. Da erkrankte sein Kind schwer, die Schwester hielt mehrfach Nachtwachen und begleitete dann das Kind in das nächste Krankenhaus, wo es genas. Der Vater war überglücklich. Beim nächsten Besuch wurde ich zu einer Tasse Friedenskaffee eingeladen. Ich merkte bald, daß der Mann sich für sein früheres Benehmen entschuldigen wollte. Aber trotz wiederholtem Räuspern fand er nicht die Worte. Da ließ ich ihn nicht lange zappeln und sagte: »Herr Bürgermeister, wir wollen darüber keine Worte verlieren und die Sache mit einem männlichen Händedruck aus der Welt schaffen!« Auch dafür war der Mann dankbar, und die Schwester hatte nie mehr über ihn zu klagen.

In einem Dorf in der Uckermark hetzte der kleine Stützpunktleiter das Dorf gegen die Schwester auf. Trotz Aussprachen mit dem Kreisleiter konnte die dicke Luft nicht ganz beseitigt werden. Da griff Gott

ein. Die Schwester war bei einer Kranken am Rande des Dorfes. Ein Gewitter zog auf, und der Blitz schlug in einen benachbarten Stall, der gleich zu brennen anfang. Das wild gewordene Vieh versperrte der Bäuerin, die die Kühe retten wollte, den Ausgang. Da holte die Schwester Kuh um Kuh an den Hörnern heraus und befreite die gefährdete Frau. Wer die Mentalität des Landmanns kennt, versteht, daß diese Schwester von nun an unangreifbar war.

Viele unserer Schwestern waren vom »Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz« in die Gemeinde gerufen. Meist waren die Frauen der Gutsbesitzer Vorstand der Schwesternstationen. Wieviel Verständnis fanden unsere Schwestern hier! Fast stets hatte ich das Loblied der Vorstände von den Schwestern zu hören. In Vorpommern und Hinterpommern, in der Priegnitz und in der Uckermark, in der Altmark wie in Schlesien besuchte ich meist auch die Gutshäuser und fand hier Quartier. Ich habe viel Gastfreundschaft erfahren.

Auch auf dem alten Bismarckschen Gut Schönhausen an der Elbe arbeitete eine Salemschwester. Während der Ferien hatte ich unsere beiden großen Jungen zur Autofahrt mitgenommen. Gleich zu Anfang sagte die Schwester: »Ihre Durchlaucht bittet um Ihren Besuch.« Ich hatte nicht damit gerechnet, die Witwe des Fürsten Herbert von Bismarck, des Kanzlers Schwiegertochter, besuchen zu dürfen. Die alte Dame war kränklich und lag auf der Couch. Ich trat mit meiner Frau bei ihr ein und im Gespräch erfuhr sie, daß die beiden Jungen unten beim Auto seien. Plötzlich stand die Fürstin von ihrem Lager auf, ging zum Fenster und rief energisch hinaus: »Die Brandenburgschen Jungen sollen raufkommen!« Dann führte die Schloßherrin uns durchs Haus und zeigte uns viel, was an ihren Schwiegervater erinnerte. Wir durften in den alten Schulbüchern blättern aus der Zeit, wo Otto von Bismarck das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin besucht hatte. Das war auch die Schule von Traugott und Hans-Christian. Und dann die alte Standuhr! Es war die gleiche, von der Bismarck einst in einem der Brautbriefe, die von Schönhausen nach Reinfeld gingen, geschrieben hatte: »Die Uhr räuspert sich, um sieben zu schlagen.« Die greise Schloßbesitzerin überlebte das furchtbare Jahr 1945, verließ flüchtend das alte Haus und beschloß ihre Tage bei ihrem Sohn in Friedrichsruh bei Hamburg.

Dort, wo viele Schwestern in erreichbarer Nähe waren, veranstaltete ich eintägige Schwesterkonferenzen, die wir sehr liebten: In Halle/Saale, in Wittenberg, in Magdeburg, in Stendal, in Bärwalde/Neumark, in Demmin oder im Oberbergischen Kreise nahe Köln. Ja,

sogar in Frankfurt/Main. Diese Tage hatten ihre geprägte Form. Wir sammelten uns meist in einem Gemeindesaal. Nach einer Morgenandacht hörten wir Berichte aus dem Mutterhaus und von den Arbeitsplätzen. Wir aßen gemeinsam zu Mittag und machten hernach einen Spaziergang oder eine Besichtigung: etwa einen Gang auf den Giebichenstein bei Halle oder einen Besuch des Augustinerklosters in Wittenberg. Nach gemeinsamem Kaffee hatten wir eine Abendmahlsfeier in der schlichten Form der Brüdergemeinde.

Die Schwestern kannten mein Geschichtsinteresse; denn wo ich hinkam, fragte ich nach der Ortsgeschichte. Ein liebes altes Original unter unseren Diakonissen wußte sich zu helfen. Kaum saß ich am Tisch ihrer gemütlichen sauberen Stube, als sie zum Spiegel ging und einen Umschlag holte. Sie überreichte ihn mir mit den Worten: »Hier steht alles Wissenswerte drin. Ich habe den Lehrer gebeten, Ihnen das Wichtigste aufzuschreiben.« Das war in Burgstall in der Altmark, einem interessanten Ort. Im Mittelalter war es Bismarckscher Besitz, um den Otto von Bismarck später trauerte. Die wildreiche Letzlinger Heide, die zu Burgstall gehörte, hatte den Markgrafen verlockt, sie gegen das ärmlichere Schönhausen einzutauschen. Meine Liebe zur Geschichte führte dazu, daß ich in unsern »Glaubensgrüßen« in meine Reiseberichte allerhand geschichtliche Betrachtungen einflocht — zur Freude der Schwestern! Leider nicht zur Freude der N.S.-Partei, mit deren Geschichtsklitterung meine Geschichtsauffassung nicht übereinstimmte. Zur Strafe wurde mir eines Tages meine Schriftleiterkarte entzogen. Künstlerpech!

Die kleine Mutterhauskapelle stammte noch aus dem Jahre 1905/06. Seitdem war die Schwesternschaft von Jahr zu Jahr gewachsen. Die Kapelle war viel zu klein geworden. Über einem geplanten größeren Kapellenbau sollten die notwendig gewordenen Schwesternzimmer eingerichtet werden. Der Bau wurde nur möglich durch die große Opferfreudigkeit der Schwestern. Sie verzichteten auf einen erheblichen Teil ihres nicht großen Taschengeldes. Wenn ich daran denke, wieviel Segen von der neuen Kapelle ausging, so werde ich immer an diese Opfer erinnert. Wo um des Glaubens willen wirklich geopfert wird, bleibt der Segen nie aus.

Welch ein Freude war es, am Sonntag vor dieser wohlgefüllten Kapelle zu predigen! Und welch eine bunte Gemeinde sammelte sich hier! Schwester Julie, unsere Oberin, pflegte das Psalmwort zu zitieren: »Allerlei Leute werden darin geboren, wird man zu Zion sagen« (Ps. 87, 5). Es war ja nicht nur unsere Anstaltsgemeinde versammelt,

sondern auch viele Freunde aus dem Ort. Konfessionell waren wir bunt zusammengesetzt. Einige Baptistenfamilien waren treue Besucher der Gottesdienste. Und als Vertreterin der russisch-orthodoxen Kirche saß vorne auf ihrem gewohnten Stuhl die frühere Hofdame des Zaren, die ihren Lebensabend in unserem Altersheim verbrachte. Zu meiner besonderen Freude kamen auch einige »nichtarische« Nachbarn regelmäßig zu uns. Sie brauchten sich in unserer Mitte ihres gelben Sternes nicht zu schämen. Zweimal wurde ich um Taufen von Juden gebeten. Da ich im Unterricht von Israeliten keine Erfahrungen hatte, so bat ich Lic. Knieschke von der Berliner Judenmission, dem die Gestapo jede Judentaufe verboten hatte, den Unterricht zu geben. Erst wenn er meinte, daß die nötige Reife vorlag, vollzog ich die Taufe. In einem Fall war es eine liebe Alte, die wohl die Furcht vor der Deportation zum Evangelium trieb. Leider konnte ich sie nicht vor dem Lager Theresienstadt bewahren. Ich habe über ihr Schicksal nichts mehr erfahren. Das zweite Mal war es die Ehefrau eines deutschen Kaufmanns, der das Evangelium wirklich zur Lebenshilfe wurde. In jener Zeit war die Rassenhetze bereits furchtbar gestiegen. Um den Täufling und auch mich, sowie unser Werk, nicht zu gefährden, mußten diese Taufen heimlich geschehen, was mich sehr beschwerte. Zu den regelmäßigen Gottesdienstbesuchern in Salem gehörten auch immer wieder meine Freunde aus dem Zuchthaus. Fast allsonntäglich nickte mir der eine oder der andere, den ich aus seiner Haftzeit kannte, lächelnd zu. Ein anderer interessanter Kreis der Predigthörer gehörte zu den Blumenfrauen vom Potsdamer Platz. Unter diesen hatte unsere Schwester Julie seit vielen Jahren ihre Missionsarbeit.

Auch die Jugend war im Gottesdienst gut vertreten. Ich stellte es meinen Konfirmanden frei, ob sie zur Predigt kommen wollten, obwohl ich wußte, daß die meisten Pfarrer dieses von den Kindern verlangten. Doch sagte ich mir: Solange die Kinder noch im Unterricht sind, hören sie ja regelmäßig das Wort. Erst bei der Konfirmation sagte ich ihnen, daß ich nun ihren regelmäßigen Besuch der Gottesdienste erwartete. Ich wollte dadurch dem törichten Satz begegnen: »Ich bin jetzt konfirmiert — nun muß ich nicht mehr zur Kirche gehen.« Alle Gesetzlichkeit lockt zur Übertretung. Der Erfolg gab mir recht: ein unverhältnismäßig großer Kreis der Konfirmierten, junge Mädchen wie junge Burschen, nahm gern und oft am Sonntagsgottesdienst teil.

Es bewährte sich, daß ich stets im Anschluß an die Predigt Sprechstunde hatte. Wurde ich während der Woche aus Berlin angerufen

von Menschen, die meinen Rat oder meine Seelsorge suchten, so sagte ich: »Kommen Sie am Sonntag zur Predigt. Hernach bin ich für Sie da.« Da war ein Gastwirt, dessen Ehe gefährdet war. Ein andermal eine Filmschauspielerin, oder es kamen Parteileute, deren Gewissen beschwert war.

Da Pastor Christiansen aus Gesundheitsgründen manche seiner Ämter niederlegte, wurde ich im Laufe der Jahre der Vorsitzende des Bundes der Gemeinschaftsdiakonissenhäuser. Zu diesem Bunde gehörten rund zehn Häuser mit etwa zweitausend Schwestern. Unsere Tagungen waren erfüllt mit wichtigen Beratungen, denn die böse Zeit sparte nicht an Sorgen für uns alle. Sie waren aber auch reich an Gemeinschaft mit Schwestern und Brüdern, die sich eins wußten im Dienste Jesu Christi. Durch diesen Vorsitz war ich als Vertreter des Bundes Mitglied des Hauptvorstandes des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes. Dieser vereinigte fast alle landeskirchlichen Gemeinschaften Deutschlands. Die jährlichen Sitzungen unter der Leitung des Vorsitzenden Pastor D. Walter Michaelis waren für mich Ereignisse von hoher Bedeutung. Hier versammelten sich Vertreter von mehreren Hunderttausend mündiger Christen, die ein aktives Christentum zu leben suchten.

Die Jahre in Salem haben mich vor allem reich gemacht durch die Gemeinschaft mit den rund sechshundert Schwestern, die mit Entschlossenheit ihr Leben als Mägde Christi zu leben suchten. Salem nahm kein junges Mädchen in die Schwesternschaft auf, das nicht sein Leben in einer bewußten, verantwortlichen Entscheidung in die Hand Jesu gelegt hatte. Gewiß war die Schwesternschar sehr bunt, und wer wollte so unnüchtern sein zu meinen, daß es eine fehlerlose Schar wäre! Es fehlte auch nicht an ernstesten Zusammenstößen, an denen ich auch nicht unschuldig gewesen sein werde. Aber das Wunderbare war: Wir hatten immer einen Ort, an dem wir uns wieder fanden — und das war das Kreuz Jesu.

Ich habe den Schwestern viel zu danken. Nicht zum wenigsten durch ein tapferes Sterben vieler. So manche junge Schwester hatte sich an der Tuberkulose angesteckt und lag nun in der Erwartung ihrer Auflösung. Welch eine Gewißheit der lebendigen Hoffnung, welch eine Kraft des Glaubens bei einem schwachen Leibe habe ich da an Krankenbetten erleben dürfen!

Das Mutterhaus ersetzte den Schwestern weithin die Familie. Dazu gehörte nicht nur die lebendige Gemeinschaft mit den Mitschwestern oder die Versorgung in Krankheits- und Alterszeiten. Es wurden auch

Feste gefeiert, und das verstanden die Schwestern gut. Geburtstage der Oberin und der Pfarrer, Jubiläumstage und Jahrestage — wie fröhlich ging es da her! Wir hatten unter uns eine begabte Dichterin, die die Programme nicht ohne Humor gestaltete. Selbstverständlich gab es auch viel gute Musik. Manchmal habe ich im Scherz gesagt: »Wenn Ihr nicht soviel lachen könntet, wäre ich gewiß nicht bei Euch geblieben!« Das dankten wir wesentlich unserer fröhlichen Oberin.

Etwa alle zwei Jahre fuhr ich im Urlaub nach Riga. So lernten meine Frau und die Kinder das Baltenland ein wenig kennen. Im Jahre 1936 wurde ich von der deutschen Gertrudgemeinde in Riga um eine Evangelisation gebeten. Ich tat diesen Dienst unter mancherlei Hemmungen. Das bekannte Wort sagt, daß der Verkünder im Heimatlande nicht viel gilt. In meinem Falle kam hinzu, daß in der Rigaschen Kirche für den erwecklichen Ton einer Evangelisation viel Ablehnung bestand. Eine Ausnahme bildete die Gertrudgemeinde. Mich bewegte auch die Frage: Werde ich, der ich die schwersten Jahre meiner Heimat nicht miterlebt hatte, das Ohr meiner Landsleute finden? Der Besuch der Vorträge war erstaunlich gut. Ich hatte gefüllte Sprechstunden. Daß auch die Pastorenschaft meine Botschaft nicht ablehnte, dankte ich dem warmen Eintreten meines alten Konfirmators D. Karl Keller. Zwei Jahre später habe ich diesen Dienst wiederholen können. Zu einer Männerversammlung füllte sich die Kirche mit etwa sechshundert Zuhörern. Das war mir eine freudige Überraschung. Ich merkte, daß das Wort Eingang fand.

Damals machte ich aber eine Erfahrung, die sich jahrelang wiederholen sollte. Wenn sich mir beim Evangelisationsdienst eine Tür sichtbar auftat, so hatte ich fast regelmäßig mit irgendwelchen Rückschlägen, Krankheitsfällen oder ernststen Konflikten zu Hause zu rechnen. In Riga erreichte mich damals die Nachricht von der schon erwähnten Relegation unseres Eberhard von der Oberschule, weil er zu seinem Bibelkreis eingeladen hatte. Als ich später in Lübeck zum erstenmal seit meinem Fortgehen evangelisierte und sich die Kirche über Erwarten füllte, wurde ich telefonisch von einer schweren Erkrankung unseres Margretleins benachrichtigt. Nun hatte ich fast täglich aufregende Ferngespräche. Das Kind hatte rätselhafte Herzzustände, die zu schwerer Besorgnis führten. Der Arzt fand keine Erklärung. Als ich nach meinem Dienst heimkehrte, war das Kind gesund. Die Zustände haben sich auch nie mehr wiederholt.

Durch ähnliche Erfahrungen glaubten meine Frau und ich zu erkennen, daß hier dem Feinde Raum gegeben wurde, der mich zu hem-

men suchte. Wir haben viel darüber gebetet. Ich danke es meiner Frau, daß sie mich bestärkte: »Du darfst keinen Schritt weichen.« Sie hatte mit den Kindern das schwerere Ende zu tragen. Aber nun stellten wir uns bewußt unter die bewahrende Hand Gottes, die wir auch reichlich erfuhren. Mit den Jahren schwanden jene unheimlichen Reaktionen. Ich berichte hier darüber, um Brüder zu stärken, wenn sie ähnliche Anfechtungen erfahren.

Unser Traugott hatte im Gymnasium zum Grauen Kloster einen Konflikt nach dem andern, weil er wenig Hehl aus seiner Opposition gegen den NS-Geist machte. Es tat ihm gut, daß ich ihn in das Steglitzer Gymnasium übertreten ließ. Hier machte er sein Abitur. Im Sommer darauf waren wir ein letztes Mal alle zusammen im geliebten Niendorf im Hause Nazareth. Wir genossen diese Ferien. Meinen lebhaften und früh selbständig werdenden Kindern gab ich viel Freiheit, den Strand zu genießen. Da sie aber alle über einen gesunden Appetit verfügten, konnte ich gewiß sein, daß sie sich rechtzeitig zu den Mahlzeiten einstellen würden. Eine Bedingung stellte ich: Nach dem Mittagessen wollten wir alle ein knappes Stündchen beieinander bleiben, jeder mit seiner Handbibel, um Bibelarbeit zu treiben. Wir stellten uns das Thema: Das Leben des Apostels Paulus. An jedem Nachmittag hatte eines von uns die Einleitung. Die Themen wurden nach Alter und Reife verteilt. Traugott begann mit einer Übersicht: Was wissen wir aus dem Neuen Testament über das Leben des Saulus vor seiner Bekehrung? Gertrud mußte den Inhalt des Philipperbriefes skizzieren. Als wir uns über die Anzahl der verschiedenen Könige mit dem Namen Herodes nicht einig wurden, übernahm Eberhard die Klärung. Der zwölfjährige Hans-Christian mußte uns die Route der ersten Missionsreise hersagen. Als Arbeitsmittel war neben der Bibel nur das reiche Nachschlagewerk der Jubiläumsbibel erlaubt. Wir alle kamen in solchen Eifer und Freude, daß wir uns den ganzen Tag auf diese Stunde freuten.

Kurz vor Weihnachten 1935 schenkte uns Gott ein Töchterchen, das von dem großen Geschwisterkreis mit viel Vorfreude erwartet und mit noch größerer Freude begrüßt wurde. Dieses Kind sollte uns eine Quelle großer Schmerzen, aber im Gefolge davon auch großen Gottessegens werden. Es konnte die normale Pockenimpfung nicht vertragen und bekam als Folge im Alter von etwa zehn Monaten eine schwere Gehirnentzündung. Es gab bald schwere, sehr schwere Nächte, wenn wir das unter viel Schmerzen schreiende Kind stundenlang auf den Armen hin und her trugen. Leichte Gehirnkrämpfe und

schwere Absenzen lösten sich ab. Wir haben die Kranke zu vielen Ärzten geführt. Sie war in der Kinderklinik und hernach beim Professor in der Charité. Dann in Anstalten und Heimen. Es dauerte lange Zeit, bis wir uns mit dem Gedanken versöhnten, daß unser Margretlein, das wir alle so liebten, ein geistiger Krüppel bleiben mußte. Wir waren dankbar, als mit den Jahren alle Schmerzen und Qualen schwanden. Aber Margarete blieb stumm und geistig so unentwickelt, daß sie keine Schule besuchen konnte. Einige Jahre lang kam eine Heilpädagogin mehrere Male in der Woche zu ihr. Später machten Krieg und Evakuierung weitere Behandlungen unmöglich.

So brachte uns das Kind viel Sorge und Kummer, und doch wurde es ein Segensträger. Wir hatten Gelegenheit, viel über die Frage des sogenannten »lebensunwerten Lebens« nachzudenken. Unter unsern Großen zeigte sich eine heilsame Wirkung. Wieviel mehr Liebe, Zartgefühl und Rücksicht entwickelte sich bei ihnen gegenüber ihrem Schwesterchen. Sonst konnten sie untereinander recht rauh sein. Mußte ich aus erzieherischen Gründen mal streng zur Kleinen sein, so lief ich Gefahr, die vier großen Kinder zu Gegnern zu haben.

Im ersten Kriegsjahr 1940 bekam Margarete einen Bruder, unsern Arnd, wieder von Eltern und Geschwistern als Gottesgeschenk begrüßt. Als die älteren Kinder eins nach dem andern dem Elternhaus entwachsen, wurde Arnd uns in besonderer Weise ein Ersatz.

Traugott mußte als erster in den Arbeitsdienst. Bei seiner kompromißlosen Haltung gegenüber der »neuen Weltanschauung« waren wir nicht ohne Sorge. Es gab dann auch arge Zusammenstöße, aber er blieb seinem Wege treu. Bald sammelte sich um ihn ein Kreis von Kameraden, die auf den Gottesdienst am Sonntag, auf den sie ein Recht hatten, nicht verzichten wollten. Das Kirchdorf war so weit vom Lager entfernt, daß die jungen Männer einen mehrstündigen Marsch machen mußten und infolgedessen kein Mittagessen bekamen. Doch auch dies Opfer wurde gebracht. Die Dienstzeit verkürzte sich für Traugott durch einen Krankenhausaufenthalt. Als er in das geräumte Lager fuhr, um seine Sachen zu holen, fand er in seinem Spind eine Karte mit folgendem Vers: »Die den Mantel nach dem Winde hängen, ängstlich sich zur Futterkrippe drängen, ihren Glauben wechseln wie ihr Hemde, sind uns Fremde! Aber jene, die zur Fahne stehen, mutig kämpfen oder untergehen, wissend: hier gewinnst du keine Perle! das sind Kerle!« Die Karte war unterschrieben »Zwanzig Glieder der Evangelischen Jungenschaft des R.A.D.-Lagers Nr. X«. (Ich weiß ihre Zahl nicht mehr genau, es waren wohl ein paar Dutzend.)

Hernach begann Traugott sein Theologiestudium in Berlin und setzte es in Halle fort, wo er vor allem Professor Schniewind hörte. Von dort schrieb er einmal: »Vater, ich habe mich hier zum zweiten Mal bekehrt. Nun zum Pietismus.« Als er zum Heer einberufen wurde, durchkämpfte ich den Weg Abrahams nach Morija. Als Kanonier erreichte er es, daß unter den sechs Mann der Geschützbedienung mit ihm meist vier waren, die täglich zusammen die Bibel lasen.

Ehe Traugott beim Rückzug durch Polen 1944 sein Leben verlor, hatte er schon in Rußland durch eine Rauchvergiftung ganz nahe dem Tode gestanden. Die Kameraden trugen ihn besinnungslos aus dem brennenden Hause. Der hervorgerufene Arzt machte fast eine Stunde lang Atemübungen mit ihm. Als seine Augen sich öffneten, rief der Arzt ihm zu: »Mann, jetzt singen Sie, damit die Lunge tüchtig arbeitet!« Da hörten die umstehenden Kameraden Traugotts Lieblingslied aus dem Gesangbuch: »Stark ist meines Jesu Hand, und er wird mich ewig fassen, hat zuviel an mich gewandt, um mich wieder loszulassen. Mein Erbarmer läßt mich nicht, das ist meine Zuversicht!«

Gertrud machte ihr Werkabitur. Dieser Schultyp bewährte sich für junge Mädchen gut und lag auch unserer Tochter. Drei Tage in der Woche waren die Schülerinnen in praktischer Arbeit: Kochen, Säuglingspflege, Nähen, Gartenarbeit usw. beschäftigt. Drei Tage gab es theoretischen Unterricht in wissenschaftlichen Fächern. Dieser Wechsel erhöhte den Fleiß und das Interesse. War man müde der Bücher, so winkte die praktische Arbeit; war diese vorbei, so freute man sich auf die Bücher. Für einige Wochen mußte Gertrud ein Praktikum in einem ländlichen Haushalt machen. Sie brauchte nicht in den Arbeitsdienst und ging in das Lazaruskrankenhaus im Norden Berlins, um die Krankenpflege zu erlernen. Als der Bombenkrieg begann, übernahm sie dort die Verantwortung für den Luftschutz. Nach einem schweren nächtlichen Angriff auf Berlin fuhr meine Frau hin, um nach ihr zu sehen. Sie stand rußgeschwärzt auf dem Dach des Krankenhauses und schippte den Schutt hinunter. Unsere Jugend, auch die jungen Mädchen, wurden in jenen Jahren körperlich und seelisch weit überfordert.

Eberhard schaffte sein Abitur nicht ohne Anrechnung seiner sportlichen Leistungen. Er war im Mittelstreckenlauf (1,5—3 km) der schnellste Läufer Berlins in seiner Altersklasse und gehörte zu den vierzig schnellsten Läufern ganz Deutschlands. Bezeichnenderweise war ihm der Sport eine Begleitmelodie seines sehr bewußten Glaubenslebens. Hatte er zuerst seinem Bruder Traugott nachgeeifert, so

wurde er bald ein selbständiger Bekenner — ohne viel Worte, aber darum nicht undeutlicher. Als Konfirmationsspruch hatte er sich im Jahre 1939 das Wort erwählt: »Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn« (Röm. 15, 8). Nach seiner Ausbildung in Berlin-Ruhleben als Rekrut kam er nach Südfrankreich und von dort an die Ostfront. Wir haben unsern Jungen nie wiedergesehen. Im letzten Brief schrieb er vom Südabschnitt: »Ich schicke alles heim, nur meine Bibel bleibt bei mir. Mein Konfirmationsspruch steht mir täglich vor Augen. Ich lese jetzt die Offenbarung Johannis. Was ich hier sehe und erlebe, ist wie eine Illustration dazu.« Er hatte kurz nach seinem neunzehnten Geburtstag einen leichten Tod. Die Kugel eines Scharfschützen durchbohrte ihm die Brust. Seine Kameraden begruben ihn in einem Wäldchen, weil sie wußten, daß er den Wald so liebte.

Hans-Christian wurde aus der Prima des Gymnasiums zur Flak eingezogen und mußte mit sechzehn Jahren den Untergang Berlins miterleben: Kirchen sanken in den Schutt, Gasometer gingen in die Luft. Die Jungen mußten aushalten — Nacht für Nacht des eigenen Todes gewärtig. Im Hochbau der A.E.G. brannte es mehrere Stockwerke unter ihnen. Sie waren auf dem Dach und schon als Verlust gemeldet. Spät in der Nacht mußte Hans-Christian zum Luftfahrtministerium, um die Rettung des Postens zu melden.

Der Kriegsbeginn hatte mir als Balten eine andere furchtbare Erschütterung gebracht. Als mir von baltischen Landsleuten in den Oktobertagen 1939 erzählt wurde, das gesamte Deutschtum der Baltenlande würde aus der alten Heimat ins Reich geführt werden, da lachte ich sie zuerst aus. Wie konnten sie solchen Unsinn glauben! Aber der Unsinn sollte nur zu bald Realität werden. Damals wußten noch wenige, welch ein Sterben es bedeutet, eine Heimat, die durch fast achthundert Jahre mit viel Blut und Tränen gewonnen und behauptet worden war, durch einen Federstrich aufzugeben. Dazu durch den Federstrich eines Mannes, der gar keine Beziehung zum Baltenlande hatte und seine Geschichte wohl kaum kannte. Inzwischen haben Millionen das gleiche Opfer bringen müssen.

Unsere Familie wurde insofern betroffen, als meine vierundsiebzigjährige Mutter, bei der meine jüngste unverheiratete Schwester wohnte, und meine älteste Schwester mit ihrer Familie, Kindern und Enkelkindern, umgesiedelt wurden. Ich fühlte in erster Linie die Verantwortung für unsere Mutter und versprach, sie im Hafen abzu-

holen. Ich hatte kurz vorher eine Evangelisation im Dom von Königsberg und besorgte mir schon in Berlin eine Bescheinigung, die mich zur einmaligen Ein- und Ausreise in den besetzten polnischen Korridor berechtigte. Der Landehafen der Rückwanderer war Gotenhafen, einst Gdingen. Über Danzig fuhr ich nach Gotenhafen. Doch war die Situation hier völlig anders, als ich sie mir gedacht hatte. Schon ein Nachtquartier zu bekommen, war ein Problem. Ich biederte mich mit einigen Männern in Uniform an, um die Bräuche dieser Hafencity kennenzulernen. Zwei Auskünfte waren mir wichtig. Erstens erfuhr ich, daß auf dem Bahnhof der Kommandant der Stadt, ein Marineoffizier, Logierkarten für die wenigen Hotelbetten ausgab. Zweitens hörte ich zu meinem Schrecken, daß der Hafen streng abgesperrt war und es keinen Zugang für Unbefugte gab. Das war für mich ein harter Schlag. Aber derselbe gemütliche Bayer in SA-Uniform, der mir den Quartiertip gegeben hatte, nannte mir auch das Büro des Vertreters der sog. »Auslands-Organisation« der Partei. Da würde ich schon Hilfe finden. Herr Dr. N. N. empfing mich freundlich und ging auf meine mit etwas gespielter Sicherheit vorgebrachte Bitte ein. Er war bereit, mich in seinem Auto zum Landeplatz zu bringen. Die »Potsdam«, auf der die Meinen eintreffen sollten, sei zwar noch nicht gemeldet, aber mit ihrer Ankunft morgen vormittag sei zu rechnen. Ich sollte etwa um zehn Uhr bei ihm sein.

Ich war überglücklich und ebenso froh, als ich in der Kommandantur ein Zimmer im Schloßhotel angewiesen bekam, ein trotz seines wohlklingenden Namens bescheidenes Gasthaus. Doch das Zimmer war sauber. Außer dem Bett war eine Couch da. Hier konnte ich auch eine Nacht mit unserer Mutter verbringen. Ein kitschiger Öldruck über dem Bett zeigte eine Frauengestalt, die sich aus Brandungswellen heraus an ein Kreuz klammert, das auf einer Klippe steht. Das Bild war mir trotz der Fragwürdigkeit seiner Kunst sehr tröstlich.

Am Morgen stand ich früh auf, ging in eine Café, um mich zu stärken, und war schon eine Stunde früher als verabredet bei meinem Doktor. Doch wie soll ich meinen Schrecken schildern, als mir der Sekretär mitteilte, das Schiff sei unerwartet früh gekommen und der Doktor daher schon vor einer Stunde weggefahren. Ich war entsetzt. Gestern hatte ich noch Gott gedankt, daß er alle die Hindernisse so freundlich beseitigt hätte — und nun? All mein törichtes Protestieren half nichts. Als ich dem jungen Mann sagte: »Dann gehe ich zu Fuß und suche durch die Sperrungen zu kommen«, erwiderte er mit überlegenem Lächeln: »Das können Sie sich sparen, es ist aussichtslos.«

Nun packte mich ein Glaubenstrotz. Ich ging meinen Weg und redete mit meinem Gott. Ich hielt ihm mein der Schwester gegebenes Versprechen vor und traute ihm zu, daß er aufschließt, wo andere zuschließen, und war nun gespannt, wie alles ausgehen sollte. Schon in der Ferne sah ich den Stacheldrahtzaun und den Posten, der einige Herren durchließ, die ihre Karten zeigten. Und ich?! Es traf sich günstig, daß ich mit dem alten Landesschützen allein sprechen konnte. Ich erzählte ihm aufrichtig von meinem Pech, daß mich mein guter Doktor im Stich gelassen habe und daß ich um meiner Mutter willen unbedingt durch müßte. Der Mann sah sich einen Augenblick um und sagte: »Dahinten geht mein Vorgesetzter. Werden Sie ihm die gleiche Geschichte erzählen?« Er meinte offenbar, ich erzählte ihm einen Roman. Nach meiner neuerlichen Versicherung, daß ich überall nur die Wahrheit erzählen wollte, ließ mich der Prachtmensch durch. Was für Dankgebete in mir aufstiegen, wird man sich vorstellen können. Die erste schwere Hürde war genommen. Doch vor der großen Auswandererhalle stand ein SA-Posten. Das war die zweite Hürde. Hier konnte nur sicheres Auftreten helfen. Ich steuerte also auf den Mann los und fragte ihn im schnarrenden Parteiton: »Wo ist Dr. N. N. von der A.O.? Ich muß ihn sofort dringend sprechen!« Fast nahm der Mann Haltung vor mir an. Er kam gleich mit, um den Doktor zu suchen. Kaum waren wir drinnen, so sagte ich ihm, er möge nur auf seinem Posten bleiben, den er ja nicht verlassen dürfe. Ich fände mich schon allein zurecht.

Als ich an den Landeplatz kam, lag die »Potsdam« im Flaggen schmuck am Pier. Eine Musikkapelle spielte »Deutschland, Deutschland über alles« — schon bald sah ich an Bord meine Mutter mit meiner Schwester Gretel und winkte ihnen zu. Doch noch fast sechs Stunden mußte ich warten. Hunderte von Rückwanderern zogen an mir vorüber, bis endlich auch die Meinen kamen. Vier Generationen unserer Familie waren auf dem Schiff. Ich wollte meiner Mutter das Schicksal des Strohsacks in den »Durchschleusungslagern« ersparen und hatte darum den Plan, meine Mutter zu entführen, das war die letzte Hürde. Ich bat nun die Besatzung eines LKW des Roten Kreuzes, einen alten Menschen mit mir in die Stadt zu transportieren. Sie waren willig. Mit Carracho fuhren wir durch den Stacheldrahtzaun, und mir lachte mein Herz. Nach einer guten Nacht im Schloßhotel fuhren wir im D-Zug nach Stettin. Ich wollte unsere Mutter nach Friedland in Mecklenburg geleiten. Kaum hatte ich am dunklen Abend meinen Fuß auf den Bahnsteig in Stettin gesetzt, als ich hörte, daß ich durch den

Lautsprecher zur Dienststelle befohlen wurde. Nun erschrak ich aber doch: sollte die Polizei mir auf den Hacken sein? Es war nur ein Begrüßungstelegramm des Bruders! Eine Stunde später führte ich meine Mutter in meines Bruders Haus und war voll Dank, daß Gott das Gelingen geschenkt hatte.

Der Krieg, nun auch ein Kampf gegen die Zivilbevölkerung, zog auch uns in Berlin in das Fronterleben hinein. Unvergessen bleibt ein Winterabend. Ich war — wie übrigens die ganze Zeit der nächtlichen Bombenangriffe hindurch — wieder zu einer Evangelisation im Osten Berlins gewesen. Während der Heimfahrt mit der Straßenbahn heulten die Warnsirenen. Die Bahn hielt sofort, alle Fahrgäste mußten aussteigen, und ich ging zu Fuß weiter. Als ich die Flaksplitter in die verschneiten Büsche fallen hörte, eilte ich in ein mir bekanntes Haus. Im Keller fand ich zwei Gruppen von Menschen. Die Hausbesitzerin, dazu ihr Neffe und eine ältere Nachbarin, die ich öfters in der Kirche sah, saßen still und blaß am Tisch. Die andern Einwohner des Hauses liefen aufgeregt umher, rangen die Hände und jammerten laut. Es war eine erschütternde Szene. Ich zog mein Neues Testament aus der Tasche und bat, ein Wort lesen zu dürfen. Laut las ich den 91. Psalm. Als ich an den Vers kam: »Ob Tausend fallen zu deiner Seite und Zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen« — gab es einen furchtbaren Stoß und Krach, so daß mir einen Augenblick die Luft wegblieb. Der Boden schien sich in Wellen zu bewegen. Es sah aus, als ob die Wände ins Wanken gerieten, und draußen ging ein Scherbenregen herunter, da alle Fenster im Haus zersprangen. Ein Aufschrei ging durch den Keller. Dann aber suchte ich mit klopfendem Herzen den Psalm zu Ende zu lesen. Nach der Entwarnung eilte ich nach Hause. Die Wege waren durch Baumstämme versperrt, denn die dicken Alleebäume waren wie Korkenzieher abgedreht, und die Kandelaber der Laternen wie mit einem Messer abgeschnitten. Etwa fünf Einfamilienhäuser in der Nachbarschaft waren wie wegrasiert. Zu Hause fand ich alles wohl an, obwohl die Angst und der Schrecken kaum wiederzugeben sind.

Und dann war es Mitte August 1943. Ich sollte mich in zwei Tagen bei den Landeschützen melden. Nachts gab es wieder Alarm. Im Souterrain — die Tür ging direkt in den Garten — hatten wir den Kindern Notbetten hingestellt. Der dreijährige Arnd war immer fröhlich, wenn wir ihn nachts aus dem Schlaf rissen: »Ach, ein kleiner Halarm!« war sein erstes Wort. Unten im Keller bat er: »Wollen wir das Bumslied singen!« Um die Kinder abzulenken, sangen wir viel. Am

liebsten das alte Nachtwächterlied: »Hört ihr Herrn und laßt euch sagen . . .« Da es während des Singens draußen von den Bombeneinschlägen »bumste«, bekam das Lied von Arnd diesen Namen. Heute wurde es ganz böse. Es brannte an mehreren Stellen. Bombeneinschläge, Luftminen, Flakgeschütze. Das Licht ging aus. Die Tür sprang auf. Zum erstenmal begriff ich, was weiche Knie sind. Im Feuerschein der Brände sangen wir miteinander: »Befiehl du deine Wege . . .« Den kleinen Kerl, der in seinem Bettchen stand, hielt ich an der Hand. Einen Augenblick ließ ich ihn los, um mir den Schweiß von der Stirn zu wischen. Da sagte er ruhig: »Vater, halt mich bei der Hand! Dann geht's besser.«

Nachdem der Sturm etwas nachgelassen hatte, meinte meine Frau, es röche im Hause sehr nach Rauch — ob auch bei uns alles in Ordnung sei? Ich leuchtete auf dem Dachboden die Decke ab, fand aber kein Loch. Draußen im Garten brannte eine Brandbombe. Sie hatte ein Stück Dachsparren abgerissen. Ich beruhigte die Meinen. Aber der Rauchgeruch nahm zu. Nun nahm ich Gertrud, die gerade bei uns war, und unsere Haustochter mit, die beide geübt im Luftschutz waren. Als ich oben die Tür zum Schlafzimmer öffnete, drang mir gelber dicker Rauch entgegen, und ich sah eine grünliche Flamme vor meinem Bett. Mit einigen Eimern Wasser konnte das Feuer gelöscht werden. Die Bettdecke brannte bereits. Wenige Minuten später, und das Bett wäre in Flammen gewesen. Dann wäre das Haus kaum gerettet worden. Die Nacht verbrachten wir auf Liegestühlen. Der Wasserschaden war fast größer als der Brandschaden.

Den Tag darauf mußte ich mich bei der Wehrmacht stellen. Es wäre auch bei mir aussichtsvoll gewesen, mich als Diakonissenhauspfarrer für unabhkömmlich zu erklären, da immerhin sechshundert Krankenschwestern zum Hause gehörten. Ich danke es meiner Frau, die mich mahnte, keine Schritte zu meiner Befreiung vom Soldatendienst zu tun. Wir waren uns in diesen entscheidungsvollen Tagen mehr als sonst bewußt, daß Gott die Führung unseres Lebens in der Hand habe. Wir wollten ihm nicht in den Arm fallen. Ich wurde Soldat — und trotz aller Nöte und Gefahren, in die ich dadurch kam, bin ich gerade dadurch dem sicheren Tode entgangen. Das wurde mir viel später deutlich, als ich von den Vorgängen bei der Besetzung Berlins hörte.

X. Ich werde Soldat

Mit achtundvierzig Jahren ist das Leben kein Abenteuer mehr. Trotz aller Unsicherheit der Existenz ist in diesem Alter schon die Gewöhnung über uns gekommen. Der Beruf gibt uns tägliche Pflichten. Die Familie ist das gewohnte Milieu. Eine große Lust, völlig Neues zu erleben, erfüllte mich nicht mehr.

Aber als ich Mitte August 1943 mit der Bahn von Berlin nach Norden fuhr, war ich von einer seit langem nicht empfundenen Spannung erfüllt. Ich hatte mich in Joachimstal unweit Eberswalde bei der Wehrmacht zu melden. Schon zu Beginn des Krieges war ich gemustert worden. Da ich aber mit meinen damals vierundvierzig Jahren nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatte, hatte man mich als dienstuntauglich nach Hause geschickt. Im Laufe des Krieges wurde der Staat anspruchsloser. Im Jahre 1943 wurde ich nochmals gemustert und hörte nach der Untersuchung aus dem Munde des Oberstabsarztes das gefürchtete: »K.V.« (kriegsverwendungsfähig). Na also! Da hatte ich ja in den vier Jahren ganz gut aufgeholt. Von unserer Familie waren zwei Söhne an der Front, der dritte bei der Flak. Ich hatte beim Gedanken, selbst Rekrut zu werden, das Gefühl: Es ist gut, daß du selbst alles durchmachen mußt! Wir werden uns hernach besser verstehen!

Wir waren als Rekruten der Landesschützen (früher hieß es romantischer: Landsturm) nicht gerade die edelste Truppe. Ich selbst war der Älteste. Daneben gab es noch zwei oder drei zwischen dreißig und vierzig. Die meisten waren junges Volk, etwa achtzehn- bis fünfundzwanzigjährig. Aber sie hatten alle ihren Leibesschaden. Der eine war herzkrank, der andere asthmatisch, einer hatte gar Kinderlähmung. Mir fehlte nichts — nur die Jugend! So bekam mir der Betrieb gut. Das regelmäßige Leben des Soldaten ist gesund für die Nerven. Ich war nicht nur der Älteste, sondern auch der rechte Flügelmann. Dazu war ich der Kinderreichste und vor allem: der einzige Pastor! Ich war gespannt, wie sich meine Kameraden — Berliner Arbeiter und Handwerker, ein paar Kaufleute und Angestellte — zu mir, dem Pfarrer, verhalten würden. Zu meiner Überraschung ging es völlig reibungslos. Im Laufe der Wochen merkte ich, daß 1943 die stille Opposition gegen Hitler fast allgemein war, ohne daß man darüber sprach. Von einem Vertreter der Kirche konnte man sich's überhaupt nicht denken, daß er aufrichtiger Anhänger der NS-Bewegung sein könnte. Charakteristisch ist folgendes Wort, das mir ein etwa dreißigjähriger Neuköllner

gleich am ersten Tage unter vier Augen sagte: »Was? Pfarrer bist du? Wir werden uns ganz gut verstehen! Ich bin Kommunist.« Unser Verhältnis blieb wirklich ungetrübt. Saß ich da eines Tages mit zwei Brötchen, die ich mir geleast hatte, beim Kaffee. Er — mir gegenüber. »Sieh mal, Brandenburg, wenn du ein echter Christ wärst, müßtest du mir ein Brötchen abgeben!« — »Na, nimm's hin! Aber wenn du ein rechter Kommunist wärst, müßtest du mir hernach die Haare schneiden.« Auch dazu war er willig. Er war Frisör.

Mir war gewiß: Ich mußte vom ersten Augenblick an nicht nur meinen Beruf, sondern auch meine Glaubenshaltung bekennen. In jeder freien Stunde lag meine Bibel griffbereit neben mir. Bei jedem Gespräch mußte ich darauf achten, daß ich nicht verleugnete. Am unangenehmsten waren mir die schmutzigen Reden. Meist kamen diese von den Unteroffizieren, nicht von meinen Kameraden. Einem etwas törichtem Unteroffizier, der seine Zoten nicht lassen konnte, sagte ich mit betontem Ernst: »Herr Unteroffizier, bitte wundern Sie sich nicht, daß ich über Ihre Witze nicht lache!« — »Na nu, wieso denn?« — »Weil ich über die Frau und die Ehe offenbar ganz andere Ansichten habe als Sie!« Er war so verdattert, daß er nicht zu antworten wußte. Danach bedankte sich einer der Kameraden bei mir. Seitdem hatten wir von jenem Ruhe.

Wir waren sehr freundlich und sauber untergebracht. Es war eigentlich nur ein Notquartier. Am Rande des Waldes der Schorfheide stand ein kleines Schützenhaus, das mit Soldatenbetten und Spinden neu eingerichtet war und wie eine Jugendherberge wirkte. Hinter dem Hause waren die Schießstände. Auf dem Sportplatz davor klopften wir Griffe und exerzierten. Wenn ich in Oktobernächten nachts aufwachte, hörte ich aus der Ferne das Röhren der Hirsche. Noch standen vor dem Hause aus friedlichen Zeiten kleine eiserne Tische und Stühle. Beim warmen Herbstwetter klapperten hier unsere Löffel, mit denen wir zu Mittag unser Eßgeschirr leerten. Einmal schob ich das leere Geschirr von mir und rief zum Spaß: »Minna, Sie können abräumen!«, worauf ein Berliner Taxichauffeur ein wenig wehmütig antwortete: »Tjä — tjä, es hat sich ausgeminnat!« Überhaupt waren meine Berliner prima. Wenn die Laune sank und, wie der Soldat sagt, uns »der Kaffee hochkam«, hoben sie die Stimmung mit ihren trockenen Witzen. Beim öden Herummarschieren hörte ich meinen Hintermann sagen: »Wäre ich doch erst Gefreiter! Dann ständen mir alle hohen Posten offen.« (An der Spitze der NS-Diktatur stand der ehemalige Gefreite Adolf Hitler.)

Wie zufällig ergab es sich auch, daß hier und da ein Kamerad die Gelegenheit nutzte, mit einem Pfarrer ins Gespräch zu kommen, wozu er bisher nicht gekommen war. Familiennöte, Ehekrach, allerhand Sorgen, aber auch Glaubensfragen wurden ausgepackt. Ich erkannte, wie wichtig es war, daß der Pfarrer in den gleichen Verhältnissen steckte wie sie selbst. Das erleichterte das Vertrauen. Weil auch ich sehr unfreiwillig hier war, genauso wie die andern angebrüllt wurde, auch die Latrine reinigen und den schweren MG-Munitionskasten schleppen mußte, gab es zwischen uns keine Hemmungen. Oft konnte ich meinem Gott danken, daß er mich hierher gesetzt hatte. Die jungen Burschen ließen sich von mir sagen, die älteren ließen mich gelten. Ich konnte am Tisch sitzend meine Bibel lesen, während sie am andern Ende Karten spielten. Wir störten einander nicht. Es gab nie eine dumme Bemerkung. Viele wußten, daß ich morgens meine Losung las. Ein Zigarrenhändler kam bald des morgens zu mir und sagte: »Lies mir doch auch den Spruch!« Er genierte sich auch nicht, beim Morgenkaffee in Gegenwart der Kameraden über den Tisch hin zu sagen: »Brandenburg, ich habe ja heute meinen Spruch nicht zu hören gekriegt!« Ich mußte die Losungen noch einmal zücken. Etwas verspätet stieß zu unserem Haufen der Besitzer eines Berliner Nachtcafés, ein ehemaliger Kellner. Der sehr verzärtelte Mann litt unsagbar. Morgens wachte er mit Kopfschmerzen auf und stöhnte zu meinem Strohsack herüber: »Ach, Brandenburg, lies mir doch einen deiner trostreichen Sprüche vor! Vielleicht hilft er mir auch!«

Es gab auch überraschende Situationen. Während einer Zigarettenpause beim Formalexerzieren kam ich zu einer Gruppe, die sich im Grase gelagert hatte. Ehe sie mich sehen konnten, sagte ein nach Berlin verschlagener Westfale, der immer noch bewußter Marxist war: »Am einfachsten hat es ja der Brandenburg. Er betet einfach — und dann ist er ganz vergnügt!« Ich fing an zu lachen: »Ihr tut immer so, als hätte ich eine Privatfrömmigkeit. Auch ihr seid getauft und wahrscheinlich auch konfirmiert. Was ich habe, könnt ihr auch haben. Aber ihr wollt nicht. Im übrigen glaub ich's schon, daß ich's leichter habe als Ihr.« Der gleiche Kamerad kam eines Abends, als ich schon auf meinem Strohsack im »ersten Stock« lag, das heißt im oberen Bett, mit einer Gruppe Freunde zu mir und rief: »Nun aber raus mit der Sprache, Brandenburg, und sag uns, wie du es machst, daß du immer zufrieden bist.« Ich erwiderte: »Sag mal, Kamerad X, ist das dein Ernst, oder willst du mich bloß veräppeln?« — »Nein, nein, es ist schon Ernst.« Ich griff schweigend unter mein Kopfkissen und holte

meine Bibel heraus, reichte sie ihm hin und sagte: »Da! Schau rein! Das ist das ganze Rezept.«

Gewiß war mir die sklavenartige Unfreiheit eines Soldaten recht ungewohnt. Aber erstens erinnerte ich mich daran, wie erschwert mein Seelsorgedienst nach dem ersten Weltkrieg war, weil ich als einer der wenigen meiner Generation das Soldatenleben nicht kannte. Zweitens aber wurde mir bald deutlich, daß ich kaum je eine so großartige Gelegenheit zur Männermission finden würde wie hier als Soldat.

Humor mußte man haben. Die humorlosen Kameraden litten am meisten. »Brandenburg, wie tragen Sie Ihr Gewehr! Wie 'ne Mistgabel!« schrie der Leutnant über den ganzen Exerzierplatz. Ich versuchte die sonst geisttötende Zeit auszunutzen, daß ich viel Bibelworte auswendig lernte, auch in griechischer Sprache. Beim Exerzieren konnte man gut repetieren. Um so mehr erheiterte es mich, als der Leutnant meinen Nebenmann eines Tages anschrie: »Mensch, wo sind Sie mit Ihren Gedanken? Geben Sie doch acht, was Sie tun! Sehen Sie, wie unser Pastor bei der Sache ist!« Ich war gerade dabei, das achte Kapitel des Römerbriefs mir feierlich in der Ursprache herzusagen. Als ich erst allein auf Posten stehen durfte, steckte mein kleines Neues Testament immer in meinem weiten Mantelärmel. Ich habe in der Rekrutenzeit wohl etwa dreißig Psalmen auswendig gelernt.

Nach einigen Wochen durfte ich zum ersten Mal Besuch empfangen. Es war natürlich ein Feiertag, als unsere Frauen ihre verwandelten Männer besichtigen kamen. Meine Frau fand beim Gemeinschaftsprediger in Eberswalde ein freundliches Quartier und kam einige Sonntage zu mir. Auch Gertrud kam mit der Schwesternhaube und Hans-Christian in der Flakhelferuniform. Höchst belustigend war es, als ich mit den Meinen zum ersten Mal durch die Straßen gehen durfte, weil ich nun — zu grüßen verstand! Das Rekrutenleben ist überhaupt ein Weg zur Verjüngung. Als wir schließlich fertige Soldaten waren, gab es ein fröhliches Kompagniefest. Ich bekam den Auftrag, eine Rede auf die Ausbilder zu halten. Ich dankte ihnen für dreierlei. Das Erste, die gute Kameradschaft, sei schon oft genug besungen; da könnte ich mich kurz fassen. Das Zweite: Ich hätte mich zuerst doch sehr gewundert, daß unsere Ausbilder, die ja über eine gewisse Bildung verfügten, sich so sehr aufregten, wenn mein rechter Fuß sich zu weit vorstreckte oder ich auch sonst nicht ganz in der Reihe stand. Aber mit der Zeit hätte ich verstanden, daß das alles seine Bedeutung habe. Jeder Mann muß seinen Platz wissen, ohne sich vorzudrängen, aber auch ohne sich zurückdrängen zu lassen. Das gehörte zur Cha-

rakterbildung. Aber am wichtigsten sei mir das Dritte. Da es bekannt sei, daß ich in einer früheren Existenzform einmal Pastor gewesen sei, so erlaube man mir, dieses Dritte theologisch zu sagen. Ich hätte bei den Rekruten etwas erlebt, was ich bisher nur bei Jesus erlebt hätte: Nämlich, daß man sein Leben ganz neu anfangen dürfe! Mit dem Zivilrock sei mein altes Leben von mir abgefallen. Ich hätte alles neu lernen müssen: sprechen, grüßen, sogar stehen und gehen. Diese Verjüngung sei sehr nervenstärkend gewesen. Ich hätte nichts mehr selbst entscheiden müssen. Alles wurde befohlen, und ich hatte nur zu gehorchen. Für diese vereinfachte Existenzform müßte ich danken.

An jenem ersten Tage ihres Besuchs in Joachimstal hatte meine Frau ein seltsames Erlebnis. Als sie um die Baracke der Unterkunft kam und ich ihr begegnete, blieb sie einen Augenblick erschrocken stehen. Ich fragte, was sie hätte. Sie antwortete, sie hätte an meiner Stelle deutlich unsern Eberhard stehen sehen. Gegen Ende der Ausbildungszeit erhielt ich durch unsern Major, der mich auf dem Schießstande aufsuchte, die Mitteilung vom Soldatentod unseres Jungen. Als wir den Tag nachrechneten, erkannten wir, daß er an jenem Tage, an dem meine Frau ihn an meiner Stelle hatte stehen sehen, durch eine feindliche Kugel tödlich getroffen war.

Nach meiner Ausbildung war ich für ein paar Wochen auf ein Landgut kommandiert, wo ich Nacht für Nacht ein kleines Gefangenenlager voller Franzosen zu bewachen hatte. Nach der wochenlangen äußeren Unruhe waren diese stillen Nächte eine Wohltat. Ich lernte Choräle auswendig und dachte viel an unseren gefallenen Jungen.

Meine Frau hatte inzwischen mit unserem Jüngsten, dem dreijährigen Arnd, die Einladung einer befreundeten Familie nach Schönfeld in der Uckermark angenommen. Der Ort ist bekannt aus Büchsels »Erinnerungen eines Landgeistlichen«. Sie hatte dort im Verwalterhaus eine Mehrzimmerwohnung erhalten und war nun von den unruhigen Nächten Berlins befreit. Als ihre alten Eltern durch Brandbomben in Leipzig ihr Heim und ihren Besitz restlos verloren, konnte sie auch diese bei sich aufnehmen. Ich habe an Urlaubstagen mehrmals Besuche in Schönfeld machen können. Auch zu Weihnachten war ich einige Tage bei den Meinen, wobei wir die Freude hatten, daß Traugott auf kurzen Heimaturlaub bei uns war.

Schon nach zwei Wochen wurde ich von meinem Nachtwächterposten zu einer Nachübung nach Joachimstal zurückbefohlen. Hier fand ich einen völlig andern Haufen vor und war reichlich erstaunt, als es hieß, es würde eine Theatertruppe zusammengestellt. Ich traute meinen

Ohren nicht, als ich das hörte. Aber beim Kommiß ist alles möglich. Aus dem ganzen Regiment war das Völklein der Künstler, die Diener der mancherlei Musen, zusammengezogen: Vom Opernsänger bis zum Kulissenschieber, vom Schauspieler bis zum Clown, Musiker, Chorsänger usw. Mein Leutnant hatte den Gedanken gefaßt, durch eine fröhliche Aufführung ein Opfer fürs Winterhilfswerk zu sammeln. Und auf Berlin regnete es Bomben! Ich ging zu einem der Offiziere hin und sagte ihm, meine Kommandierung sei wohl ein Mißverständnis. Ich sei in allen Künsten unbewandert und bloß Pfarrer. Er aber lachte: »Was? Pfarrer sind Sie? Ausgezeichnet! Schon Goethe hat gesagt: Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren. Sie bleiben bei uns!« Nun, Befehl ist Befehl. Ich schlug die Hacken zusammen und blieb. Eine Freude hatte ich, als ich abends auf meinem Strohsack meine Bibel las. Neben mir lag ein junger Soldat, der als Kulissenschieber fungierte. Als er meine Bibel sah, kriegte er erstaunte Augen und fragte erfreut, ob er mitmachen dürfe. Er war der Sohn von ostpreußischen Gemeinschaftsleuten und bisher beim Kommiß einsam geblieben. Wie gut tat es, nun Abend für Abend mit ihm das Brot Gottes zu teilen. Eigentlich kam ich bei diesem komischen Haufen aus der Freude gar nicht heraus. Ganz ungesucht gab es gute Gespräche von Wert und Tiefe. Einer nach dem andern suchte mich auf und interviewte mich. Es ging meist um sehr ernsthafte Fragen.

Als ich mich anschließend in Angermünde auf der Schreibstube zum Dienst melden sollte, war der erste Auftrag, ich sollte einen Sack Erbsen holen und auslesen. Dazu war ich also zwei Monate ausgebildet und aus dem Diakonissenhaus abgelöst! Ich lebte eine Zeitlang in einem böse verwanzten Krug, »Zum grünen Baum«, wo unter den jungen Burschen eine üble Etappenluft herrschte. Es gelang mir aber endlich, einen kleinen Kreis etwas ernsterer Kameraden um mich zu sammeln. Dann bekam ich ein Kommando an ein Italienerlager, wo ich täglich meine Italianni in aller Herrgottsfrühe zum Bahnhof begleiten und gegen Abend wieder abholen mußte. Wir wurden bald Freunde, und ich lernte manchen italienischen Brocken. Zwar mußte ich eine Stunde früher als sonst aufstehen, dafür hatte ich aber hernach eine herrliche stille Zeit neben einem warmen Gasofen. Ich las die Offenbarung des Johannes, Psalmen und Propheten und schrieb mir zu jedem Vers einige Gedanken auf Blätter meines Ringbuchs. War ein Blatt voll, so kam es in den Feldpostbrief an meine Frau. Daß diese losen Blätter all die wüsten Zeiten überlebten und noch in meiner Hand sind, scheint mir wunderbar.

Bald nach Weihnachten kam einer der Kameraden zu mir gelaufen und rief: »Brandenburg, du sollst schnell zur Schreibstube kommen, ihr seid ausgebombt!« Mit diesem Geschick hatte ich längst gerechnet. Aber im Augenblick gab es doch einen kleinen Schock. Auf dem Wege zur Kommandantur im Rathaus suchte ich mich zu fassen. Ich meine noch den Pflasterstein in der Nähe der alten Kirche zeigen zu können, auf dem ich mich soweit durchgerungen hatte, daß ich Hiobs Bekenntnis nachsprach: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.«

Ich bekam also »Bombenurlaub«, wie das geschmackvolle Wort hieß, und fuhr nach Lichtenrade. Schon unterwegs durch den Ort hörte ich, daß es nicht ohne Tote abgegangen war. An jenem Tage hatte unser Traugott, der noch auf Urlaub war, und seine Verlobte in unserem Pfarrhaus die noch erreichbaren Jungen und Mädels zur Bibelarbeit gerufen. Sie haben später erzählt, wie gerade diese Bibelarbeit ihnen gut getan hätte. Als die Vorwarnung ausgegeben war, lief ein Teil der Jugend heim. Wer aber weitere Wege hatte, blieb. Nachdem sie sich im Souterrain gesammelt hatten, fiel eine schwere Mine auf den einzigen wirklichen Luftschuttkeller der Anstalt und tötete etwa ein Dutzend Frauen, darunter zwei Diakonissen unseres Hauses. Die Druckwelle riß die Tür unseres Hauses auf, brach fast alle Fenster mit Rahmen aus den Mauern und deckte das Dach ab. Von den jungen Menschen wurde keiner verletzt, wenn sie auch alle zu Boden geworfen wurden. Sie haben dann laut miteinander das Vaterunser gebetet. Dann kam der Chauffeur der Anstalt gelaufen und erbat ihre Hilfe beim Bergen der Verschütteten. Die Jungen haben kräftig geholfen, bis der amtliche Bergungstrupp eintraf.

Ich war nicht nur dankbar, daß diese Jugend bewahrt blieb, sondern auch dafür, daß in unserem Hause vor seinem Zerbruch noch einmal Gottes Wort verkündet wurde.

Auch meine Frau traf aus Schönfeld ein. Sie im Trainingsanzug, ich in Uniform — so haben wir beide Schutt und Scherben geräumt und zu bergen gesucht, was noch zu bergen war. Wir hielten uns beide aufrecht — bis ich an die Sachen unseres gefallenen Eberhard kam. Da verlor ich völlig die Fassung. Ich vergesse nicht, wie meine Frau mich bei der Hand nahm, sich und mich auf eine Kiste setzte und unser Hochzeitslied anstimmte: »Womit soll ich dich wohl loben, mächtiger Herr Zebaoth.« Besonders bei dem Verse: »Bald mit Lieben, bald mit Leiden kamst du, Herr, mein Gott, zu mir, nur mein Herze zu bereiten, ganz sich zu ergeben dir«, fand ich mein Gleichgewicht wieder.

Unser alter Freund, Pastor Hans Dannenbaum, kam im Auto angefahren, weil er von unserem Malheur gehört hatte. Nun konnte ich ihm fröhlich zurufen: »Komm, Hans, hier ist großer Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäfts! Du kannst dir von den Büchern aussuchen, was du gebrauchen kannst.« Er wehrte heftig ab, aber schließlich bat ich ihn, das neue Klopstockbuch von Kindt für seine Frau mitzunehmen. Dadurch ist dieses Buch gerettet worden. Nach dem Kriege gab Dannenbaum es mir wieder zurück. Es hat für mich dadurch einen besonderen Wert, daß er es Dietrich Bonhoeffer im Tegeler Gefängnis geliehen hatte. Im Buch »Widerstand und Ergebung« finden wir es von Bonhoeffer erwähnt.

Viel schwerer als das Wegräumen von Schutt war dann mein Dienst am Massengrab. Welch ein Sterben ging durch unser deutsches Volk!

Wie sehr wir alle mitten im Leben vom Tod umfassen waren, wurde mir auch deutlich, als unerwartet unser Flakhelfer Hans-Christian zu mir nach Angermünde kam. Er hatte einen Abschiedsbrief in der Tasche, denn er rechnete nicht damit, den nächsten Angriff der englischen Flieger zu überleben. Er wollte noch einmal mit mir das Abendmahl nehmen. Jene Stunde im Zimmer des Pfarrers hat uns tief verbunden. Ich entließ meinen Jungen in der Erwartung, daß der Sechzehnjährige unser nächstes Kriegsoffer sein werde. Gott aber hatte andere Absichten mit ihm. Notdürftig ausgebildet als Soldat, mit Holzsohlen an den Stiefeln, wurde er Maschinengewehrschütze an der Oder bei Wriezen. Ein Schuß in das rechte Handgelenk machte ihn kampfunfähig. Im Lazarett in Schwerin wurde er ausgeheilt. Dort hatte seine Großmutter eine Unterkunft bei Verwandten gefunden, nachdem auch sie unter den Trümmern des vierstöckigen Hauses in Schöneberg wunderbar gerettet worden war.

Als ich im März 1944 von Schönfeld heimkehrte, wo ich meinen Geburtstag gefeiert hatte, erfuhr ich, daß ich inzwischen nach Berlin abkommandiert war. Ich hatte mich in Moabit in der ehemaligen Kriegsakademie zu melden, wo jetzt die Dolmetscherlehrabteilung untergebracht war. Trotz Tages- und Nachtangriffen aus der Luft war ich nicht ungerne in Berlin. Nun konnte ich je und dann das Diakonissenhaus in Lichtenrade besuchen. Ich wurde einer neu aufzustellenden »Turkvölkischen Dolmetscherschule« zugeordnet. In ihr sollten in dreimonatigen Kursen Vertreter der Turkvölker aus Turkestan und der Tatarei, aber auch Vertreter der kaukasischen Bergvölker, die in unserer Wehrmacht mitkämpften, die deutsche Kommandosprache lernen, um als Sprachmittler in der Truppe zu fungieren. Wir Lehrer

waren ein Sammelsurium von Mehrsprachlern, obwohl es ganz unwesentlich war, welche weitere Sprache wir konnten. Im Unterricht durfte ohnehin nur die deutsche Sprache benutzt werden. Wir wenigen Deutschbalten konnten alle ein wenig Russisch. Die Zusammensetzung dieses Lehrpersonals brachte ein gewisses Bildungsniveau.

Unser erstes Standquartier sollte in Lothringen nahe der Saarländischen Grenze sein. Mir waren die Gegend und der Weg dahin neu und daher nicht uninteressant. Schon auf dem Wege zum Verladebahnhof lernte ich einen Hamburger Kaufmann kennen, der während des Krieges den Ruf Christi gehört und ernst genommen hatte. Er sagte mir beiläufig, er rechne damit, daß ich bald einen Bibelkreis sammeln würde. Wieder kam — unprovziert durch mich — solch eine Anregung zu mir. Ich war Kamerad Hermann Fehling dafür sehr dankbar. Auf dem Transport kam ich als einziger Deutscher in einen Güterwagen mit einigen Dutzend Turkestanern. Ich war auf unsere Symbiose recht gespannt. Es ging aber vorzüglich. Ich wurde von meinen moslemischen Kameraden aufs höflichste behandelt. Es war ein guter Start für die nächsten Monate, die ich in diesem bunten Völkergemisch verlebte. Folgende Völkerstämme waren in unserer Schule vertreten: Aus Turkestan: Kasachen, Kara-Kirgisen, Usbeken, Turkmenen, Karakalpakern, Tadschiken. Aus dem Kaukasus: Armenier, Aserbeidschanner, Georgier (Grusinier), Migrelier, Abchasen, Tscherkessen, Ossetinen, Tschetschenen, Inguschen, Kabardiner, Karatschaien. Aus dem Ural und Wolgagebiet: Tataren, Baschkiren, Tschuwaschen, Tscheremissen, Mordwinen, Permjakern, Kalmücken, dazu ein Türke. Auffallend war mir, daß die Mohammedaner auf die buddhistischen Kalmücken mit Verachtung herabsahen. Nur die Armenier und Georgier stammten aus christlichen Volkskirchen, waren aber weithin Atheisten geworden. Ich bin fast immer mit diesen Fremdländern gut gekommen und könnte manche freundliche Erlebnisse berichten.

Als uns einmal ein »Kraft-durch-Freude«-Theater besuchte, lud ich einen älteren Usbeken ein, mitzukommen. Er sagte mir: »Herr Sonderführer, mein Theater ist die Natur — lauter Wunder!« Und er fügte hinzu: »Ich komme aus der Sowjetunion. Sie meinen da, sie haben Kultur, wenn sie Motoren und Elektrokombinate haben. Aber ich habe kein Gewissen und kein Schamgefühl gefunden. Wo bleibt die Kultur der Seele?« Ich konnte dem lieben Mann die Evangelien in usbekischer Sprache und arabischer Schrift schenken, die er dankbar las. Das war einer der seltenen Fälle, wo ich an meine Schüler mit dem Evangelium herankommen konnte.

Die Unterrichtsstunden waren inhaltlich genau festgelegt. Nur einmal in der Woche durfte ich eine Stunde frei gestalten. Wir lernten dann deutsche Lieder oder ich schrieb Sprichwörter an die Tafel. Etwa: »Morgenstunde hat Gold im Munde« oder: »Mit großen Herren ist schlecht Kirschen essen«. Je und dann mischte ich auch ein Bibelwort hinein, etwa: »Befiel dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.« Interessant war's, daß mein letzter Hauptmann, ein gemütlicher Österreicher, das irgendwie spitz gekriegt hatte. Er hat mir später einmal gesagt: »Ich hob's ja g'wußt, daß Sie Bibelsprich' an die Tofel g'schrieb'n ham. Aber ich hob dacht: Was schadt's?« Unsere Nazis waren dem Pastor gegenüber immer etwas mißtrauisch.

Doch damit habe ich den Ereignissen vorgegriffen. Die Ankunft in Rohrbach — zwischen Bitsch und Saargemünd in Lothringen — war äußerlich eine angenehme Überraschung. Das hübsche Dorf lag im Tal, die einstöckigen französischen Kasernen, die zu den Maginot-befestigungen gehörten, ein wenig auf der Höhe. Zuerst lag ich in einer Mannschaftsstube, später wurde ich Sonderführer im Range eines Unteroffiziers; da wohnten wir zu zweit und dritt in netten Stuben.

Wir trafen wenige Tage vor Ostern ein. Am Karfreitag hielt Pfarrer Helminger aus Saargemünd im Saal des kleinen Gerichtsgebäudes einen Abendmahlsgottesdienst, auf den ich durch Kameraden aufmerksam gemacht wurde. Der Saal war voll. Die Gemeinde bestand zum Teil aus elsässischen Beamten, zum Teil auch aus mennonitischen Landwirten, die früher hier noch zahlreicher ansässig waren. Nach dem Gottesdienst lernte ich die Familie Leininger kennen, die aus dem Elsaß stammte und sich für die evangelischen Gottesdienste verantwortlich fühlte. Ich bin dieser gastfreien Familie sehr dankbar. Ich verkehrte viel bei ihnen, und ihre gesunden Ansichten waren in dieser so verwirrten Zeit eine Erquickung. Wir haben wohl nie vergessen, daß wir uns beim Abendmahl kennenlernten.

Als ich meinen Pfarrbruder zum Bahnhof begleitete, erkannten wir uns beide als Altfreunde der D.C.S.V. Er bat mich, in Zukunft die Predigten in Rohrbach zu übernehmen, da ihm kein Auto zur Verfügung stand und er viel Vertretungen hatte. Mein Kompagniechef, mit dem ich die Sache besprach, war einverstanden. Seitdem habe ich bis zum Spätherbst 1944 alle vierzehn Tage regelmäßig gepredigt. Ich zog einen elsässischen Talar an und erbat mir von Salem ein dort überzähliges Harmonium, das auch bald per Fracht eintraf. Zum Gottesdienst kamen auch viele meiner Kameraden. Auch der geplante Bibelkreis entstand bald und hat sich bewährt. Er wurde »ökumenisch«,

weil auch ein Methodist und bald auch einige Katholiken teilnahmen. Unter diesen fand ich ein paar liebe Freunde, mit denen ich bis heute herzlich verbunden bin. Ich teilte die Stube mit zwei Kameraden. Dem einen, einem Katholiken aus dem Sudetenland, trat ich persönlich näher. Wir waren ein etwas ungleiches Gespann, denn er gehörte im Zivil der SS an. Hinter ihm lag eine schwere Kindheit. Er war charakterlich schwierig und kontaktarm. Aber er war ein sauberer Junge. Als ein Kompagniefest in Aussicht war, sahen wir beide trübe; nicht nur, weil mit einer großen Trunkenheit zu rechnen war. Auch der Kompagniechef sah schwarz. Da machte ich meinem Kameraden aus Böhmen den Vorschlag: »Erich, wir gehen zum Hauptmann und bieten uns an, das Programm zu machen. Es muß so lustig werden, daß alle nicht aus dem Lachen herauskommen, und zugleich so sauber, daß unsere Frauen dabei sein könnten.« Erich war gleich dabei, der etwas hilflose Hauptmann beinah glücklich. Die Sache klappte dann gut.

Unerfreulich war es, wenn unser General zur Inspektion erwartet wurde. Selbst, wenn ich starke Nerven gehabt hätte, hätten mich der Spieß und die Offiziere mit ihrer Aufregung angesteckt. Es half mir auch nicht, daß ich versuchte, die Sache von der komischen Seite anzusehen. Kommiß bleibt Kommiß. Aber auch solche Tage wurden überstanden.

Im Frühling und im Frühsommer konnten wir an den Sonntagen noch die schöne Gegend genießen. Aber nach der Landung der Amerikaner in der Normandie im Juni wurde es bald anders. Als jene Nachricht kam, stieg ich allein auf eine Höhe. Hier in der Stille einer Bergwiese schütete ich mein Herz vor Gott aus. Ich wußte: Nun naht die furchtbare Katastrophe. In jener Stunde begegnete mein Gott mir neu. Ich konnte alles in seine Hände legen: meine Frau und die Kinder, meine Mutter und meine Geschwister, mein Volk und meine Kirche, auch mich selber. Ich war bereit.

Doch unser Schulbetrieb ging weiter. Ich lehrte die Kommandosprache und übte Geländebeschreibungen, ich erklärte die Formierung eines Heereszuges und die Rangabzeichen in der Wehrmacht. Manchmal gab es seltsame Mißverständnisse. Als ich die erste Klasse des starken Zeitwortes übte: Singe, sang, gesungen — trinke, trank, getrunken! —, sollten Beispiele gemacht werden. »Ich singe ein Lied, ich sang ein Lied, ich habe gesungen ein Lied« (ja, ja, die Wortstellung im Deutschen war nicht leicht). Ich erinnerte nochmals: »Merken Sie sich's: i — a — u.« Antwort: »Ich trinke Milch, ich trinke Malch, ich trinke Mulch.« Dabei mußte ich todernst bleiben.

Ich sitze eines Tages über meinen Büchern in meiner Stube. Da kommt der Spieß: »Brandenburg, Sie bekommen Besuch!« In der Tür steht meine Frau. Sie war trotz des schweren Beschusses der Züge durch Flieger von Norddeutschland bis zu mir gekommen. Mein mir wohlgesonnener Kompagniechef erlaubte mir gleich, ein Zimmer im Ort zu mieten, und gab mir etwa vierzehn Tage lang halbtags Urlaub. Nur vormittags unterrichtete ich etwa drei Stunden. Wir rechneten damit, daß wir Abschied für's Leben nehmen müßten. Ich danke es meiner Frau, daß wir uns nicht dem Schmerz und der Angst ergaben, sondern einander im Glauben stärkten. Wie schön waren die abendlichen Spaziergänge beim warmen Augustwetter! Meine Frau lernte meine kleine Gemeinde und die guten Freunde kennen. Damals ahnten wir nicht, daß wir etwa zehn Jahre später unsere liebe Hauswirtin noch einmal auf einer Sommerreise besuchen würden.

Schon vorher hatte ich eine ähnliche Überraschung, als Hans-Christian, unser Flakhelfer, unerwartet erschien. Ich bekam einen Tag Urlaub, und heute noch denken wir gerne an die herrliche Wanderung durch die Nordvogesen. Wir sangen viel Wanderlieder, von denen Hans-Christian hunderte im Kopf hatte.

Ehe wir aus Rohrbach ins Reich zurückverlegt wurden, erreichte mich hier noch die Nachricht vom Tode unseres Traugott südlich von Warschau. Aufgehalten durch lauernde Luftangriffe, fuhr ich auf Umwegen nach Berlin, wo wir wie vor einem Jahr für Eberhard nun auch für unsern Ältesten eine Trauerfeier hielten. In der Kapelle hatten wir mit Traugott bei seinem Heimaturlaub auf seine Bitte hin gleich nach seiner Ankunft im Kreise der Familie eine Abendmahlsfeier gehalten. Hier konnte ich mit wundem Herzen den Heiland unseres Jungen rühmen, der ihm früh Herz und Auge für sich geöffnet hatte. Er hatte aus Traugott einen erstaunlich frohen und tapferen Zeugen gemacht. Sein Freund Konrad von Rabenau — heute Professor in Naumburg — sagte warme Worte des Gedenkens, anknüpfend an das Wort aus Traugotts Lieblingspsalm 18: »Mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen.« Zwei Wochen später hatte Traugott heiraten wollen. Nun trauerte mit uns seine Verlobte, die wir wie unsere Tochter liebten.

Bald nach meiner Rückkehr nach Rohrbach wurde die Dolmetscherschule nach Ohrdruff in Thüringen verlegt. Hier blieben wir nur etwa vier bis sechs Wochen. Der Schulbetrieb ging weiter. Am ersten Sonntag besuchte ich das Schloßgut, dessen Pächter, Herr Holder, wie mir aus Berlin geschrieben war, die Leitung der landeskirchlichen Gemein-

schaft hatte. Es war ein verregneter Sonntag. Mein Mantel tropfte und die Stiefel auch. Als ich die Tür aufmachte, stand ich vor einer kuchenbeladenen Kaffeetafel, die mein Soldatenherz lachen machte. Der Hausherr stand auf und kam mir strahlend entgegen: »Ach, Pastor Brandenburg, wir kennen uns ja!« Ich hatte keine Ahnung. Es stellte sich heraus, daß der Hausherr im Sommer 1926 der Vertreter der Hohenheimer D.C.S.V. war, als ich auf jener schönen Sommerreise beim Treffen in Waldenbuch die Andacht über Joh. 15, 1—5 gehalten hatte. Während des ganzen Ohrdruffer Aufenthaltes hatte ich im Hause Holder ein freundliches Refugium. Die Wohnung stand mir jederzeit zur Verfügung, zu jeder Mahlzeit war ich willkommen, sogar Kameraden durfte ich mitbringen, wenn ich sie telefonisch anmeldete. Als wir weiter nach Schlesien verlegt wurden, kamen die treuen Freunde nachts auf den Bahnhof, um mir eine Decke zu bringen und mich mit heißem Kaffee zu erquicken! Besonders schön war es, daß ich in diesen sechs Wochen regelmäßig die Gemeinschaft bedienen durfte.

Meine Stube teilte ich wieder mit einem katholischen Kameraden aus dem Sudetenland. Es war ein musikliebender Lehrer, der auch meinen Bibelkreis besuchte und sich von mir eine Taschenbibel erbeten hatte. Ich sehe ihn noch am Tisch über der Bibel sitzen. Zuweilen ging ein fröhliches Lächeln über sein Gesicht. Es konnte vorkommen, daß er sich beim Lesen unterbrach und sagte: »Weißt du, Hans, dir ist das ja alles längst bekannt, aber mir ist das meiste neu und darum so überraschend und beglückend.« Als wir uns nach Monaten im dunklen Hof einer Kaserne trennten, weil wir zur Front abgestellt wurden, sagte er: »Es ist ungewiß, ob wir uns in diesem Leben noch wiedersehen. Ich möchte dir danken. Du brauchst dich um mich nicht mehr zu sorgen. Ich weiß jetzt Bescheid.« Auch er blieb am Leben. Wir sind heute noch über die Grenzen der Konfessionen in Christus verbunden. Da die Partei in Ohrdruff ein neues KZ einrichtete, siedelten wir nach dem Lager Neuhammer bei Sagan in Schlesien um.

Schon an einem ersten Sonntag sagte Kamerad Otto Müller zu mir: »Brandenburg, als Pfarrer solltest du dich eigentlich darum kümmern, ob es hier auch eine Kirche gibt.« Er hatte Recht. Ich ging, um zu rekognoszieren. Die nächste Kirche war sechs Kilometer entfernt. So weit durften wir nicht gehen. Unterwegs traf ich einen alten Mann und fragte ihn: »Sagen Sie bitte, gibt es hier in Neuhammer nicht Leute, die zuweilen zusammenkommen, um die Bibel zu lesen?« Er sah mich zuerst erstaunt an, besann sich dann und sagte: »Da draußen in der Siedlung soll es solche geben.« — »Und Sie waren noch nicht dabei?«

fragte ich ihn. Er schüttelte den Kopf. Ich ging zur Siedlung. Nach allerhand Fragen fand ich das kurzsichtige und etwas gebrechliche Fräulein Behnsen, die früher einen kleinen Handarbeitsladen hatte. Sie war von Gott offenbar zum heimlichen Pastor in diesen kirchenlosen Ort gesetzt. Wieder wurde mir deutlich, wie Gott durch die kleinen unscheinbaren Gemeinschaften, die so oft verachtet, verspottet und gar bekämpft werden, unmeßbaren Segen in unser Volk leitet. Mit welcher Treue machte Fräulein Behnsen Besuche! Sie kannte alle ihre »Schäflein«, umsorgte und umbetete sie. Das alles geschah ohne irgendeine Gegenleistung. Wenn wir doch immer in der Kirche erkennen wollten, daß nur dort, wo das biblische Fundament gelegt ist, auch wirklich weitergebaut werden kann! Wieviel Kraft und Zeit geht verloren, indem man in die Luft baut! Man erwartet und verlangt vom natürlichen Menschen etwas, was nur der wiedergeborene, geistliche Mensch zu tun bereit ist. Fräulein Behnsen war unermüdlich hilfsbereit. Für mich übernahm sie das Stopfen meiner Strümpfe, denn diese wurden bei meiner Behandlung immer kleiner, dieweil ich die Löcher einfach zusammenzog. Vor allem aber sorgte sie, daß in Neuhammer und Umgebung das Wort Gottes nicht verstummte. Auch ich wurde gleich angestellt. Am nächsten Sonntag hielten wir schon Bibelstunde, und am Sonntag darauf ging es in ein Nachbardorf hinaus. Die Kameraden, die sich sonntags ohnehin langweilten, kamen zahlreich mit.

Hier in Neuhammer wurde ich in eine Leutnantsuniform gesteckt. »Schmalspurleutnant« hieß das beim Kommiß.

Eigenartig war die Weihnachtsfeier. Bei starker Kälte mußten wir kilometerweit marschieren, um den Festraum zu erreichen. Ich marschierte zwischen einem arabischen Typ aus Turkestan und einem negerhaften Krauskopf. Als wir so durch den schneeigen Winterabend zogen, wurde ich an die Legende der »heiligen drei Könige« erinnert. Die Feier war trotz einiger gutgemeinter Chorgesänge und sogar einer kleinen Bescherung inhaltslos und unbefriedigend. In der Voraussicht dessen hatte ich vorher schon für den engeren Kameradenkreis der »Lehrer« eine Feierstunde mit Keks, Obst und allerhand lustigen Versen auf unserer Stube vorbereitet. Hier konnte ich auch die Weihnachtsgeschichte vorlesen. Wir rückten sichtbar näher zusammen.

Hier im Lager gab es sogar Lagergottesdienste. Davon hatten wir früher nichts gewußt. Eine kleine bescheidene Baracke stand zur Verfügung. Abwechselnd war sonntags katholische Messe und evangelischer Gottesdienst, den ein alter Pfarrer herrnhutischer Tradition

hielt. Wenn Messe war, so ging ich durch die große Kaserne und rief in jede Mannschaftsstube: »Fertigmachen zur katholischen Messe!« Manchmal klang mir entgegen: »Was geht dich das an? du bist doch evangelisch!« Dann pflegte ich zu sagen: »Macht nichts, ich komme mit!« — »Na, dann komme ich auch.« Am nächsten Sonntag hieß es: »Fertigmachen zum evangelischen Gottesdienst!« — Antwort: »Ne, ich bin katholisch.« — Darauf ich: »Macht nichts, ich bin ja vorige Woche auch mitgekommen. Schadet dir gar nichts, wenn du mal eine evangelische Predigt hörst.« So standen wir Evangelischen und Katholischen ganz treu zusammen.

Die Lage wurde von Tag zu Tag ernster. Bei Liegnitz wurde schon gekämpft. Wir bauten Stellungen im hartgefrorenen Boden. Ich kannte mein Schützenloch in der verschneiten Landschaft, in dem ich den Feind erwarten sollte. Ich sah mir die kleinen verschneiten Kiefern in der nächsten Umgebung recht genau an. Vielleicht würden sie das Letzte sein, was ich von dieser Welt zu sehen bekomme. Da wir fast waffenlos waren, würde dieses Loch wohl mein Grab werden.

Wie freute ich mich, als unser alter Pfarrer im Gottesdienst das Abendmahl abkündigte. Am Altar kniete neben mir ein SS-Mann in seiner schwarzen Uniform. Das war ungewöhnlich. Nach der Feier machte ich mich mit ihm bekannt, und er besuchte mich in meinem Zimmer. Wir wurden enge Freunde. Er gehörte zu einer estnischen SS-Formation, in die die jungen Esten in dem nördlichen Baltenland hineingezwungen worden waren. Zuerst hatte er sich geweigert und sogar einen Fluchtversuch über den finnischen Meerbusen gemacht. Dabei war er ertappt und mit zwei Kameraden ins Gefängnis geworfen worden. Von Haus aus war er völlig ungläubig. Im Gefängnis las er einen Band Schopenhauer aus der Anstaltsbibliothek und erlag diesem trostlosen Pessimisten. Am 24. Dezember 1943 wurden zwei sowjetische Fallschirmagenten in die Zelle gestoßen, die hinter der Front abgesprungen waren. Der eine, ein Pole, besaß eine russische Bibel, die der junge Este sich auslieh. Zwei Monate las er vom Morgen bis zum Abend im Neuen Testament. Er konnte mir den Februartag nennen, an dem ihm das Licht des frohen Glaubens aufging. Nun überließ er sich der Führung seines Herrn und trat in die deutsche Truppe. Auch er sammelte einen estnischen Bibelkreis, nahm aber auch an meinem Kreis teil. Als der Befehl zum Ausmarsch gegen die Sowjets kam, übergab er mir seine Bücher und Briefschaften, bat mich, vor mir eine Lebensbeichte ablegen zu dürfen. Er betete beweglich für

seine ferne Mutter und Schwestern. Es war für mich ein Abschied wie einst von meinen eigenen Jungen. Ich wußte: er geht in den sicheren Tod.

Etwa ein Jahrzehnt nach dem Kriegsende erfuhr ich beim Besuch seiner Mutter in Schweden, daß er nicht nur lebe, sondern auch in seiner Heimat als Prediger wirke. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Wir haben uns Jahre später einige Tage in Schweden sprechen können. Was er mir von seiner wunderbaren Rettung und seinen schweren Schicksalen erzählte, war wie ein erschütternder Roman. Aber über allem leuchtete die Gnade Gottes, die er nicht müde wird zu bezeugen. »Ich bin buchstäblich durch Feuer und Wasser gekommen«, sagte er.

Uns in Neuhammer brachte jede Stunde der Katastrophe näher. Wir hörten den fernen Kanonendonner. Plötzlich kam aus Berlin der Befehl, wir sollten uns zum Verladen bereitmachen. Zwei Tage, ehe der Russe Neuhammer besetzte, waren wir auf der Fahrt über Augsburg und Ulm nach Münsingen auf der Schwäbischen Alb. Es war ein schneeiger Februartag, als wir hier ausluden und in das neue Lager nahe der Stadt zogen. Dort war es so eng, daß wir zu zwanzig Offizieren in einem Schlafsaal schliefen und nicht mehr als zwei Waschsüsseln hatten. Ich gewöhnte mich, sofort nach dem Wecken im Trainingsanzug in den Hof zu laufen und mich dort unter der Wasserpumpe zu waschen, obgleich es barbarisch kalt war.

Sonntags sagte einer der Kameraden zu mir: »Du, Brandenburg, weißt du, daß da drüben jenseits des Kasernentores so etwas wie eine christliche Versammlung stattfindet?« Richtig, bei Autenrieth drüben sammelte sich in einem dazu angebauten Saal die Hahnische Gemeinschaft. Ich holte tief Luft, als ich nun wieder mal in der »Stund« saß, und bald merkte ich, daß der wortkarge Leiter ein Mann besonderer Erkenntnis und geistlichen Formates war, wie man sie in diesen Stunden je und dann anzutreffen vermag. Das war meine erste Begegnung mit dem Lehrer Friedrich Mayer, die für mich von so reichen Folgen sein sollte. Mayer war auf der Alb auch dadurch bekannt geworden, daß er sich weigerte, den sogenannten »deutschen Gruß« zu sagen, d. h. »Heil Hitler« zu rufen. Es war keine Kleinigkeit für diesen national und sozial denkenden Mann, in dieser Sache konsequent zu sein. Er ließ sich dafür ins Gefängnis werfen und wurde mit dem Entzug seiner Pension bedroht. Aber er blieb aufrecht. In der »Stunde« sprach er als letzter höchstens vier bis sieben Minuten, denn er war schwer herzkrank. Jedes Mal wartete ich aber gespannt auf sein schlichtes und doch so vollmächtiges Wort.

Schon nach ein paar Wochen sagte uns der Abteilungschef, es sei zu wenig Platz im Lager; wir sollten uns um Privatquartiere bemühen. Ich ging zu Mayers in der Erwartung, durch ihre Vermittlung bei Gemeinschaftsleuten ein Zimmer zu bekommen. Wie überrascht und froh war ich, als sie mir ein Zimmer bei sich im Hause anboten! Die fünf bis sechs Wochen, die ich in diesem gesegneten Hause wohnen durfte, kann ich wohl als einen der Höhepunkte meines Lebens ansehen. Nach Walter Michaelis, Jakob Kroeker und Adolf Schlatter hat wohl keiner mein Innenleben so beeinflußt wie Friedrich Mayer, abgesehen von den ersten Schritten mit Hugo Flemming. Mayer war ungeheuer belesen, nicht nur in der Bibel und in den Schriften der württembergischen Väter, besonders Michael Hahn und Friedrich Oetinger, Johann Albrecht Bengel und Philipp Matthäus Hahn. Er war auch ein guter Kenner Kierkegaards und ein geradezu begeisterter Anhänger Luthers. Jeden Samstagabend mußte ich ihm eine Lutherpredigt vorlesen. Dann lag er auf seiner Couch und hörte gespannt zu. Wenn wieder ein prägnanter Satz kam, klatschte er vor Freude in die Hände. Er war ein Gegner aller schnellen Lösungen und ein abgesagter Feind der Oberflächlichkeit. Darum hielt er nicht zurück mit seiner Kritik an der Kirche, aber auch nicht weniger an den Gemeinschaften, die alles zu leicht nach einfachem Schema abtun. Selbst innerhalb der Hahnischen Gemeinschaft war er ein Einzelgänger. Er blieb ein Schulmeister von großen Gaben, war aber zugleich ein zarter und vielgesuchter Seelsorger. Die Sünde nahm er so ernst, daß er einen gewissen Zug zur Schwermut hatte. Und doch konnte er herzlich lachen. Ich habe noch eine Karte von ihm aus der Zeit nach meinem Abzug aus Münsingen. Er schreibt: »Du fehlst uns sehr. Wir lachen gar nicht mehr so viel.« Am stärksten beeindruckte mich sein geheiligter Wandel. Wenn ich aus dem lauten Lager kam und in die Mayersche Wohnung trat, so war mir, als träte ich in eine Kirche. Ich fühlte deutlich: Hier wird viel gebetet! Mayer verstand die Meditation. Einst sagte er zu mir: »Bruder, du liest zu viel, das ist geistige Genußsucht. Du solltest mehr nachdenken.« Nach wenigen Wochen war ich hinter dem Stacheldraht und hatte monatelang Gelegenheit, seinen Rat zu befolgen.

Am Gründonnerstag mußte ich Abschied nehmen. Noch einmal nahm ich an einem Abendmahl in der Kirche teil. Dann marschierten wir fast einen Tag lang über das weite Gelände des Truppenübungsplatzes nach Feldstetten. Hier erlebten wir Ostern. Ein rheinischer Pfarrer, jetzt Unteroffizier, hielt uns in der Frühe die Osterpredigt. Er ist einige Tage später gefallen. Nach seiner Predigt nahm ich noch

teil am Gemeindegottesdienst, den Oberkirchenrat Seitz, ein Jurist in der Stuttgarter Kirchenleitung, uns hielt. Als ich ihn begrüßte, schien er mich zu kennen und lud mich ein, am Sonntag nach Ostern in Laichingen zu predigen, wo er zur Zeit wohnte. Es sollte nicht mehr dazu kommen. Nachmittags besuchte ich einen einsamen Hahnischen Bruder, Jakob Schneider. Diese Stillen im Lande, die nicht viel Worte machten, aber wenn sie sprachen, Wesentliches sagten, stärkten mich durch ihre Gelassenheit und Leidensbereitschaft. Hier war nichts von Nervosität und Hast trotz der explosiven Zeit.

In Feldstetten löste sich unser Verband auf, da wir in einzelnen Kampfgruppen an die Front abgestellt wurden. Es gab noch einige bewegende Aussprachen, die fast zu Beichten wurden. Nach einer knappen Woche wurde auch ich in einer Kampfgruppe an die Front geschickt. Man müßte wohl richtiger sagen: die Front kam zu uns. Nachts marschierten wir von Feldstetten über Wiesensteig nach Gorbach, einem entzückend gelegenen Dörfchen am Schnittpunkt von drei Tälern an der oberen Fils.

Während Deutschland verblutete und ich von all den Meinen völlig abgeschnitten war und die Todesschlinge sich um uns von Tag zu Tag enger schloß, erlebte ich hier einige idyllische Wochen des aufbrechenden Frühlings in wundervoller Landschaft. Seit ich meiner Frau nicht mehr schreiben konnte, schrieb ich für sie ein Tagebuch, das ich auch durch die amerikanische Gefangenschaft hindurchgerettet habe. Diese Wochen erlebte ich als eine Zeit der Einkehr und Besinnung und zugleich der Vorbereitung auf kommende neue Bewährungsproben. Stuttgart war von den Franzosen besetzt. Uns näherten sich die Amerikaner. Von Hans-Christian wußte ich nur, daß er in der Osterwoche aus dem Lazarett in das Ersatzbataillon in Berlin entlassen war. Da zur gleichen Zeit die Russen schon in Berlin kämpften, hieß das mit hoher Wahrscheinlichkeit: Tod oder Gefangenschaft. Gertrud arbeitete in Franzensbad im Sudetenland an einem Berliner Ausweichkrankenhaus. Meine Frau war in der Uckermark nahe der russischen Front. Bei nüchterner Überlegung mußte ich damit rechnen, niemand der Meinen wiederzusehen. Meine eigene Zukunft war ebenso dunkel. Ich wußte, daß ich mich mit den Meinen ganz neu in die Entscheidung meines Gottes befehlen mußte. Aber wem ging das damals anders? Der echte Frontsoldat wird ohnedies über mein Soldatenleben lächeln.

Im übrigen lief der Dienst weiter. Auf den Höhen wurden Stellungen gebaut, deren Bau ich überwachen mußte. Oft stieg ich zweimal am Tage dreiviertel Stunden hinauf. Bei dem erwachenden Frühling

war das ein Genuß. Oben blühte der Enzian, die Buchen bekamen ihr erstes Grün. Unsere asiatischen Hilfsvölker benahmen sich so vorbildlich, daß mir nach dem Kriege im Dorf gesagt wurde: »Eure Leute waren die besten von allen Truppen, die bei uns durchzogen.«

Bald mußten wir Nacht für Nacht auf Streife gehen. Auch das war bei dem schönen Wetter eine Freude. Aber es kam die letzte Nacht. Ich war wieder unterwegs und kam zur Meldung in die Schreibstube. Unser junger Hauptmann war gerade anwesend. Als er mich sah, sagte er: »Ja, Brandenburg, wenn die Amis kommen, werfen Sie sich in den Graben, und liegen Sie schön still! Mehr können Sie auch nicht machen.« Eine Pistole war meine einzige Waffe. Dann verabschiedete er sich: »Gute Nacht, meine Herren, die Lage ist aussichtslos, aber nicht verzweifelt.«

Schon nach einer halben Stunde kam der Befehl, daß wir uns auf die Höhe zurückziehen sollten. Ich ging mit einem Kameraden, einem Unteroffizier, voran. Wir verloren bald die Verbindung nach hinten, zogen über den Drakenstein weiter hinauf bis nach Hohenstadt. Dort saß ich ein Stündchen auf einer Bank im Rathaus und versuchte zu schlafen. Als nichts von unserer Truppe zu sehen war, ging ich wieder zurück. Unser Haufen war in Unterdrakenstein im Strohlager liegengeblieben. Hier wurden wir Zeugen, wie eine Pionierabteilung das große Drakensteinviadukt der Reichsautobahn in die Luft sprengte.

Die nächste Nacht war ich mit meinem Kameraden im Pfarrhaus einquartiert. Der katholische Pfarrer Franz Burger und seine Base nahmen uns liebevoll auf. Es tat gut, noch einmal in einem wohlgeordneten Hause zu sein, am Tisch zu essen und in einem sauberen Bett zu schlafen. Es sollte für Monate das letzte Mal sein. Dem Pfarrer bleibe ich viel Dank schuldig. Am Tage darauf waren wir die letzten, die das Dorf räumten. Die Straßen waren durch Sprengungen unbrauchbar gemacht. Fräulein Walburg hatte noch einen schönen Apfelkuchen gebacken, von dem wir uns nicht trennen konnten. Kamerad A. hatte sein Gepäck auf einem Fahrrad. Da wir damit auf der Straße nicht vorankamen, kehrte er noch einmal um. Ich wartete auf ihn einige Minuten. Kaum war er fort, da peitschte irgendwo ein Maschinengewehr, und ich merkte, daß ich unerwartet meine Feuertaufe bekommen hatte. Kaum waren wir oben, so wurden wir in die Stellung gerufen, die unsere an Bergkämpfe gewöhnten Armenier und Georgier zwischen den Felsklippen gut gewählt hatten. In unserem armenischen Kampftrupp waren wir nur vier Deutsche: unser Feldwebel und wir drei Sonderführer.

Während wir im Regen im Walde lagen, donnerten in der Ferne Geschütze, hörten wir in der Höhe das Pfeifen der Granaten, und hin und wieder knatterten MGs. Unten im Tal brannte Gosbach. Ich mußte an die treuen Leute aus dem Dorf denken. Nachts hockte ich unter einem überhängenden Felsen und konnte trotz Kälte und Nässe ein wenig schlafen.

Am nächsten Morgen erschien ein Truppführer bei uns und war sehr erstaunt, daß er uns noch alle an unserem Platze fand. Unsere Offiziere hätten sich bereits alle abgesetzt! Gleichzeitig belauschte ich unsere Armenier, die in russischer Sprache miteinander verhandelten, daß sie nicht mehr weiterkämpfen wollten. Ich berichtete es dem Wachtmeister, und wir beschlossen, die Leute zu entwaffnen und laufen zu lassen. Sie waren einverstanden und liefen den Amerikanern entgegen. Ihre Hoffnung auf bevorzugte Behandlung erfüllte sich nicht. Ich traf sie alle später im Gefangenenlager.

Unter uns vier Deutschen kam es fast zu einer Tragödie, da unser Wachtmeister mit Selbstmord drohte. Wir nahmen ihn in unsere Mitte und suchten ihn zu beruhigen. Da uns mitgeteilt war, daß die Amerikaner längst rechts und links von uns vorgestoßen und wir allein weit hinter der Front waren, entschlossen wir uns, unsere Waffen zu vernichten und ohne Gefangenschaft durchzukommen. Mit unserer geringen Munition war an ein Weiterkämpfen nicht zu denken. In einem benachbarten Hof eines evangelischen Bauern wärmten wir uns auf und bekamen mit großzügiger Selbstverständlichkeit warmes Essen.

Hernach schlug ich vor, daß ich mich nochmals nach Unterdrakenstein hineinschleichen wollte, um festzustellen, ob das Dorf vom Feinde besetzt sei. Es gelang mir, den Pfarrer zu sprechen. Im Unterdorf hatte sich kein Amerikaner gezeigt. Bis Pfarrer Burger im Oberdorf Erkundigungen einzog, ruhte ich ein wenig und trank eine Tasse Kaffee. Bald kam er mit der Auskunft: Wer deutsche Soldaten verbirgt, wird gehängt! Ich nahm nun eilig Abschied und ging wieder in den Wald mit dem eigentümlichen Gefühl voller Vogelfreiheit. Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Die letzten Sonnenstrahlen fielen durch die Kronen der Bäume. Es war ein schönes Bild. Während ich hinaufstieg, wurde mir mein Herz leicht. Ich meinte, meine Lebensaufgabe sei nun zu Ende. Eine tiefe Dankbarkeit erfüllte mich. Es war eine Stunde, wie sie so leicht nicht wiederkehrt. Ich war zum Abscheiden bereit und wünschte mir jetzt im Stillen einen amerikanischen Feuerstoß aus dem Walde. Meine Kameraden fand ich nicht mehr vor. Sie hatten wohl die Geduld verloren. Nun war ich wirklich auf mich allein

gestellt. Plötzlich hörte ich hinter mir Pfeifen und leises Rufen. Sieben Georgier unserer Schule hatten mich erkannt und eilten auf mich zu. Auch sie hatten sich ihrer Waffen entledigt und baten mich dringend, sie nicht allein zu lassen. Eine seltsame Situation! Sieben Vertreter eines kriegslustigen kaukasischen Volkes suchten bei mir, dem evangelischen Pastor, Schutz! Darum ging es. Erst später verstand ich ihre Haltung. Bekanntlich gab es SS-Trupps, die hinter der zurückweichenden Truppe solche suchten, die den Kampf aufgegeben hatten, um sie am nächsten Baum aufzuknüpfen. Das hätte auch uns blühen können. Doch daran dachte ich damals nicht. Ich fühlte mich diesen Fremdlingen verpflichtet, an derer prekären Lage wir Deutschen schuldig waren. Ich riet, uns den Amerikanern gefangen zu geben. »Nur noch eine Nacht, Herr Sonderführer!« war ihre Bitte. Ich dachte an die Nässe und Kälte der vergangenen Nacht und wollte ablehnen; ich hatte nicht einmal eine Decke. Aber sie ließen nicht locker, und ich gab nach. Wir suchten wieder unsere Schlucht auf, ich bekam von den Männern eine Decke, wickelte mich in sie hinein und legte mich unter den Felsen. Meine kaukasischen Kameraden gruben sich in das Waldlaub ein, so daß man nur ihre Köpfe sah — als lägen sie ohne Leiber da.

Nachts gab es ein fürchterliches Unwetter. Der Sturm brach sich in unserer Schlucht. Es gab ein Schneetreiben. Als ich mich morgens umsah, lag ich im Schnee. Es dauerte lange, bis ich mich mit Freiübungen wieder gelenkig gemacht hatte. Dann weckte ich meine Männer, teilte mit ihnen ein kleines Stück Brot, das ich noch hatte, und machte aus meinem Taschentuch eine kleine weiße Fahne.

Mir war kläglich genug zu Mut. Ich dachte an meine beiden gefallenen Jungen und an meinen Fahneneid. Auch meine Georgier waren wortkarg und still geworden. Wir gingen durch Oberdrakenstein, wo es stellenweise noch brannte. Von Amerikanern war nichts zu sehen. Versprengte Landser und frei gewordene Fremdarbeiter streiften durchs Land. Als wir über ein Feld gingen, riefen die Männer laut: »Maschina, Maschina!« Querfeldein kam ein LKW und ein PKW mit Amerikanern direkt auf uns zu. Ich schwenkte mein weißes Fähnlein. Zum ersten Mal sah ich die amerikanischen Soldaten in ihren gelben Uniformen. Sie sprangen aus dem Wagen und richteten ihre Pistolen auf uns. Gleichzeitig stürzten sie auf uns los. »Mantel ausziehen«, war der erste Ruf. Wir gehorchten. War mir auch mein Gepäck geraubt worden, so steckte doch in meiner Manteltasche meine Taschenbibel, das griechische Neue Testament, ein hebräischer Psalter und

mein Lösungsbuch. Diesen Reichtum wollte ich nicht drangeben. Ich flüsterte daher dem jungen Amerikaner mit dem Mengin-Schnurrbärtchen zu: »I am reverend!« Der gute Junge korrigierte mein fehlerhaftes Englisch und sagte: »O no — chaplain!« — »Meinetwegen chaplain, aber da ist meine holy bible, die laß in Frieden!« Meine Bitte hatte eine schnelle Wirkung. Der Mann sprach mit seinem Colonel und sie wurden höflich zu mir. Offenbar hielten sie mich für einen Kriegspfarrer. Wir durften unsere Mäntel wieder anziehen, nachdem wir erfolglos auf Waffen untersucht waren. Dann lud man uns auf den LKW und mein junger Yankee setzte sich neben mich. »Du mußt predigen, was Itler sakt.« — »Nein, mein Bester, ich predige, was in der Bibel steht.« — »Du nicht kannst sagen: Itler — Swainehund!« (Mir schwante Unheil: wollte der Mann mich jetzt zu allerhand zwingen?) Ich sagte ausweichend: »Habe ich auch gar keine Lust.« — »Aber ich kann sagen: Roosevelt — Swainehund! Das ist Demokratie.« (Aha, die Umschulung setzt ein!) Ich wechselte das Thema: »Woher kannst Du so gut Deutsch?« — »Nun so! Aus Bücher! Zum Beispiel: Goethe ist ein großer Dichter.« — »Ja, das habe ich auch mal gehört, das wird stimmen.« — »Kannst Du von Goethe: Ich hatt einen Kameraden?« (Das werden die Schwaben übelnehmen, daß er den Uhland bestohlen hat. Die neue Bildung kommt in Kübeln auf mich zu.) Ich wich wieder aus: »Ja, das ist ein schönes Lied.« — »Kannst Du singen?« — »Gewiß kann ich singen!« — »Nun wollen wir singen!« Und nun fuhr ich mit dem Amerikaner längs dem Drakenstein und Gosbach und sang »Ich hatt einen Kameraden«. Meine Georgier sahen mich etwas erstaunt an, daß ich mich mit dem Gegner so schnell angebediert hatte. Plötzlich sagte jener: »Kennst Du Niemöller? Das ist a big man!« — »Jawohl, den kenne ich gut!« — »O, da muß ich my father schreiben, daß ich einen Freund von Niemöller gefangen habe.« — »Wer ist denn Dein Vater?« Und nun stellte sich heraus, daß mich ein frommer Sohn eines Methodistenpredigers aus Philadelphia gefangen hatte. Wie anders wäre alles verlaufen, wenn es ein Gangster aus Chikago gewesen wäre!

Wir fuhren weiter nach Göppingen, wo wir in einer Turnhalle untergebracht wurden. Ein dicker Mestize in amerikanischer Uniform empfing uns hier und kommandierte: »Aufstellen!« Ich aber war bockig und erwiderte: »O no, I am officer — nix aufstellen.« Da näherte sich der Mann mit seinen gewaltigen Pranken, und mein Herz fing heftig an zu klopfen. Aber ehe er Gewalt gegen mich brauchte, erschien ein amerikanischer Offizier — ich nehme an, es war ein

deutscher Jude! — und holte mich zur Vernehmung. Mit betonter Höflichkeit brachte er mir einen Stuhl. Der friedliche Haufe einer Dolmetscherschule schien ihn wenig zu interessieren. Er verließ mich bald. Es schien also alles gut zu gehen — bis auf meinen erheblichen Kohldampf. Der kleine Bissen Brot heute früh war etwas zu wenig gewesen. Nun, ich wagte, mein Wachstumheft aus der Tasche zu holen und machte mir Tagebuchnotizen. Eigenartig, daß mich niemand störte. Als ein LKW vorfuhr, um Gefangene abzutransportieren, drängte ich mich vor, und bald ging es im strahlenden Sonnenschein über die Höhe ins Remstal und wieder hinauf in den Schwäbischen Wald, über Gaildorf und Löwenstein in weitem Bogen in das furchtbar zerstörte Heilbronn. Hier wurden wir auf einem alten Sportplatz abgeladen. Zehntausende drängten sich hier auf engem Raum. Es war alles sehr improvisiert. Am unangenehmsten war, daß es noch keine Toiletten gab. Ich traf viele Bekannte, auch unsere Fremdländer.

Es ist erstaunlich, wie schnell Gefangene sich irgendwie installieren. Man findet ein Stück Dachpappe — und schon meint man, ein Paradiesbett gefunden zu haben! Ich machte mich mit einigen Kameraden bekannt, mit denen ich monatelang das Geschick teilen sollte. Für uns war der Krieg zu Ende. Es quälte mich, daß ich beim Zusammenbruch Deutschlands und der völligen Ungewißheit über das Geschick der Meinen doch irgendwie ein Gefühl der Entspannung und Erleichterung hatte. Es war also doch nicht mit mir zu Ende gegangen, wie ich's noch gestern oder vorgestern im Walde erwartet hatte. Sollte ich wirklich aus diesem Chaos noch einmal herauskommen? Zur seelischen Entspannung kam hinzu, daß es wieder etwas zu essen gab. Die amerikanischen »Wundertüten«, wie wir die rationierten Päckchen nannten, enthielten in kleiner Menge hochwertige Nährstoffe. Das hob nun auch das Lebensgefühl. Nachts war's zum Schlafen zu kalt. Die Lander machten Feuer, und plötzlich erklangen alte Lieder: »Ich kann nicht nach Hause, hab' keine Heimat mehr.« Die Sentimentalität steckt den Deutschen im Blut.

Nach wenigen Tagen wurden wir wieder verladen. Auf offene LKWs wurden wir wie die Streichhölzer hineingepreßt. Die schwarzen Fahrer hatten ihre Freude daran, in Höchstgeschwindigkeit um die Ecken zu sausen, so daß wir hinauszustürzen drohten oder die Seitenbretter krachten. Noch einmal bangte ich um mein Leben. Obst und Flieder blühten im Neckartal, als wir durch das unversehrte Heidelberg kamen. Über Mannheim, den Rhein und Ludwigshafen landeten wir im Dunkeln hungrig und verfroren im großen Gefangenen-

lager von Böhl-Iggelheim, zwischen Schifferstadt und Neustadt in der Pfalz. Hier sollte ich den Tiefpunkt meines bisherigen Lebens durchmachen.

Das Wetter war bis in den Mai hinein sehr ungünstig: Nachtfröste, stundenlanger Regen, sogar Schnee. Etwa vierzigtausend Gefangene lagen hier auf nassem, lehmigem Ackerboden. Ohne Zelt und ohne Unterlage. Viele ohne Mantel und ohne Decke. Rund fünftausend in einem sogenannten Cage. Doppelter Stacheldraht — zwischen beiden sogenannter Stolperdraht — umgab uns. Wir waren ein Offizierscage. Die abgesperrte Küche war ehemaligen KZlern übergeben, die sich an uns rächen sollten. Der erste Abend war wie ein Sturz in den Tartarus. Wir warteten eine Stunde stehend in Dunkel und Regen auf das Essen. Zum Schluß bekam jeder etwa einen Tassenkopf lauwarmen Wassers, in dem ein paar unverkochte harte Erbsen schwammen. Die Beine wollten nicht mehr halten. Ich hatte auf eine Baracke oder ein Zelt gehofft. Nach einer weiteren Stunde kam ein deutscher Offizier, zählte etwa zehn bis fünfzehn Mann ab, machte ein paar Schritte im Viereck und sagte: »Das hier ist Ihr Schlafplatz!« Ich starrte ihn an und sagte gereizt: »Mann, Sie sind wohl nicht bei Trost? Das glauben Sie doch wohl selber nicht?« Er antwortete ruhiger als ich: »Ich kann Sie gut verstehen, aber ich habe auch keinen andern Platz.« Ich stand neben Kamerad Völker, dem katholischen Kaufmann aus Düsseldorf, dem ich in der vergangenen Nacht ein Stück meiner Decke gegeben hatte, denn er hatte keine. Wir beide waren erstarrt. Plötzlich sagte er: »Ach was!«, riß seinen Mantel von der Schulter, warf ihn auf den nassen Boden und setzte sich darauf. Ich setzte mich Rücken an Rücken hinter ihn und breitete über uns meine Regendecke aus. Das war unsere erste Nacht in Böhl. Hätte jemand aus der Ferne hergeschaut, so hätte er gedacht, die Straßenreinigung habe hier einen Haufen zusammengekehrt. »Wir sind geworden wie jedermanns Kehricht«, schreibt Paulus in einem andern Zusammenhang (1. Kor. 4, 13).

Vielleicht hätte ich diese nun beginnende Zeit nicht überstanden, wenn wir nicht von Tag zu Tag gehofft hätten, es würde besser werden. Aber das war ein Irrtum! Mein Tagebuch berichtet über die nächsten fünf Monate ausführlich. Es zeigt, daß mich neben der Angst um das Geschick der Meinen der Hunger und in der ersten Zeit noch mehr die Kälte in meiner Existenz bedrohten. In den ersten Tagen waren meine Finger so klamm, daß ich kaum zum Lesen der Losung kam. Langsam aber bekam die Bibel Macht. Nicht nur über mich. Später haben auch andere mir gesagt, daß das Bibelwort die einzige Kraft

war, die auch das Hungergefühl überwinden konnte. Wohl waren die kalten schlaflosen Nächte so ermüdend, daß es sogar schwer war, klare Gedanken zu fassen. Und tags standen wir zum Umfallen müde stundenlang im strömenden Regen. Der lehmige, glitschige Boden klebte an den Stiefeln, so daß jeder Schritt Mühe machte. Eine Zeitlang hatten wir uns eine Höhle gebaut, wo wir wenigstens vorm Regen geschützt waren. Aber bald mußten wir auch diese zuschütten. Zu essen gab es blutwenig. Morgens heißen Kaffee und als Tagesverpflegung eine Scheibe Knäckebrot (später eine dünne Scheibe Weißbrot oder ein paar Kekse), dazu eine Dose Kürbisschnitten für fünfzehn bis zwanzig Mann. Es kamen ein bis zwei Stückchen auf den einzelnen. Wenn es Büchsenfleisch gab (selten genug!), dann kam etwa ein gestrichener Löffel auf den Mann. Mittags ein halber Liter Wassersuppe und bis zum nächsten Morgen nichts. Ich litt besonders unter dem Hunger, weil ich schon unterernährt in das Lager gekommen war. Und doch lese ich oft in meinem Tagebuch: »Schwerer noch ist die Kälte zu ertragen.« Ich teilte meine Decke mit sieben bis acht Mann. Wir kringelten uns zusammen wie die jungen Hunde. Am siebenten Mai heißt es: »Wir kämpfen mit dem Schlammteufel.« Alles war durchnäßt oder von der lehmigen Erde durchsetzt. Wochenlang kam ich nicht aus meinen Kleidern.

Im Tagebuch heißt es einmal: »Ein Stückchen Weißbrot brach ich mir und aß es in Erinnerung an das Wort: Er nahm das Brot, dankte, brach es« usw. Am siebenten Mai konnte ich den ersten Gottesdienst halten, nachdem wir schon einige Tage in einer kleinen Gruppe zur Bibellese zusammengetreten waren. Als Text der Predigt nahm ich Ps 46: Unser Glaube als Kraft — die alten und die neuen Kraftquellen. Sehr bald ergaben sich fruchtbare Gespräche mit Kameraden, die sich das Neue Testament für ein paar Stunden erbat. Mein letzter junger Hauptmann aus Gosbach begegnete mir nachts bei einer Wanderung längs dem Stacheldraht: »Brandenburg, kommen Sie, erzählen Sie mir von Jesus! Mein Glaube hat sich als ein großer Schwindel entpuppt; vielleicht finde ich bei Ihnen Besseres.«

Als es warm wurde, trat eine neue Not ein: Wassermangel. Als wir einst vor der Küche gegen das mangelhafte und allzu spärliche Essen protestierten, hingen sie entsetzliche Bilder von Haufen der Hungerleichen aus dem KZ Bergen-Belsen aus und riefen uns zu: »Das ist Euer Zukunftsbild!« Es gab Tage, wo ich das glaubte.

Ein gewisser Höhepunkt war der Pfingstsonntag. Im Tagebuch steht: »Körperlich schwach. Halb sieben Uhr abends Predigt. Etwa fünf-

hundert Teilnehmer. Große Ergriffenheit. Viel Gespräche. Schrecklich matt. Dennoch unvergeßlich.« Fast wäre ich vor der Predigt ohnmächtig geworden. Aber heimlich schrie ich im Gebet zu Gott: »Nur diese Predigt laß mich noch halten, dann ist mir alles gleich!« Es ging dann auch. Gleich nach der Predigt stand unerwartet ein kleiner Chor neben mir und sang recht gut Schuberts: »Heilig, heilig, heilig ist der Herr.« Sie kamen von der katholischen Lagergemeinde und wollten uns helfen. Hernach hatte ich die Möglichkeit, das Abendmahl anzubieten. Ich rechnete mit fünf bis zehn Teilnehmern. Rund dreihundert blieben zum Mahl. Es war fast beängstigend, als Hunderte aufstanden und zu mir drängten. Ich forderte sie zum Niederknien auf. Einer der ersten, dem ich das Brot und den Kelch reichte, war ein ehemaliges Mitglied unserer Freien Jugend in Neukölln. Welch ein Wiedersehen! An diesem Pfingsttage begann auch meine innige Freundschaft mit Rechtsanwalt Dr. Frank Dieterich aus Cannstatt. Er hat mir später erzählt, daß er seit diesem Tage wisse, daß in Jesus Gott selbst zu ihm gekommen ist. Wir blieben die ganze Gefangenenzzeit verbunden. Sein früher Tod war mir ein schwerer Schlag.

Wir organisierten evangelische Abendvorträge. Da stand auch ich abends auf einer Tonne wie der Kapuziner in Wallensteins Lager und rief laut: »Alles hierher gehört! Hier gibt es gleich einen Vortrag über das Thema: Ist das Neue Testament historisch treu überliefert?« Die Langeweile holte die Hörer zusammen. Nach solch einem Vortrag lag ich meist halb ohnmächtig auf einem Stück Pappe unter einer ausgespannten Decke, die mit Kistenbrettern gestützt war. Morgens nach meiner Gymnastik stellte ich mich oft hin und rief laut: »Hierher, wer die Losung des Tages hören will!« Dann sammelte sich ein Trüpplein. Abends bei der Bibellese mit unserem Lagerpfarrer, dem Musikdirektor Dr. Kiefner aus Tübingen, sangen wir auch ein Lied. Da waren bald dreißig bis fünfzig Mann beieinander. Manchmal gab es auch Bücher zu lesen. Jemand lieh mir Bergengruens »Großtyrann« und dann einmal die Biographie von Booth, dem Gründer der Heilsarmee. Vorträge und Unterricht wurden organisiert. Am Schwarzen Brett zeigte ich meine Bereitschaft an, hebräischen Unterricht zu erteilen. Bald hatte ich zehn bis zwölf Schüler, die wie in der Koranschule im Sand um mich herum saßen. Auf Klopapier malten wir unsere hebräischen Buchstaben. Selber stellte ich mir die Aufgabe, in meinem Nestle-N.T. alle griechischen Parallelstellen aufzuschlagen. Dabei kontrollierte ich ihre Richtigkeit und fand über sechzig Druckfehler. Später schrieb mir D. Nestle: »Wozu ein Gefangenenlager doch gut

sein kann!« und schenkte mir die neue Auflage mit den entsprechenden Korrekturen. Auch lernte ich etwa ein Dutzend hebräische Psalmen auswendig.

Eine noch reichere Zeit sollte folgen, als wir nach sieben Wochen in ein anderes Lager nach St. Avold in Lothringen übergeführt wurden. Vor dem Abtransport ins Unbekannte standen wir mehrere Stunden tatenlos jenseits des Stacheldrahtes, und ich konnte den elenden Platz sehen, auf dem ich wochenlang gehungert und gefroren hatte. Seltsamerweise verband mich nun ein gewisses Heimatgefühl mit diesem Fleck Erde. Ich dachte an manch gesegnetes Gespräch, aber auch an gotterfüllte Stille, die ich dort erlebt hatte. Auf dem nächtlichen Transport erlitt ich eine furchtbare Darmkolik. Ich glaubte, mein Ende sei nahe. Denn meine Körperkraft war aufgebraucht. Hungerödeme und Ausschläge quälten mich. Die Not in dem verschlossenen Viehwagen war nicht zu beschreiben. Als wir am Ziel eingetroffen waren, gab mir ein Mann, der aus seinem Gegensatz zu mir nie einen Hehl gemacht hatte, eine Handvoll schwarzer Kaffeebohnen. Ich sollte sie kauen und essen. Der Kaffee wirkte auf mich wie ein Opiumpräparat. Ich hatte in kurzer Zeit Ruhe und war in ein bis zwei Tagen wiederhergestellt.

Hier in St. Avold blieben wir von Mitte Juni bis Anfang September. Innerhalb des Lagers wurde ich aus nicht erfindlichen Gründen für die letzten sieben Wochen in ein anderes Cage gebracht. Eine gewisse Erleichterung war es für uns, daß wir nun in langen Zelten in Form der bekannten Nissenhütten untergebracht waren. Es war nur ein Holzgerippe, über das Dachpappe gelegt war. Immerhin waren wir vor Regen geschützt. Wenn allerdings ein lothringscher Hagelschlag kam, gab es große Löcher im Dach. Wir hatten zwei evangelische Lagerpfarrer, aber sie überließen mir oft die Predigt. Eines Tages redete mich ein Hauptmann an — im Zivil Oberstudiendirektor —, ich hätte in der Predigt den ersten Petrusbrief erwähnt. Er habe den Eindruck, dieser sei viel zu unbekannt. Ich sollte doch allabendlich über diesen Brief sprechen. Wieder kam solch eine Anregung von außen an mich heran. Bald sammelten sich etwa dreihundert, später fast fünfhundert Offiziere allabendlich auf einem Abhang und hörten eine Stunde lang das Wort Gottes. Wenn die Ernährung nun auch ein wenig besser war, so blieb ich doch körperlich sehr geschwächt. Ich saß bei meinem Vortrag auf einer Kiste. In diesen Wochen lasen wir nicht nur den ersten Petrusbrief, sondern auch große Teile des zweiten Korintherbriefes. Außer meinem griechischen N.T. und der Lutherbibel hatte ich keiner-

lei Hilfsmittel. Aber hinter mir stand ein Kreis von Betern. Die Lagerpfarrer übertrugen mir die Betreuung unseres Cage. Sonntags und donnerstags abends hielt ich einen Feldgottesdienst. Fast allwöchentlich feierten wir das heilige Abendmahl. Es war fast wie eine kleine Erweckung. Oft habe ich seitdem von ehemaligen Leidensgefährten das Wort gehört: »Es war unsere beste Zeit!«

Als ich eines Abends beim Feldgottesdienst am Ende des weiten Platzes den katholischen Amtsbruder mit seiner Schar stehen sah, fiel es mir aufs Herz, daß er durch die Beichte engere Beziehung zu seiner Gemeinde habe. Ich wagte, nach der Predigt zu sagen: »Kameraden, einen Beichtzwang gibt es bei uns Evangelischen nicht, aber das Beichtrecht kann uns niemand nehmen. Wer Vertrauen zu mir hat, dem stehe ich gerne zur Verfügung.« Schon nach wenigen Augenblicken fragten mich zwei junge Leutnants, wann ich Zeit für sie hätte. Es war gut, daß ich ein leeres Zelt benutzen konnte. Denn in den nächsten Tagen hatte ich Nachmittag für Nachmittag stundenlang Aussprachen und Beichten. Es war, als bräche ein Frühling das Eis der Flüsse und bringe es in Bewegung.

Schon im vorigen Cage war ein Badener C.V.J. Mer an mich herangetreten mit dem Anliegen: »Hören Sie, Brandenburg, ich suche jemand, mit dem ich beten kann!« Bald hatten wir täglich einen kleinen Gebetskreis. Dieser wuchs auf fünfzehn bis zwanzig Mann. Vor dem Essen trafen wir uns in einem leeren Zelt oder, wenn dieses nicht vorhanden war, auf freiem Felde. Männer, denen so etwas völlig fremd gewesen war, schlossen sich uns an — vom Oberstleutnant bis zum Leutnant und Sonderführer. Wieder gab es eine glückhafte Mischung der Konfessionen: Evangelische aller Landeskirchen, Katholiken, Baptisten, Methodisten.

Eines Tages kam einer der vielen mitgefangenen ungarischen Offiziere, Oberstleutnant von A., zu mir und sagte: »Wir Ungarn haben zwar einen Lehrer, der ausgezeichnet predigt, aber er ist leider nicht rite vocatus und kann daher das heilige Abendmahl nicht geben. Würden Sie wohl so freundlich sein?« — »Herr von A., ich verstehe kein Wort Ungarisch.« — »Schadet nicht! Er wird sprechen, Sie werden geben.« — Ich war einverstanden, lernte aber wenigstens die Einsetzungsworte ungarisch sagen. Noch einmal kam der Oberstleutnant: »Wir Ungarn haben Reformati und Lutherani. Die Reformati wollen stehen und wollen Brot, die Lutherani wollen knien und wollen Oblaten. Können Sie das auch?« — »Ja, Herr Oberstleutnant, daran soll die Feier nicht scheitern.« Es wurde eine bewegende Feier unter offe-

nem Himmel. Jener beredte Ungar sprach zuerst. Dann trat ich vor den Tisch, und etwa sechs ungarische Offiziere knieten, während ich ihnen die Oblate und den Wein reichte mit den ungarisch gesprochenen Einsetzungsworten. Währenddessen standen etwa fünfzehn Offiziere um die Knienden. Hernach traten jene vor, und diese traten zurück. Nun reichte ich den Reformierten das Brot und den Wein mit den gleichen Einsetzungsworten. So fanden alle, was sie beehrten.

Selbst der Hunger quälte nicht mehr so, seit wir unsere Tischgemeinschaft im engsten Kreise hatten, wo wir nie ohne Tischgebet angingen. Anschließend gab es noch gute Gespräche, aus denen sich eine Art von homiletischem Seminar entwickelte. Täglich hatte einer aus der Tischrunde uns eine kurze Andacht über ein ihm aufgetragenes Bibelwort zu halten. Was für Gaben erwachen doch in Zeiten, in denen der Mensch sich als unwürdig erkennt und vor der Heiligkeit Gottes beugt! — Bald kam aus der Mitte der Kameraden auch die Bitte, für einen engeren Kreis der neu Gewonnenen Lebensfragen zu besprechen. Es war ja klar, daß wir unser Leben neu nach dem Willen Jesu zu gestalten hatten — was auch draußen auf uns warten mochte! So ergaben sich Themen über das Gebet, über Ehe und Kindererziehung, über das Geld usw. Es mögen etwa dreißig Offiziere gewesen sein, die sich hier zusammenfanden.

Was brachte die Notzeit des Gefangenenlagers mir selbst? In den ersten Wochen bewegte mich der biblische Begriff des »Peirasmos«. Luther übersetzt es bald mit »Versuchung«, bald mit »Anfechtung«. Aber beides ist im Urtext das gleiche Wort. Es ist der Zustand, in den Gott seine Leute fallen läßt, damit sie sich kämpfend und überwindend bewähren. Die beiden ersten Kapitel des ersten Petrusbriefes und des Jakobusbriefes sprechen ausführlich davon. Ich kann nicht sagen, daß ich die Probe bestand. Es gab auch böse Niederlagen. Aber das weiß ich auch: Es war eine Segenszeit für mich und eine Zeit der Reinigung des inwendigen Menschen. Ich bin zwar als glaubender Christ ins Lager gekommen, aber der Glaube ist eine sich stets erneuernde Tat. Er hat täglich den uns gegebenen Stoff in ein Erleben mit Gott zu wandeln. Im Laufe dieser Wochen lernte ich, daß ich die mir zugelegte Zeit »wesentlich« zu leben hätte. Ich wußte, daß ich sie viel mehr für Jesus und seine Sache auszunutzen hätte, als ich es bisher getan hatte. Ich wollte ungeteilter für ihn da sein, frei von allem Allotria. Wie viele Jahre mein Gott mir noch zugelegt hatte, konnte ich nicht wissen, aber mein Gebet war: Laß mich nur für dich leben! Nur er weiß, ob und wie weit ich dieses Gelübde gehalten habe.

Daß ich aus dem Lager gesund herauskam — zum Unterschied von vielen Kameraden —, bleibt ein erstaunliches Wunder. Manche Nacht habe ich in Wassertümpeln gelegen und war von Nierenschmerzen aufgewacht. Aber abgesehen von großer Schwäche und Hungerödem war mir kein Schaden geblieben.

Als wir am 2. September getrennt wurden, gab es trotz der Freude auf die Heimkehr Männertränen! Wir aus dem Norden Deutschlands wurden den Engländern übergeben und landeten nach langer Fahrt durch Frankreich und Belgien im Lager Weeze an der holländischen Grenze nicht weit von Geldern. Dem Luftwaffenmajor Karl Keding und dem baltischen Sonderführer Axel Plath habe ich es zu danken, daß ich trotz meiner körperlichen Hinfälligkeit aufrecht blieb und durch die letzten Strapazen kam. Sie haben mich manchmal in den Wagen und heraus gehoben. Ich habe viel brüderliche Liebe erfahren.

Am ersten Tag in Weeze wurde ich zum Lagerältesten gerufen, der mich bat, einen Dankgottesdienst für beide Konfessionen zu halten. Ich war gerne bereit, nur fürchterlich müde durch den fast völlig ausgefallenen Schlaf der letzten Nächte. Um fünf Uhr sollte ich predigen, jetzt war es drei Uhr nachmittags. Ich legte mich auf den Boden, um etwas zu schlafen, und bat die Freunde, mich in etwa einer halben Stunde zu wecken. Aber sie wollten mich wohl schonen, und ich erwachte erst um halb fünf. Mein Text war Jes. 40, 31: »Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.« Wenige Minuten vor dem Gottesdienst ging ich selbst durch das Lager und rief in jede Lagerstraße hinein: »Alles hierher gehört! Gleich gibt es auf dem großen Platz Gottesdienst für Evangelische und Katholische! Weitersagen!« Es ist ja immer eine Freude, vor großen Männerversammlungen zu predigen. Auch die Choräle klangen kräftig. »Großer Gott, wir loben dich« ist beiden Konfessionen bekannt.

Nach wenigen Tagen ging es auf den letzten Transport. Mit dem LKW fuhren wir durch das ganz zerstörte Wesel nach Münster, dann über Glandorf (nur wenige Kilometer an meinem unvergessenen Vikarsort Kattenvenne vorbei) nach Osnabrück. Noch war mein Hunger längst nicht überwunden. Als unsere englischen Fahrer eine Frühstückspause machten, auf der sie freilich allein dejeunernten, warfen sie von ihren Weißbrotschnitten die Kanten unter das Auto in den Straßenschmutz. Ich angelte sie mir in einem unbewachten Augenblick heraus und aß sie mit einem Dankgebet auf, nachdem ich den Dreck ein wenig abgewischt hatte. In Osnabrück kochten zum erstenmal deutsche Frauen für uns. Ich wurde satt und trat sogar einen Rest

einem hungrigen Rußlandheimkehrer ab. Nach einer Nacht in einem leeren Fabrikgebäude ging es in unserem LKW südwärts über den altbekannten Teutoburger Wald in Richtung Bielefeld. In der Senne bei Künsebeck war ein altes RAD-Lager. Hier sollten wir morgen entlassen werden. Als wir Wanzen feststellten, revoltierten wir erfolgreich. Am selben Nachmittag — es war wohl der 11. September —, öffnete ein tschechischer Soldat das Stacheldrahttor. Ich war frei!

So schön, wie ich es mir vor Monaten gedacht hatte, war es gar nicht. Mein leichtes Gepäck bestand aus einer drahtumwundenen kleinen Kiste, in der ich ein paar Wäschestücke und etwas Seife, dazu meine Bibel hatte. Das Päckchen war nicht schwer. Aber nach ein paar hundert Schritt saß ich am Boden und dachte wie jener kleine Knabe aus meinem ehemaligen Bilderbuch: »Wenn doch jemand käme und mich mitnähme!« Da fuhr ein leerer LKW mit Anhänger vorbei, hielt auf unser Winken und nahm einige Kameraden gegen Geld und gute Worte mit. Es ging auf vertrauten Wegen: Bethel — Bielefeld — Herford! Hier sprangen wir ab. Seinerzeit hatte meine Frau in der Vorahnung auf das kommende Chaos mit mir und den Kindern verabredet, daß sich der Rest der Familie in Bad Suderode im Harz treffen wollte. Hier hatte das Diakonissenhaus Salem ein Schwesternerholungsheim. Wir waren naiv genug zu meinen, soweit würde der Gegner nicht ins Land vorstoßen. Als ich aber im Lager hörte, daß der östliche Teil des Harzes von den Sowjets besetzt war, meldete ich mich nach Holzminden, wo unsere Diakonissen ein Krankenhaus hatten.

In Herford hungerte ich wieder. Ich trat darum in eine Bäckerei: Ich sei aus der Gefangenschaft gekommen — ob ich nicht ein Stück Brot ohne Marken haben könnte? Das junge Mädchen schnitt zwei bis drei Schnitten ab und drückte sie mir in die Hand. In diesem Augenblick erinnerte ich mich meines väterlichen Geschäftes in Riga. Dort kamen alle Sonnabend einige russische alte Bettler und holten sich ein paar Kupfermünzen ab. So wie sie mußte ich es jetzt auch machen. Ich zog also meine Kappe vom Kopf und machte eine tiefe Verbeugung. Nebenan im Lebensmittelgeschäft erhielt ich etwas Marmelade. Wie reich war ich doch!

Und nun sitze ich im Zuge nach Detmold. Nur nach Detmold, denn weiter geht er nicht. Den Leuten im Zuge schien der alte unrasierte Landser aufzufallen, der sein Brot mit Marmelade ohne Hilfe seines längst beschlagnahmten Messers zu verzehren suchte. Eine Betheler Diakonisse schenkte mir einen Apfel. Reichtum über Reichtum! In Detmold bestürmen etwa zehn Fahrgäste den Fahrdienstleiter, uns

mit dem Güterzug bis Altenbeken fahren zu lassen. Es gelingt. Die Nacht auf dem Bahnhof Altenbeken ist kalt, auch wenn wir den Zug nach Höxter für den nächsten Morgen schon besteigen dürfen. Ich überlasse der kleinen Schwester aus Bethel meine warme Decke. Ich kann ohnehin vor Aufregung nicht schlafen. Wir sind in Holzminden! Ob das Krankenhaus überhaupt noch steht? Ist es etwa beschlagnahmt? Ein junger Bursche trägt mein Kistchen ein paar Ecken weit.

Nun bin ich fast zu Haus, denn in der Pforte sitzt eine mir bekannte Schwester. Doch fast ging es mir wie im bekannten Lied vom Erkennen: Sie starrt mich nur entsetzt an. Andere Schwestern kommen. Eine weint. Die Frau aus der Waschküche ruft: »Kommt, da ist ein Landser gekommen — na, ich sage es Euch! — der sieht aus!!« Und ich kam mir doch fast elegant vor. Endlich kommt Schwester Elise, die Oberschwester, und ich frage: »Wissen Sie etwas von den Meinen?« — »Ja, Gertrud war vor wenigen Tagen hier und fuhr nach Lübeck, ihren Bruder zu suchen.« — »Aber der ist doch tot!« — »Nein, man sah ihn dort. Er ist wohl in englischer Gefangenschaft.« — »Und meine Frau?« — »Die hat vor Wochen nach Salem geschrieben.« Sollten sie wirklich alle am Leben geblieben sein? Ich sitze im Besuchs-zimmer. Als der Schwesternchor mir ein Willkommenlied singt, ist es mit meiner Fassung zu Ende. Es ist wie im Traum. Und dann fragt die Oberschwester: »Und nun, Herr Pastor, was wünschen Sie sich?« — »Ich möchte an einem gedeckten Tisch essen! Ich möchte ein Bad nehmen, und ich möchte in einem weiß bezogenem Bett schlafen.« Noch eine berechtigte Frage kam: »Haben Sie Läuse?« Fast genierte ich mich zu bekennen, daß ich nicht einmal wüßte, wie eine Laus aussieht. Sollte mein Ausbildungsleutnant doch recht gehabt haben, als er sagte: »Brandenburg, aus Ihnen wird nie ein rechter Soldat!«?

XI. In der Nachkriegszeit

Als ich nach wenigen Tagen am Stock durch die Stadt humpelte, sah mir die Schwester nach und sagte: »Der holt's nicht durch!« So hat sie mir später erzählt. Trotz freundlicher Aufnahme im Krankenhaus fehlten mir meine Kameraden. »Gibt es hier keine Gemeinschaft am

Ort?« fragte ich. »Doch, ein kleiner Kreis. Der Steuersekretär Bartels im Rathaus leitet ihn.« Ich gehe aufs Steueramt. Der alte Bruder versteht, was ich suche. Wir beteten zusammen.

Die Schwestern sind rührend zu mir. Leider darf ich nicht soviel essen, wie ich möchte. Aber dafür oft. Es dauert Wochen, bis ich das Gefühl, satt zu sein, wieder lerne. Ich werde aufs beste versorgt und darf draußen im Garten auf dem Liegestuhl liegen. Aus Niendorf kommt die Nachricht, daß Hans-Christian frei ist und Gertrud bei ihm. Gott sei Lob und Dank! Bald erfahre ich auch durch Flüchtlinge, daß meine Frau mit ihrem Vater (die Mutter starb in Schönfeld) und den beiden Kleinen von zwei tapferen Diakonissen aus ihrer Unfreiheit bei den Russen, wo sie weit über ihre Kraft hatte arbeiten müssen, gerettet wurde und nun schwer leidend in Berlin-Lichtenrade in Salem sei. Eine Postverbindung ist nicht möglich. Soll ich den Weg über die Grenze nach dem Osten wagen? Später erkannte ich, daß es Gottes Stimme war, die mich warnte. Ich wäre nicht bis Berlin gekommen. Aber diese Ungewißheit war für uns beide, meine Frau und mich, eine schwere Last. Später, als Post durchkam, wurde ich aus Salem wiederholt dringend vor einer Reise nach Berlin gewarnt.

Nach einigen Wochen der Erholung holte mich Gertrud nach Niendorf ab. Die Fahrt war wieder phantastisch. Zwischen Celle und Hamburg saßen wir auf einer offenen Güterlore auf Granitblöcken. Wie schön war es, nun wenigstens mit den beiden ältesten Kindern zusammen zu sein! Gertrud war die Flucht aus dem Sudetenlande gelungen. Hans-Christian war ebenso angeschlagen wie ich. Er hatte auch hungern müssen, was für den Achtzehnjährigen besonders schwer war. Gertrud entschloß sich, die Bibelschule in Breklum zu besuchen. Hans-Christian reiste nach vierzehn Tagen mit mir nach Holzminden. Wir vergessen nicht die Nacht auf dem Bahnhof in Altona. Wir legten uns auf die Fliesen, unsere Aktentaschen waren unsere Kopfkissen, unsere Mäntel die Decken. Wir konnten sogar unser Abendgebet miteinander halten. Und dann schliefen wir ganz gut, wenn auch manchmal Füße über uns stolperten. Es war wichtig, daß Vater und Sohn bei wiederkehrender Kraft täglich durch die Wälder des Solling wandern konnten. Unser Ton war gewiß etwas rauh. Als die Hoffnung bestand, daß meine Frau zu uns komme, ermahnten wir einander, etwas bürgerlicher in unseren Ausdrücken zu werden. Aber trotz all unserer Bemühungen war meine Frau später öfters entsetzt.

Im Januar wagte ich auf Einladung des Superintendenten eine Evangelisationswoche in Holzminden. Wir begannen im Gemeindesaal,

mußten aber bald in die Lutherkirche übersiedeln. Nach der Zerstörung der Großstädte waren die kleinen Provinzstädte Brennpunkte des Lebens geworden. Hier entstanden die ersten Volkshochschulen mit reichem Programm. Ich habe mich daran auch ein wenig beteiligt. Die Evangelisation wurde der Anfang einer reichen Arbeit in Holzminden, wie ich sie mir im Gefangenenlager in meinen Gebeten erbeten hatte. Die Oberschwester des Krankenhauses lud mich ein, wöchentlich im schönen großen Speisesaal eine öffentliche Bibelstunde zu halten. Ich besprach das Johannesevangelium und hatte die Freude, daß nicht nur die Schwestern und Ärzte, sondern auch Studienräte und Lehrerinnen der Schulen, Kaufleute und Beamte regelmäßig kamen. Dazu bediente ich, so oft ich konnte, die kleine landeskirchliche Gemeinschaft.

Über diesen ersten Monaten des Jahres 1946 stand die bange Frage, ob meine Frau mit den Kindern eine Möglichkeit der Ausreise nach dem Westen bekommen würde. Die menschliche Möglichkeit sah gering aus. In jener Zeit stellte mir unsere Hausschwester den Spruch hin: »Berge will ich zu Wegen machen« (Jes. 49, 11). An diesem Wort buchstabierte ich nun jeden Tag. Anfang März gab es noch einen tüchtigen Schneefall und Kälte. Ich war früh zu Bett gegangen. Da schellt es an der Tür des Hilfskrankenhauses. Das war an sich nichts Ungewöhnliches. Aber dann hörte ich Kinderstimmen, und plötzlich ging die Tür auf: Meine Frau mit Margarete und Arnd standen vor mir. Ich glaubte zu träumen.

Nun erst war ich richtig heimgekehrt. Gott schenkte uns hier in Holzminden über die böseste Nachkriegszeit hinweg drei Jahre lang eine Zufluchtsstätte. Jeden Sonntag hielt ich den Kranken einen Gottesdienst, der auch aus der Nachbarschaft, besonders aus dem bekannten Landschulheim, besucht wurde. Wir hatten sehr liebe Nachbarn, mit denen uns bald eine gute Freundschaft verband. Jenseits der Straße begann bereits der Sollingwald mit seinen sanften Steigungen. Im Frühling blühten Windröschen und Himmelschlüssel, und im Sommer reiften herrliche Waldhimbeeren. Wir brauchten nicht weit zu gehen, um Fernblicke ins schöne Wesertal zu haben.

Im Sommer des Jahres folgte eine weitere große Freude. Meine über achtzigjährige Mutter und meine jüngste Schwester hatten in Rathenow bei der Eroberung durch die Russen durch die Hölle hindurchmüssen. Fünf Tage und Nächte mußten sie im Walde hausen. Es dauerte lange, bis sie eine Notwohnung bekamen. Aber die Existenz drüben wurde immer notvoller. Mir war es furchtbar, daß ich ihnen

nicht helfen konnte. Da brachte auch ihnen eine Salemdiakonisse Rettung und erreichte ihre Übersiedlung nach Salem ins Mutterhaus. Hier kamen beide erst mal zur Ruhe. Im Juni 1946 siedelten sie dann zu uns nach Holzminden um. Blieb meine Mutter auch um ihrer körperlichen Schwäche willen bettlägerig, so war der Geist doch bis zuletzt frisch. Wir konnten immer nur staunen, wie sie alles Schwere hinter sich ließ, an allem Gegenwärtigen lebhaft teilnahm und zugleich voll Dankbarkeit an die glückliche Vergangenheit dachte. So hat sie fast zwei Jahre bei uns verbracht. Als ich im Februar 1948 zu einer Heimkehrertagung in der Evangelischen Akademie in Bad Boll war, erreichte mich das Telegramm von ihrem schnellen Heimgang. Wie froh waren wir über ihr schmerzloses und friede-erfülltes Ende. Sie blieb uns im Gedächtnis, wie sie war, solange wir sie kannten: energisch, lebensbejahend und dankbar. Wir betteten sie zwischen die Salemsdiakonissen auf dem schönen Friedhof nahe der Weser. Von ihren vierzehn Enkeln waren ihr sieben im Kriege vorangegangen.

Die Verbindung zum Mutterhaus in Berlin war in den ersten Jahren fast abgebrochen. Nur unregelmäßig gingen die Nachrichten hin und her. Salem hatte einen großen Teil seiner Schwestern im Westen: in Schleswig-Holstein, Lübeck, Niedersachsen, Westfalen, Rheinland, Hessen und in der Pfalz. Für diese Schwestern mußte gesorgt werden. Wir verhandelten mit den Stationsvorständen, erneuerten Verträge, kassierten Beiträge, zahlten Taschengelder, sorgten für Kleidung. Das Reisen war so strapaziös, daß ich es mit meinen noch nicht ganz aufgeholten Kräften nicht schaffte. Es quälte mich sehr, daß ich nicht alles so leisten konnte, wie es sein sollte.

Es war selbstverständlich, daß der Diakonissenhauspfarrer im Mutterhaus in Lichtenrade sein mußte. Da mir der Weg dorthin versperrt zu sein schien, mußte ich einen Nachfolger suchen. Bis ein solcher gefunden war, durfte ich meinen Platz nicht räumen. Schweren Herzens sagte ich zwei dringende Rufe ins Pfarramt ab, obwohl mir die beiden Städte Siegen und Wuppertal, jene alten Erweckungsgegenden, sehr verlockend erschienen. Doch durfte ich Salem nicht im Stich lassen.

Hatte ich im Gefangenenlager nicht den Ruf zum Evangelisten gehört? Solange die Reiseschwierigkeiten so groß waren, mußte ich kleine Schritte machen. Aber es war mir eine Freude, nach der Evangelisation in Holzminden in der Umgegend ähnliche Dienste zu tun. Es war wundervoll, in so vielen Dörfern und Städten des Weserlandes zu Jesus rufen zu dürfen. In Höxter und Boffzen, in Bevern und Heim-

sen, in Neuhaus auf dem Solling und in Stadtoldendorf, in Bad Gandersheim und in Goslar, in Hameln und in Vlotho, in Stadthagen und sogar in Uelzen habe ich Vorträge und Bibelstunden gehalten. In jenen Jahren nach dem Kriege war alles in Bewegung und Erregung, die Wunden waren noch nicht geheilt, und ein Wirtschaftswunder machte noch niemanden trunken. Türe und Tore waren für das Wort Gottes weit geöffnet. Ich bin heute noch froh, daß ich mit meinen kleinen Kräften die Zeit ausnutzte, so gut es ging.

Wieviel hatten wir zu danken, daß meine Frau in den bösen Hungerjahren nie nach Brot und Butter anzustehen brauchte, weil wir im Hilfskrankenhaus gegen unsere Marken gepflegt wurden! Immerhin war unser Aufenthalt in diesem Hause nicht unbedenklich, da es mit der Zeit zu einem Tbc-Krankenhaus wurde. Unser Jüngster, der im Jahre 1947 mit dem Schulbesuch begann, bekam eine böse Infektion. Die Ärzte fürchteten eine Milliartuberkulose. Das bewahrheitete sich — Gott sei Dank! — nicht. Wohl aber bekam er die bei Kindern oft vorkommende Hylus-Drüsen-Tbc in besonders heftiger Form. Es war eine freundliche Fügung, daß ich in jener Zeit mit meiner Frau zusammen eine Einladung zu einem Bibelkurs der Gasthausmission nach Oberstdorf im Allgäu bekam. Ich hatte für Gasthausangestellte (Kellner, Köche, Beschließerinnen usw.) die Bibelarbeit zu leiten. Wir nahmen unsern Jungen mit. Meine Frau fand viel freundschaftliche Unterstützung. Nach einigen Wochen wurde das Kind in ein Heim des bayerischen evangelischen Hilfswerks in Hirschegg aufgenommen, wo es ein halbes Jahr blieb und leiblich wie geistig aufs beste versorgt war. Im Sommer 1948 hatten wir unsern Jungen gesund wieder. Er ist nie mehr anfällig gewesen.

Während meine Frau noch im Allgäu war, machte ich weiter meinen evangelistischen Reisedienst. Ich war dabei nicht unbeschwert. Außer der Sorge um unsern Jungen bewegte mich die Frage unserer Zukunft. Zwar war zu meiner Freude Pfarrer Martin Hoene aus dem Diakonissenhaus in Neukirchen bei Moers willig, einem Ruf nach Lichtenrade zu folgen. Nun war ich frei. Aber gleichzeitig fragten meine Freunde vom Missionsbund »Licht im Osten«, ob ich bereit sei, Missionsinspektor des Missionsbundes zu werden. Dazu hätte ich nach Württemberg übersiedeln müssen. Bei einer Anfrage im Berliner Oberkirchenrat erfuhr ich, daß nach der Ordnung der Kirche ein Pfarrer seine Pensionsberechtigung verliert, wenn er außer Landes zieht, etwa aus Preußen nach Württemberg. Es wird damit gerechnet, daß die neue Landeskirche die Verpflichtung für eine etwaige Pensionie-

rung übernimmt. Bei einem freundschaftlichen Gespräch mit Prälat Hartenstein in Stuttgart mußte ich feststellen, daß ich in Württemberg nicht in die Zahl der Pensionsberechtigten kommen würde. Unser Missionsbund ist ja ein freies Werk landeskirchlicher und freikirchlicher Kreise. Mit meinen dreiundfünfzig Jahren war auch der Abschluß einer entsprechenden Altersversicherung nicht mehr möglich. Ich stand also vor der Frage, ob ich auf die Rechte einer Altersversorgung verzichten wollte. Dieser Entschluß war mir auch im Blick auf meine Frau nicht leicht.

Ich evangelisierte in Bochum, der arg zerstörten Industriestadt, als ein Brief meiner Frau kam. Sie hatte morgens das Wort Jesu gelesen: »Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen« (Matth. 6, 33). Das war eine so klare Antwort auf unsere Fragen, daß wir — so meinte meine Frau — gar nicht ausweichen könnten. Alle menschlichen Sicherungen seien ohnehin fraglich, das hätten ja die vergangenen Jahre gezeigt. Ich sollte also fröhlich zusagen! Wie dankbar war ich meiner Frau! Alle Zweifel zerrissen. Ich sagte zu und freute mich, daß ich meinem väterlichen Freund Jakob Kroeker diese Mitteilung an sein letztes Leidenslager bringen konnte. Es ging in der ersten Zeit bei uns gewiß knapp zu, aber Sorgen haben wir nie gehabt. Etwa zwölf Jahre später hat der EOK in Berlin nach einer warmen Empfehlung durch Bischof Dibelius doch noch nachträglich die Altersversorgung für die von mir in Preußen getanen Dienste zugesagt, falls ich das Alter von siebzig Jahren erreiche. Auch wenn es anders gekommen wäre, hätten wir nicht sorgen dürfen. Der alte Vers war uns lieb geworden: »Wie er mich durchbringt, weiß ich nicht, doch eines weiß ich wohl, daß er mich, wie mir sein Wort verspricht, hindurchbringt wundervoll.«

Nach langem Suchen fanden wir in Mühlhausen bei Stuttgart eine ganz kleine Wohnung, die ein Maurermeister in der Ruine eines erbten Hauses aufrichtete. Einige Möbel hatten wir kaufen können, denn im Osten hatten wir ja alles verloren. Bis zum Herbst 1949 mußten wir einige Monate das Leben »fahrender Leute« führen. Arnd war ja in Hirchegg, Margretlein in der Anstalt Treysa in Hessen, Hans-Christian in Oldenburg, wo sein väterlicher Freund, Bundestagspräsident Hermann Ehlers, ein Schülerheim geschaffen hatte. Dort wollte er sein Abitur machen. Meine Frau begleitete mich auf meinen Evangelisationsreisen, bis wir im Herbst endlich das eigene kleine Heim hatten, das aus drei kleinen Stuben mit Küche bestand. Wir fühlten uns wie ein junges Ehepaar, das sein Heim zum erstenmal einrichtet.

Ich hatte dem Missionsbund meinen Eintritt als Missionsinspektor unter der Bedingung zugesagt, daß ich zur Hälfte freier Evangelist bleibe, um dem Ruf Gottes gehorsam zu sein. So belastete ich den Etat des ganz neu und klein entstehenden Missionswerkes nicht zu sehr.

Pfarrer Dr. Joachim Müller wurde der Vorsitzende. Es zeigte sich, daß wir durch unsere Verbundenheit mit der alten D.C.S.V. für diese überkonfessionelle und übernationale Arbeit vorbereitet waren. Ohne viel Planung ergaben sich folgende Kennzeichen unseres Dienstes: Eine ökumenische Weite, die sich von allem Konfessionalismus frei hält; die seelsorgerliche Tiefe, die den Menschen zu persönlicher Wiedergeburt durch Buße und Glauben führen möchte; ein großes Vertrauen zur Kraft des Bibelwortes, das genugsam ist, einen Menschen zum Heil zu wecken; eine familienhafte Bruderschaft aller Mitarbeiter, mit denen wir immer gerne um den runden Tisch sitzen; eine sparsame Finanzwirtschaft, die möglichst viel Gaben unmittelbar dem Missionsdienst zugute kommen läßt; die Bereitschaft, mit ähnlichen Werken in Arbeitsgemeinschaft zu stehen und sich von allen egoistischen Zielsetzungen frei zu halten; ein möglichst enger Kontakt mit der opfernden Gemeinde, in der wir durch unser Blatt, durch Bibelfreizeiten und unsere alljährliche Missionskonferenz, aber auch durch viel persönlichen Briefwechsel die Missionsliebe zu wecken suchen! Diese Grundsätze haben sich jahrzehntelang in unserer Missionsarbeit bewährt.

Von Mühlhausen aus war ich viel auf Reisen. Leider zeigte sich, daß meine Frau die Notzeit nicht ohne gesundheitlichen Schaden hinter sich gebracht hatte. Unser in Tübingen studierender Sohn kam oft am Samstag herüber, um der Mutter beim Wochenputz zu helfen. Im Jahre 1951 gelang es, mit Hilfe des damaligen Bürgermeisters eine etwas größere Wohnung von vier Zimmern in Korntal zu gewinnen. Gleich beim Einzug merkten wir etwas von der besonderen Wärme dieses Ortes, der im Jahre 1819 durch die Württembergische Brüdergemeinde entstanden war. Der Hauswirt hatte die Haustür mit einer Girlande geschmückt und uns persönlich empfangen. Glieder der evangelischen Jugend und auch Nachbarn kamen, um uns beim Einräumen zu helfen.

Auch sonst wurde mir deutlich, wie opferfreudig eine Freiwilligkeitsgemeinde ist. Die aus der pietistischen Erweckung entstandene Brüdergemeinde Korntal erhebt keine Kirchensteuern; doch sind die Gaben wesentlich höher, als es die Steuern wären. Ein starker Kir-

chenbesuch und viele Hauskreise zeugen von der Liebe zum Worte Gottes. Sonntagskollekten und Missionsopfer liegen weit über dem Durchschnitt. An Perfektionismus ist freilich nicht zu denken. Wer in solch einer Gemeinde lebt, weiß auch von ihren Mängeln. Aber wir sind eine Gemeinde »unter dem Wort«.

Nach langer Planung kam es nach etlichen Jahren auch zur Übersiedlung des Missionsbundes, der hier die nötige Nestwärme fand.

Nach meiner inneren Berufung nutzte ich viel Zeit zu Evangelisationen und Bibelwochen. In über zweihundert Städten und Dörfern, auch im deutsch-sprechenden Ausland, habe ich zu Jesus gerufen. Die Einladungen erfolgten meist von landeskirchlichen Gemeinden, aber auch von Gemeinschaften und Diakonissenhäusern. Je und dann sprach ich auch in Freikirchen, denen ich ebenso gern diente. Die Arbeit eines Evangelisten ist Saatarbeit. Von der Ernte erfährt er nur gelegentlich, auch wenn es nicht an Ermutigungen fehlt. Der Evangelist darf nicht an seine Person binden. Viel kommt darauf an, ob am Ort ein lebendiger Bruderkreis vorhanden ist, in dem die Erweckten die rechte Förderung finden. Die Kernfrage der Kirchennot ist die Frage nach lebendigen Gemeinden. Das ist nicht dasselbe wie die Frage nach lebendigen Pfarrern. Zur Not kann ein lebendiger Bruderkreis auch ohne den Dienst eines Pfarrers auskommen. Das haben die alten pietistischen Gemeinschaften Württembergs seit zweihundert Jahren bewiesen.

Es ist sehr kurzichtig zu sagen: Die Zeit der Evangelisation ist vorbei! Das würde ja heißen: Die Zeit der Predigt des Evangeliums ist vorbei! Bei der Evangelisation handelt es sich um nichts anderes als um die intensive Verkündigung der Botschaft von Jesus Christus. Diese bleibt der Gemeinde aufgetragen, bis daß er kommt. Wandelbar sind nur die Methoden. Es ist gewiß richtig, daß an den Evangelisationen meist solche teilnehmen, die ohnehin mehr oder weniger am kirchlichen Leben beteiligt sind. Aber die Front, gegen die die Evangelisation kämpft, ist stets der Unglaube. Ob dieser sich in massiver Gottesleugnung oder im Gewand des biedereren Gottesdienstbesuchers verbirgt, ist unwesentlich. Wenn in unsern Gemeinden unter den Kirchengliedern nicht soviel Gesetzlichkeit oder bloße bürgerliche Moral unter dem Namen »Christentum« liefe, sähe es in unserem Volke anders aus.

Wenn ich auch nur sehr selten Zeuge von kleinen Erweckungen in den Gemeinden war, so kam ich doch meist froh aus dem Dienst zurück. Das Wort Jesu beweist immer wieder seine Kraft. Im Jahre 1952

oder 1953 erhielt ich aus einer Berliner Gemeinde einen Brief. Dort hatte ich zehn Jahre früher evangelisiert. Der Besuch war nicht gut gewesen. Auch hatte ich wenig Unterstützung aus der Gemeinde selbst gefunden. Es war Krieg, und abends fielen Bomben. Damals meinte ich, es sei verlorene Zeit mit dieser Arbeit. Nun schrieben mir unbekannte Menschen, daß sie sich seit jener Woche zu einem Bibelkreis zusammengefunden hätten, der durch alle bösen Zeiten des Krieges und des Hungers beisammen geblieben war. Das sollte ich doch auch einmal hören. Der Brief war von etwa zwanzig Personen unterschrieben.

Bei zunehmendem Alter mußte ich den Evangelisationsdienst einschränken. Ich ging dann öfters zu Bibelwochen und Konferenzen. Hier konnten der Reichtum des Wortes Gottes ausgebreitet und die besonderen Fragen der Berufe oder Altersstufen behandelt werden. Ich war nicht nur auf Freizeiten der Jugend und Studenten, sondern auch der Offiziere, Techniker, Kellner und ähnlicher Berufe.

Nach dem Tode meines Freundes Pfarrer Eberle in Tailfingen auf der Alb wurde ich Vorsitzender des Württembergischen Brüderbundes, des kleinsten landeskirchlichen Gemeinschaftsverbandes Württembergs. Es war meine besondere Freude, daß dieser Verband mit seinen noch nicht fünfzig Gemeinschaften seinen vielfältigen Dienst fast nur mit eigenen Kräften tat. So wurde die alte Stundenhalter-Tradition Württembergs auch hier gepflegt, obwohl wir weiterhin eine Frucht des Neupietismus waren, der modernen Gemeinschaftsbewegung, die aus der Erweckung um die Jahrhundertwende hervorgegangen war. Was in diesen pietistischen Kreisen geschieht, davon nimmt die Öffentlichkeit kaum Notiz, weil auch die kirchliche Presse wenig davon erzählt. Ich muß immer lächeln, wenn mit überlegener Miene gesagt wird, der Pietismus wäre eine Sache von gestern und erreiche die junge Generation nicht mehr. Wenn unser kleiner Brüderbund zu Pfingsten ein mehrtägiges Jugendtreffen veranstaltet, so rechnen wir mit rund tausend Teilnehmern, auch wenn gleichzeitig bei den Diakonissen in Aidlingen und auf dem Missionsberg in Liebenzell Tagungen stattfinden, die ebenso vierstellige Zahlen von Teilnehmern aufzuweisen haben. Aber mit solch einer Statistik ist noch wenig gesagt. Jahr für Jahr kommen auf Dutzenden von Ferienfreizeiten viele junge Menschen zu einem frohen und heilsgewissen Glauben an Jesus. Und welch eine Freude war es, während eines Monats Sonnabend für Sonnabend fünfzig bis achtzig Männer für je zwei Stunden in einem kleinen Gemeinschaftssaal zu vereinen — Bauern

und Weingärtner, Kaufleute und Handwerker, Beamte und Lehrer, auch viel junges Volk —, damit sie sich schulen lassen für den Dienst mit dem Bibelwort in ihren Versammlungen. Mit einem Mindestmaß von Organisation, ohne einen Zuschuß aus den reichen Kirchensteuermitteln, haben wir hier eine evangelische Laienbewegung, die keineswegs im Versickern ist.

Meine Korntaler Brüder haben mich, den aus dem fernen Norden stammenden Balten, ganz in ihre Mitte genommen und geben mir nicht nur in ihren Gemeinschafts- und Brüderstunden Gelegenheit, je und dann ein Wort zu sagen, sondern ich habe jahrelang fast täglich in den mancherlei Werken der Gemeinde (Schülerheime, Kinderheime, ein Altersheim) Andachten gehalten und hie und da den Pfarrbruder auf der Kanzel vertreten.

Eine Überraschung ist es mir, daß ich in den letzten Jahrzehnten mehr als früher mit meiner Feder dienen kann. Nicht nur durch gelegentliche Mitarbeit in allerhand Blättern und Zeitschriften, sondern auch als selbständiger Schriftsteller. Schon in Holzminden trat der Schriftenmissionsverlag in Gladbeck/Westfalen an mich heran und ermunterte mich zum Schreiben evangelistischer Schriften — vom kleinen Traktatheft für dreißig Pfennige bis zum Buch von einigen hundert Seiten. Wollte ich all die Auflagen zusammenzählen, so ist allein durch diesen Verlag in etwa zweihunderttausend Exemplaren das Zeugnis Jesu weitergegeben worden, wie ich es zu sagen vermag. Später erschienen bei anderen Verlegern biographische Arbeiten aus der Erweckungszeit, die meinem kirchengeschichtlichen Interesse entsprungen waren. Dann bat mich der Verleger Rolf Brockhaus, einen Band für die Wuppertaler Studienbibel zu übernehmen. Ich bearbeitete für diese Reihe den Galaterbrief, der mich seit meiner Lizentiatenarbeit besonders interessierte. Als Kroekers vergriffene Auslegung des Alten Testaments, »Das lebendige Wort«, in unserem Missionsbund immer wieder gesucht wurde, drängte ich den Brunnen-Verlag zu einer Neuauflage. Seine Zustimmung erhielt ich nur unter der Bedingung, daß ich die Neuausgabe übernahm und die noch fehlenden Bände zu schreiben versprach. Leider hatte Kroeker das Werk nicht vollenden können. Diese Aufgabe bedeutete für mich ein neues Gebiet, zu dem ich Freude an der hebräischen Sprache und am Wort des Alten Testaments mitbrachte. Mir lag nicht an neuen Forschungsergebnissen, sondern daran, daß ich die großen Scheine einer offenbarungsgläubigen Theologie in gängiges Kleingeld für den schlichten Bibelleser umwechselte.

Seit über zehn Jahren erscheinen im Gladbecker Verlag meine Wochenpredigten »Trost und Kraft aus Gottes Wort«. Damit setze ich fort, was mich in meiner frühesten Glaubenszeit in der Berliner Stadtmission beschäftigte. Damals verteilte ich auf den Straßen und in den Hinterhöfen die Samuel-Keller-Predigten. Heute muß ich sie selber schreiben und denke an die gegen achttausend Leser in der Woche.

Der Dienst am Wort Jesu und die Verkündigung seiner Botschaft macht nicht nur reich, sondern auch immer wieder arm. Die Aufgabe ist so groß, daß das Bekenntnis nicht schwer fällt: »Wir sind unnütze Knechte.« Aber wir alle, die wir durch die Hölle von 1945 gingen und dennoch am Leben blieben, haben unermüdlich zu fragen: Wozu blieben wir am Leben? Was erwartet Gott von uns? Wer in den Dienst Gottes berufen wurde, hat Rechenschaft zu geben von seiner Zeit und von seiner Kraft, die Gott ihm als Arbeitsmittel zur Verfügung stellt.

Die Sorge um den Menschen muß das Wichtigste im Dienst bleiben. Oft ist es nicht einfach, zu wiederholten Malen am Tage die Arbeit am Schreibtisch zu unterbrechen, weil das Telefon läutet oder die Hausglocke schellt. Meine Frau gab mir die gute Parole: Der Mensch geht vor! Manchmal ist es ein Stück Telefonseelsorge, dann wieder ein Ratsuchender. Sie kommen aus der Nähe und aus der Ferne. Aus der Ferne kommen oft solche persönlich, die in innerer Not sind und als Fremde kommen, um wieder als Fremde gehen zu können. War das nicht in der Nachtmission ähnlich? Schwermütige erhoffen Heilung. Ehenöte werden offenbart. Oft wird einfach Schutt abgeladen oder um die Absolution, die Lossprechung von quälender Schuld, gebeten. Dann bleibt die Last je und dann auf dem Seelsorger liegen, und er muß selbst in der Stille das Kreuz seines Herrn suchen, um wieder froh werden zu können.

Auch Studenten der Theologie bitten um Rat. Aber können wir Alten den Jungen in ihren Nöten helfen? Oft scheint es, als spräche man zweierlei Sprache. Die Jugend hat Angst vor einem »frommen Ton«, vor einem orthodoxen System, das man »über den Kopf gestülpt bekommt«. Manchmal ist es ein quälendes Sichabmühen um das rechte Selbstverständnis oder ein schwer zu entwirrendes Durcheinander von theologischen Schlagworten, nicht recht verdauter Existenzialphilosophie und kritikloser Übernahme einer neuen Terminologie. Auch die theologischen Systeme sind Kinder ihrer Zeit. Wie schnell ist der so fröhlich und harmlos plätschernde Liberalismus aus dem Anfang unseres Jahrhunderts in den blutigen Kämpfen des ersten Weltkriegs versunken! Und ohne die terroristischen Methoden des Nazismus wäre

die tapfere Bekenntnistheologie der dreißiger Jahre nicht entstanden. Aus dem Nihilismus einer entwurzelten Generation nach 1945 konnte wohl nur eine Theologie entstehen, die zur eigenen Qual alles in Frage stellt. Viel Geduld und einführende Barmherzigkeit sind nötig, um dieser tastenden Theologie zu helfen. Allerdings, wo sich Vermessenheit und Hochmut gegen das Wort des Evangeliums stellen, gibt es nur ein Entweder-Oder. Ohne existentielle Entscheidung gibt es keinen echten Christusglauben. Und wenn der Name Jesus nicht mehr angerufen wird, wenn die Liebe zu ihm nicht mehr möglich sein soll, wenn die Gemeinde nicht mehr auf den Wiederkommenden warten darf — dann hat eine solche Theologie ihren christlichen Namen im Sinne unserer evangelischen Kirche und ihrer Bekenntnisse verloren. Wer sich auf seine Gedanken über Jesus beschränkt, kennt den Reichtum des Glaubens noch nicht.

Es scheint allerdings, als wolle es in der jüngsten Zeit zu einer Reaktion kommen. Unsere Jugend ist der schweren Probleme weithin satt. Mit einer uns nun auch wieder oft überraschenden Kindlichkeit begnügt sich die jüngste Generation mit einer schlichten Erfahrung der Erlöserkraft Jesu, den zu bekennen man sich nicht schämt. Es ist vieles im Aufbruch.

Bei der Niederschrift dieser Erinnerungen stand oft die Frage vor mir: Was gibt dir das Recht dazu? Seit ich bewußt in den Dienst Jesu Christi trat, wußte ich auch, daß ich nicht mehr mir selber zu leben hätte, sondern zum Zeugen seiner Wahrheit und Gnade berufen bin. Es gibt auch eine verborgene Lebensgeschichte, die nicht zu Papier gebracht werden kann. Aber das Zeugnis von den Taten des lebendigen Gottes sind wir den fragenden Menschen schuldig. Um viele Menschen habe ich vergeblich gerungen. Mein Wort vermochte nicht, sie von der Wirklichkeit Jesu zu überzeugen. Im Alter klagt man sich über viele Versäumnisse an. Vielleicht kann dieser Lebensbericht manches nachholen. Es ist meine Bitte zu Gott, daß auch Leser, die sich bisher dem Anspruch Gottes und seines Christus entzogen, durch das Lesen des einfachen Buches sich im Gehorsam zu einer echten Entscheidung für Jesus rufen lassen.

Corrie ten Boom/J. und E. Sherrill

CORRIE TEN BOOM ERZÄHLT AUS IHREM LEBEN

240 Seiten, Leinen

Als das amerikanische Schriftstellerehepaar John und Elizabeth Sherrill Corrie kennengelernt hatte, erkannten sie, daß Corries Geschichte kein Blick in die Vergangenheit ist, sondern in die Zukunft, als sprächen Menschen und Orte von der Welt der siebziger Jahre:

Mit der Trennung fertig werden — Sicherheit mitten im Sturm suchen — mit weniger auskommen — aus der Vergebung leben — Gottes Kraft im Schwachen wirksam sehen — mit schwierigen Menschen fertig werden — dem Tod ins Auge sehen — Feinde lieben lernen. „Jeder Mensch, den Gott uns schickt, ist die vollkommene Vorbereitung auf die Zukunft“ — das lernten die Sherrills, das lernen ihre Leser an Corries Geschichte, die hier durch die Kunst des Weglassens, die Beschränkung auf das Wesentliche eine ganz neue Begegnung mit der „Weltreisenden im Auftrag Gottes“ schafft.

Erich Schnepel

EIN LEBEN IM 20. JAHRHUNDERT

Eine Autobiographie

Gekürzte Gesamtausgabe, 252 Seiten, Paperback

„Diese offenherzigen Lebenserinnerungen des ehemaligen Berliner Stadtmissionars vermitteln ein lebendiges Bild der religiösen Situation vor dem ‚Einsturz Europas‘ und der beispiellosen missionarischen Tätigkeit des Autors, der unter schwierigsten Voraussetzungen mit unerhörter Dynamik und Selbstverleugnung die Menschen für das Bibelwort zu gewinnen wußte.“
Neuer Bücherdienst, Wien

„Ein Stück Reichsgottesgeschichte in bewegten Jahren.“

Die Gemeinde, Kassel

„Dieses Buch ist eine Fundgrube der Erkenntnis dessen, was es heißt, sich Christus hinzugeben und unter der Leitung des Heiligen Geistes zu leben und zu wirken.“
Evang. Buchberater, Göttingen

R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL

Hans Brandenburg

Gott begegnete mir

Wie ein Mensch wird, wie ein Christ wird, wie sich Reifungsprozesse vollziehen, Richtungen bestätigt und korrigiert werden — dieser Rückblick auf ein halbes Jahrhundert verrät mehr von dem Geheimnis Leben als die beste Theorie. In komischen und tragischen Episoden rollt Hans Brandenburg den Faden dieser Jahre ab. Selbstkritisch, oft erstaunt über die Folgen frei- und unfreiwilliger Entscheidungen und unverhoffte Chancen beschreibt er die Studentenzzeit, die er zum Teil als Mitternachtsmissionar in Berliner Bahnhofsvierteln und mit blauer Schürze in den Betheler Anstalten verbrachte; die Lübecker und spätere Berliner Zeit, die nicht nur nebenbei Gefangenen und Prostituierten gewidmet war; Gefangenschaft, die seine Predigt weiterformte, Seelsorge- und Evangelistendienst, die den langjährigen Leiter des Missionswerkes „Licht im Osten“ bis heute beanspruchen. Bei Rückblick überkommt ihn der Humor, der die Lektüre zu einem kleinen Vergnügen macht. — Daß soziales Engagement keine moderne Erfindung ist, zeigt die Autobiographie dieses engagierten Christen nebenbei.

ISBN 3-417-00423-3

